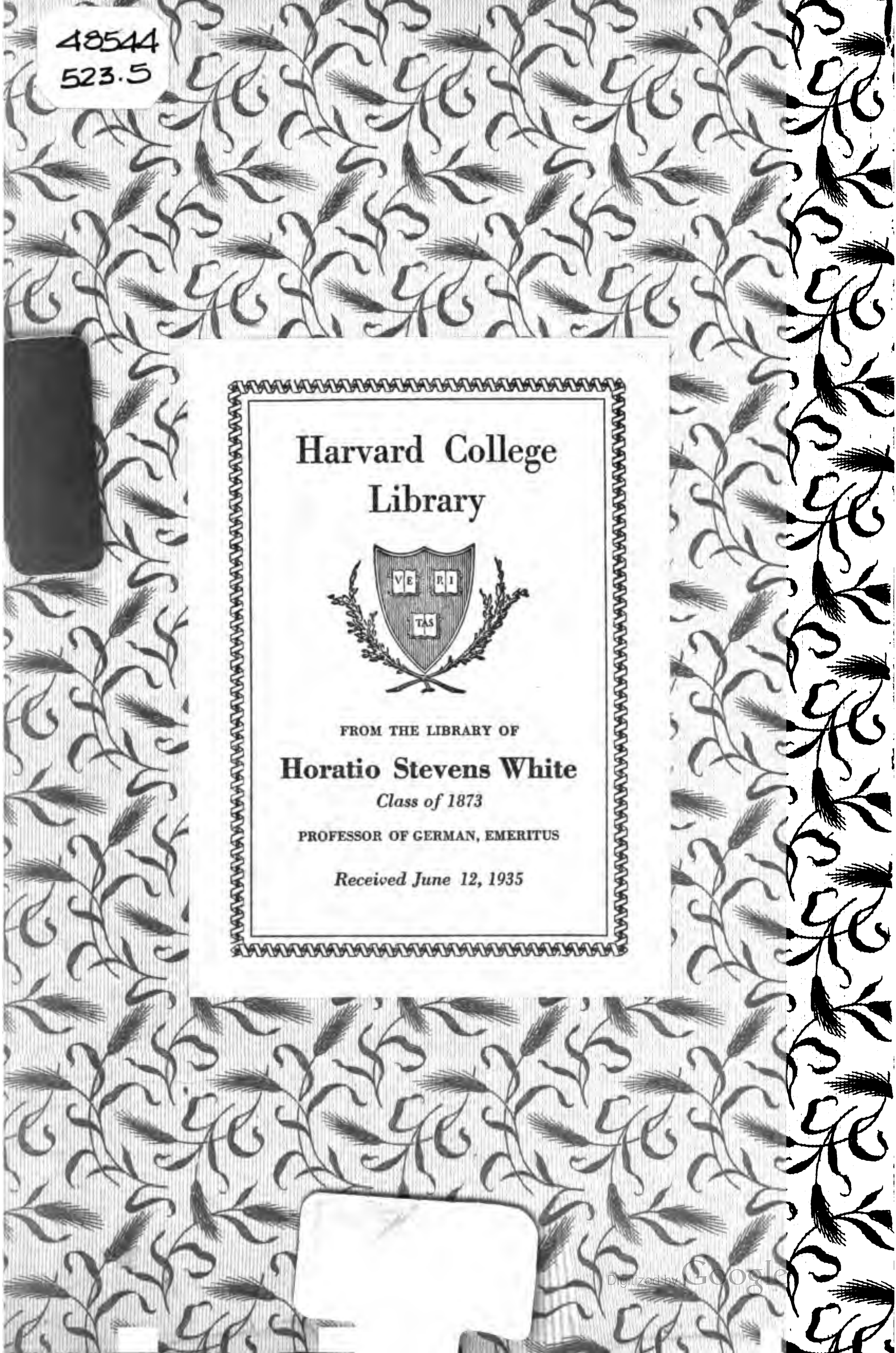
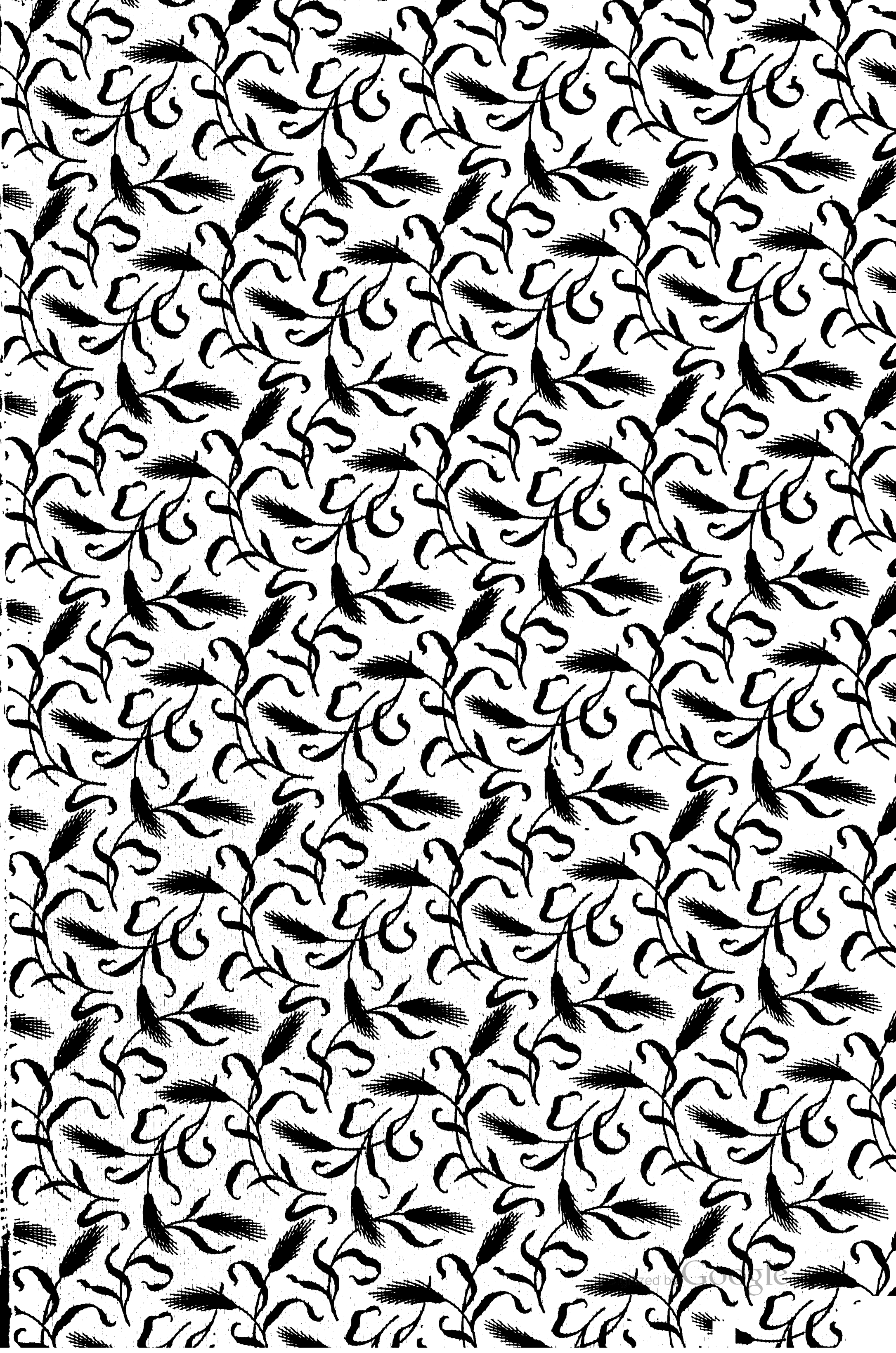


HENRI LICHTENBERGER

HEINRICH HEINE

ALS DENKER


48544
523.5
Harvard College
Library
VE RI
TAS
FROM THE LIBRARY OF
Horatio Stevens White
Class of 1873
PROFESSOR OF GERMAN, EMERITUS
Received June 12, 1935
Digitized by Google



HEINRICH HEINE
ALS DENKER.

VON

HENRI LICHTENBERGER
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT NANCY.

AUTORISIERTE ÜBERSETZUNG
VON
FRIEDRICH VON OPPELN-BRONIKOWSKI.



DRESDEN
VERLAG VON CARL REISSNER
1905.

Bibliographie.

Heines Werke sind in diesem Buche zitiert nach der Ausgabe von Professor Ernst Elster: „Heinrich Heines Sämtliche Werke“, VII Bände, Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut (ohne Jahreszahl).

Heines Briefe sind zitiert nach der Ausgabe: „Heinrich Heines Sämtliche Werke“, Hamburg 1876, Hoffmann und Campe, Band XIX—XXII (mit der Bezeichnung „Briefe“).

Druck von Ramm & Seemann in Leipzig.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Heine sowohl von den deutschen Konservativen wie von den Radikalen verurteilt; Notwendigkeit der Nachprüfung dieses Urteils. — Allgemeine Entwicklung der deutschen Romantik von revolutionären zu zunehmend reaktionären Tendenzen. — Umschlag zum Rationalismus und Angriffe auf die Romantik. — Heines Impressionismus und Romantik. — Sein Rationalismus. — Vielfältigkeit seines Wesens. — Ist Heine ein Dekadent?

Erstes Kapitel. Heines Pessimismus.

I. Ungünstige Verhältnisse, die Heine die Anpassung an seine Umgebung erschweren. — Seine französischen Sympathien und sein rheinischer Partikularismus. — Seine jüdische Herkunft. — Seine Erziehung: sein Vater und seine Mutter. — Heine wird nacheinander zur Beamtenlaufbahn, zum Handel, zum Advokatenberuf bestimmt. — Seine Geldnöte. — Seine schwankende Gesundheit. 15

II. Die Liebe in Heines Leben. — Seine Leidenschaft für Amelie, dann für Therese Heine. — Seine zahlreichen Liebschaften. — Anzeichen von Lebenskraft oder Dekadenzsymptome? — Heines Pessimismus in der Liebe. — Seine Auffassung vom Widerspruch des Daseins. — Seine nihilistischen Neigungen. 28

Zweites Kapitel. Heines religiöse und politische Anschauungen vor 1831.

I. Die Lebenslust bei Heine. — Körperliche und moralische Genesung. — Sein allmählicher Abfall von der Romantik. 45

Seite

II. Entwicklung von Heines religiösen Ideen. Seine Irreligiosität. — Seine Abneigung gegen den doktrinären Positivismus. — Er bleibt in seiner Phantasie und seinem Herzen religiös. 51

Heine und das Judentum. — Frühzeitige Loslösung vom traditionellen Judentum. — Sein Skeptizismus gegenüber dem Reform-Judentum mit rationalistischen Tendenzen. — Seine Witze über die Juden. — Sein treues Eintreten für die Sache der Juden. — Seine Taufe. — Gewissensbisse und Bedauern nach seinem Übertritt. — Seine wachsende Abneigung gegen die politische und religiöse Romantik. 56

Heine und das Christentum. — Seine katholisch-mystischen Jugendneigungen. — Seine wachsende Abneigung gegen das intolerante, verfolgungssüchtige Christentum. — Seine Polemik gegen Kirche und Adel. — Seine Kritik der Grundlagen des Christentums. — Trotzdem Beibehaltung romantischer Neigungen. — Seine geringe Sympathie für die heidnischen Götter. — Seine Verehrung für Christus, den Gott der Armen und Unglücklichen. — Sein Respekt vor dem Gebäude der römischen Kirche. — Seine Bewunderung für die Poesie des Christentums. 69

III. Die Entwicklung von Heines politischen Anschauungen.

Romantisch-patriotische Periode. — Heine teilt zunächst die patriotische Begeisterung und den Freiheitstaumel der Burschenschafter. — Gegen 1821 wird er sich seiner Divergenzen vom patriotischen Ideal bewußt. — Seine Angriffe auf die Maßlosigkeiten der Deutschtümler. — Sein Skeptizismus gegen die Bewegung von 1813. — Aufrichtigkeit seiner Vaterlandsliebe. 86

Die Entwicklung zum Radikalismus. — Die Gründe, welche Heine auf das Gebiet der Politik treiben. — Die Zensur. — Die antisemitischen Tendenzen in Preußen. — Heine ist kein Fanatiker. — Seine Versuche, mit den Machthabern auf guten Fuß zu kommen. — Napoleonbegeisterung. — Um- 98

Seite

schwung der deutschen und der europäischen Meinung über Napoleon. — Heine wird zum Anhänger der Napoleonlegende. — Er sieht in Napoleon den Helden der Revolution. — Er versagt dem Staatsstreich vom 18. Brumaire seine Achtung.

Die Religion der Revolution. — Aufstand des Volks gegen die privilegierten Kasten Adel und Priesterstand. — Die Aufgabe des XIX. Jahrhunderts ist die allgemeine Befreiung. — Die Partei der Unterdrücker. — Zukunftsperspektiven. 112

IV. Heine geht nach Paris. — Auswanderungspläne. — Heines Zaudern vor seinem Fortgehen; seine Abneigung als Künstler gegen die Stellung eines Tribuns. — Trotzdem Entschluß, Deutschland zu verlassen. 119

Drittes Kapitel. **Heine und der Saint-Simonismus.**

I. Heine in Paris. — Sein Pariser Leben. — Seine Gesundheit. — Seine Beziehungen zu den Saint-Simonisten. — Zerfall der Saint-Simonistischen Gemeinde. 125

Wie hat Heine den Saint-Simonismus aufgefaßt? — Der Saint-Simonismus als Wirtschaftssystem. — Als soziale Lehre. — Als religiöse Lehre. — Saint-Simons Neues Christentum. — Enfantins Religionslehre. — Was zog Heine zum Saint-Simonismus? 131

II. Heines Religion. — Die drei großen Abschnitte der Weltgeschichte: heidnisch-sensualistische, christlich-spiritualistische und pantheistische Periode, welche die Synthese der beiden ersteren ist. 142

Die Abschnitte der Revolution. — Die materialistische Philosophie und die französische Revolution. — Die philosophische Revolution in Deutschland von Luther bis Kant und Hegel. — Die politische Reaktion und die Romantik. — Der Kampf gegen die Romantik: Goethe und das Junge Deutschland. — Die deutsche Revolution.

III. Auflösung des Saint-Simonismus. — Enfantins Brief an Heine über die „Propaganda unter den Königen“. — Heines Urteile über das Ende des Saint-Simonismus. 163

Seite

Viertes Kapitel. **Heine als Tribun.**

I. Heine als Tribun. — Er verliert immer mehr das Interesse an den politischen Fragen und wendet sich mehr und mehr den sozialen und religiösen Fragen zu. — Negativer Charakter seiner politischen Stellung. — Unfruchtbarkeit seiner Bemühungen. 168

II. Heine und der Radikalismus. — Er wird Korrespondent der „Augsburger Zeitung". — „Französische Zustände". — Herbe Kritik der Julіregierung. — Seine Verachtung der Plutokratie. — Seine Urteile über Louis-Philipp und dessen Minister. — Seine Abneigung gegen die Legitimisten. — Sein Mißtrauen gegen den Bonapartismus. — Seine Hochachtung vor den von ihm bekämpften Republikanern. — Seine Sorge um die Zukunft Frankreichs. 173

Heines Urteile über Deutschland. — Er nennt sich einen Demokraten, aber keinen Republikaner. — Seine Polemik gegen die religiöse und feudale Reaktion. — Seine wachsende Feindschaft gegen die Radikalen. — Charaktergegensätze zwischen Heine und den deutschen Radikalen. — Er hält sie für kraftlose Schwätzer. — Er verwirft ihre Gleichmacherei. — Er tadelt ihr Nazarenertum. — Seine Beziehungen zu den Radikalen werden immer gespannter. — Seine versöhnliche Stimmung gegenüber den Regierungen. — Heine von den Radikalen in Bann getan. 186

III. Heine und der Sozialismus. — Das soziale Problem nimmt in Heines Augen die erste Stelle ein. — „Lutezia." — Größere Sympathien Heines für Louis-Philipp und seine Minister. — Unsicherheit des Bürgerkönigtums und Verfall Frankreichs. — Möglichkeit einer Regeneration durch den Zäsarismus? — Revolutionsgefahr. — Fortschritte der Republikaner. — Kommunistische Propaganda. — Der große soziale Umsturz Europas. — Heines Pessimismus. — Opportunistische Anschauungen, die seine Sympathien für das Julikönigtum bestärken. — Beruht Heines Mäßigung auf seiner Pension, die ihm die französische Regierung zahlt? 202

Seite

IV. Erneute Angriffe Heines auf die Reaktion in Deutschland. — Friedrich Wilhelm IV. nimmt den Kampf gegen den Liberalismus in verschärftem Maße wieder auf. — Heines Polemik gegen die Tendenzpoesie und den Phrasenpatriotismus. — „Atta Troll.“ — Heine und die deutschen Sozialisten. — Seine Mitarbeit am „Vorwärts“. — Die „Zeitgedichte“. — „Deutschland, ein Wintermärchen.“ — Heines Bruch mit den deutschen Regierungen. — Der Prozeß des „Vorwärts“. — Heine wird sich seiner Divergenzen von den Sozialisten bewußt. — Seine Beziehungen zu Lassalle. — Zunehmender Pessimismus. 219

Fünftes Kapitel. **Heines Bekehrung.**

I. Verschlimmerung von Heines Krankheit. — Seine außerordentliche Lebenskraft. — Pessimistische Auffassung vom Siege der Ungerechtigkeit und des allgemeinen Leidens. — Er gibt seinen pantheistischen und sozialistischen Glauben auf. — Seine „Bekehrung“ im Jahre 1849. 239

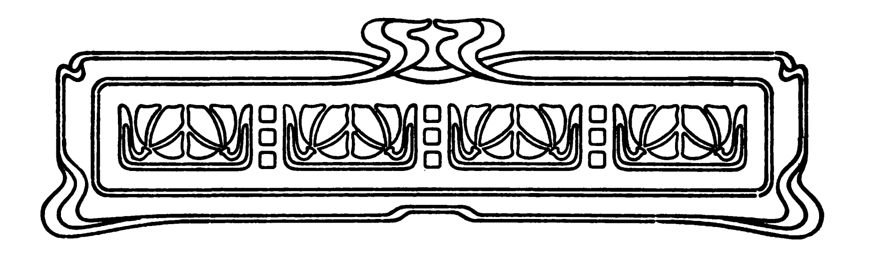
II. Zusammenbruch von Heines politischen und religiösen Idealen. — Sein politischer Pessimismus. — Seine Urteile über die Revolution von 1848. — Über die provisorische Regierung. — Über die Wiederherstellung des Kaiserreiches. — Über das Fehlschlagen der deutschen Revolution. — Seine Befürchtungen angesichts der Fortschritte des Sozialismus. — Seine Abneigung gegen alle Gleichmacherei. — Sein religiöser Pessimismus. — Heine leugnet den Atheismus ab. — Er wird inne, daß sein Pantheismus nur ein verhüllter Atheismus war. — Wiederbelebung des religiösen Gefühls bei Heine. — Seine Urteile über Judentum, Protestantismus und Katholizismus. — Trotzdem bleibt er frei von allen konfessionellen Banden. — Seine Religion entspringt lediglich einem Gefühlsbedürfnis. — Tiefe Verzweiflung ist ihr Kennzeichen. — Sie ist wesentlich ein Aufgeben aller Ansprüche auf Vergöttlichung des Menschen. 251

Heines Tod.

Seite

Sechstes Kapitel. **Heines Schaffen und Persönlichkeit** 279

Fortdauernde Feindseligkeit eines großen Teils der öffentlichen Meinung in Deutschland gegen Heine. — Die Anti-Heine-Legende: seine jüdischen und französischen Sympathien, sein abstrakter Radikalismus; die Flecken seines Charakterbildes. — Jüdische Züge bei Heine. — Sein Kosmopolitismus und Patriotismus. — Seine demokratischen Überzeugungen und sein revolutionäres Temperament. — Dekadenzsymptome bei Heine. — Auseinandergehende Urteile über Heine, weil er in die noch heute bestehenden Streitfragen verwickelt ist.



Einleitung.

Heinrich Heine zählt nicht zu jenen großen Siegreichen, die sich widerspruchslos die allgemeine Bewunderung erzwingen. Sein Dasein besitzt nichts von Goethes abgeklärter Majestät, noch endet es mit einer glänzenden Apotheose wie bei Wagner; es hinterläßt keinen gewaltigen und beruhigenden Eindruck, wie er von jenen großen Siegern ausgeht, die ihre mächtige Individualität voll entfalten konnten. Heine hat den Sieg seiner Gedanken nicht erlebt. Es ist ihm ebensowenig gelungen, sich zu vollständiger, endgültiger Einheit seiner Persönlichkeit durchzuringen. Kaum hat er einen Augenblick in innerem Gleichgewicht gelebt, so fällt er in Zwiespalt und Pessimismus zurück. Er ist in mancher Hinsicht ein Überwundener des Lebens, der schließlich den Schiffbruch seiner höchsten Hoffnungen eingesteht und sich in einen schmerzlich-ironischen Nihilismus flüchtet. Sein gesamtes Geistesbild trägt die Merkmale eines grausamen Nervenleidens, jenes „schwarzen Weibes", von dem er in seinem „Lazarus" singt, dessen Todeskuß seinen Leib zu einem Leichnam machte, „worin der Geist ist eingekerkert". Über seinen Ruhm streitet man noch heute

mit Leidenschaft, und Feinde, die noch nicht abgerüstet haben, leugnen ihn überhaupt ab. Das realpolitische, positivistische Deutschland von heute, dieses starke, disziplinierte und klug konservative Deutschland, das auf den Schlachtfeldern großartige Erfolge errungen hat und gegenwärtig in den wirtschaftlichen Kämpfen Sieg auf Sieg davonträgt: dieses Deutschland, das Heine nicht voraussah, noch heraufführen half, und das er sicher nicht geliebt hätte, wenn er es vorausgesehen hätte, urteilt oft sehr hart über ihn und bricht mit erbarmungsloser Härte den Stab über die Fehler des Menschen und über die Mängel des Schriftstellers. Es spricht ihm allen moralischen Wert, allen politischen Sinn ab und erklärt ihn für einen zwar talentvollen und gedankenscharfen, aber auf Irrwege geratenen und deklassierten Schriftsteller, der sich in Deutschland keine Stellung schaffen konnte und sein literarisches Glück im Ausland gemacht hat, wo er schamlos die Komödie des politischen Märtyrers spielte. Es sieht in ihm einen haßerfüllten, anmaßlichen Juden, einen Heimatlosen, der nicht imstande war, Deutschlands wahre Sendung zu erkennen, und der die öffentliche Meinung irre zu führen suchte, indem er einen abstrakten, unfruchtbaren Liberalismus, einen veralteten, seichten Voltairianismus predigte; es hält ihn für einen falschen Propheten, der seine Zeit durchweg mißverstanden hat und dessen Weissagungen die Zukunft Lügen gestraft hat. — Dazu kommt, daß nicht nur seine Gegner unsanft mit ihm umgehen; auch seine politischen Glaubensgenossen haben ihn lange Zeit nicht besser behandelt. Die führenden Demokraten seiner Zeit haben ihn verleugnet und als Abtrünnigen behandelt; sie haben ihm Unbeständigkeit vorgeworfen und gesagt, daß er mehr um

seinen literarischen Ruhm besorgt wäre, als um die große Sache, als deren Vorkämpfer er sich ausgab, und sie haben ihm schließlich geraten, bei seinen Versen zu bleiben, mit der verächtlichen Redewendung: „Ein Talent, kein Charakter!"

Unter solchen Umständen ist es vielleicht an der Zeit, diese fesselnde und problematische Figur heute von neuem so objektiv und unparteiisch wie möglich nachzuprüfen. Den Dichter Heine will ich dabei ganz ausschalten; er war erst kürzlich der Gegenstand einer trefflichen und in vieler Hinsicht abschließenden Studie („H. Heine poète" von J. Legras, Paris 1898). Ich möchte in diesem Buche nur das Bild des Denkers, des Politikers, des Tribunen, des demokratischen und sozialistischen Journalisten Heine festzulegen suchen, der noch heute bei einem zahlreichen Bruchteil des deutschen Volkes auf eine so merkwürdige und unüberwindliche Abneigung stößt.

Zu der Zeit, da Heine der Kindheit entwuchs, vollzog sich in Deutschland jener merkwürdige Wandel der Romantik aus einer ursprünglich revolutionären Bewegung in eine immer engherziger traditionelle Reaktionspartei. Aus den flammenden Protesten der Jugendbegeisterung gegen einen vergreisten, stumpf-dogmatischen und platt-utilitarischen Rationalismus hervorgegangen, hatte die Romantik dem menschlichen Geiste neue Horizonte erschlossen. Überall war sie den Auswüchsen einer herzdörrenden, überlebten Verstandeskultur entgegengetreten und in kecker Revolutionslust auf Entdeckung eines Gebietes der menschlichen Seele ausgezogen, in das der am Boden haftende gesunde Menschenverstand der Aufklärungszeit sich nicht gern hineinwagte. In der Religion schied die

Romantik sorgfältig die Sphäre des rein religiösen Lebens aus und trennte sie von der Metaphysik und Moral deutlich ab; im Geistesleben der Menschheit wies sie den irrationalen Faktoren, der mystischen Intuition, dem Gefühl, der Liebe, eine immer bedeutendere Stellung an und zollte den geschichtlichen Tatsachen der Religion, den positiven, konkreten Formen, in denen sie sich im Verlauf des Weltgeschehens auswirkt, immer respektvollere Achtung. In der Moral forderte sie im Gegensatz zu dem mittelmäßigen Eudämonismus der „Ökonomen der Moral" Vorrechte für die Liebe, den Genius, die Phantasie. In der Poesie entdeckte sie den Orient und das Mittelalter und wies, das Werk Herders und des jungen Goethe fortführend, die Deutschen wieder auf die Kenntnis ihrer nationalen Kunst und Volkspoesie. In der Politik zerstörte sie die Illusion des Naturrechts und des Gesellschaftsvertrages; sie lehrte im Recht das vereinte Werk des Volksgeistes sehen, der die allgemeine Bestimmung der Menschheit in seiner besonderen Weise und nach Maßgabe des Volkstemperaments und Volkscharakters individualisiert. Sie erkannte im Staat eine freie Kundgebung der Volksseele, ein Ereignis, das älter ist als jedes Nützlichkeitskalkül, ein notwendiges Ergebnis und einen sichtbaren Ausdruck der geistigen Einheit des Volkes. — Aber unmerklich ließ sich die Romantik durch ihr Mißtrauen gegen den Rationalismus und ihre Feindschaft gegen die französische Revolution immer weiter treiben und endigte so schließlich mit der Verteidigung der Reaktionspolitik, die in der Restaurationszeit triumphierte. — Ursprünglich von einer rein rationellen Religionsauffassung ausgegangen, von einem philosophischen, fast jedes historischen oder dogma-

tischen Elements baren Protestantismus, kommt die Romantik am Schluß ihrer Entwicklung infolge ihrer wachsenden Mißachtung der theoretischen Vernunft zu einer immer irrationelleren Religionsauffassung, einer immer unentwegteren Liebe zu solchen Religionen, in denen das Positive, Übersinnliche herrscht, zu einer immer entschiedeneren Verehrung für den Katholizismus mit seiner kirchlichen Hierarchie und starken Disziplin, seinem in hohem Maße traditionellen und dogmatischen Charakter und seinem Autoritätsprinzip, welch letzteres den vollendetsten Gegensatz zu der Vernunftreligion des kategorischen Imperativs bildet. Das Prinzip der autonomen Moral, das Kant als oberstes Gesetz der Ethik aufstellt und das auch seine Religionslehre beherrscht, erscheint fortan als eine Gottlosigkeit, die nur das verwegene Vertrauen auf die gestaltende Kraft der menschlichen Vernunft diktieren konnte; der rationalistische Stolz schmilzt hin zu einer respektvollen Anbetung des unerforschlichen Lebensmysteriums, zu einem demütigen Eingeständnis der menschlichen Schwäche und des menschlichen Elends. Und die zerknirschte und reumütige Romantik, aus allen Himmeln ihrer Hoffnungen gestürzt, all ihres stolzen Übermuts beraubt, geht demütig in die Schule der göttlichen Offenbarung und rettet sich in ihren Zweifeln und Ängsten an den Fuß des Kreuzes, in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche. — Und wie sie in der Religion den supranaturalistischen und animistischen Glauben der Vergangenheit wieder zu Ehren bringt, so kämpft sie auch in der Politik für den christlichen Staat des Mittelalters, die absolute Monarchie und die Vorrechte des Adels, träumt von der Wiedergeburt des Heiligen Römischen Reiches und bekämpft aus abergläubischer

Verehrung für Geschichte und Überlieferung alle Versuche der Vernunft, in das politische Leben der Nation einzugreifen und eine Staatsverfassung zu schaffen, wie sie den berechtigten Wünschen des Volkes entspricht, das der fortdauernden Bevormundung immer überdrüssiger wird.

Aber ebenso, wie die rationalistischen Auswüchse der Aufklärungszeit die romantische Reaktion heraufbeschworen hatte, ebenso zeitigt jetzt die Übertreibung der Romantik eine liberale Gegenströmung. Die Romantik ist ohnmächtig, die große Geistesbewegung zu hemmen, die seit der Renaissance auf allen Gebieten des Lebens die Geister antreibt, das Joch der Tradition und Autorität abzuschütteln, am Fortschritt der Wissenschaft und Technik mitzuwirken, die Autonomie der Vernunft zu proklamieren und ihr Recht und Macht einzuräumen, das menschliche Leben nach ihren Ansprüchen zu gestalten. In immer bewußterem und ausgesprochenerem Gegensatz zu den reaktionären Strebungen der Romantik entwickelt sich die Strömung, die das Dasein auf allen Gebieten vernünftig gestalten und die Gesellschaft nicht mehr wie einst auf Gottesglauben und Ehrfurcht vor der geschichtlichen Tradition, sondern auf die neue Weltauffassung begründen will, die im XIX. Jahrhundert mit den Fortschritten der Naturwissenschaft immer mehr an Klarheit gewinnt. Die Errungenschaften der Erfahrungswissenschaft, die sich allmählich der Herrschaft der Naturphilosophie entzieht, die zunehmende Kühnheit der philosophischen Religionskritik, die von Hegel bis Strauß immer offener die Autonomie der Vernunft und das große Prinzip der Vernünftigkeit des Wirklichen verkündet, die zunehmende Ausbreitung der demokratischen Lehren und

liberalen Strebungen: alles dies sind lauter Symptome der einen großen Bewegung, die der Vernunft auf der Tafel der Werte wieder zum Ehrenplatz verhelfen will, von dem die Romantik sie verdrängt hat.

Allem Anschein nach hat Heine diesen Widerstreit der beiden großen Weltanschauungen, die das XIX. Jahrhundert zerspalten, selbst durchgelebt.

Er war zweifellos zunächst und in vieler Hinsicht ein romantischer Dichter, und man hat oft darauf hingewiesen,*) daß der hervorstechendste Geisteszug Heines eine wunderbare Empfänglichkeit für die mannigfachsten, zartesten und kompliziertesten Eindrücke war. Er ist seinem Wesen nach ein Sensitiver, ein Sohn unserer nervös verfeinerten und hochgespannten Zeit. Er besitzt nicht nur die Gabe, Gesichts- oder Gehöreindrücke mit außerordentlicher Schärfe zu perzipieren, er besitzt vor allem die seltene Gabe, Gefühls-, Seelen- und Geisteszustände, die dem gewöhnlichen Bewußtsein als einfach und einheitlich erscheinen, in ihre kleinsten Einzelheiten zu zerlegen und sie mit seltenem Scharfblick zu zergliedern. Und dieses Vermögen, alle äußeren Eindrücke in den innersten Tiefen seines Wesens nachschwingen zu lassen, sah Heine selbst als das Merkmal seiner höheren Natur an. Seine unmittelbaren, lebhaften Eindrücke, die sich ihm mit aller Gewalt einer „momentanen Notwendigkeit" aufdrängen, der er sich nie zu entziehen sucht, haben in seinen Augen viel mehr Wert, als alle aus der Überlegung geborenen Ideen und Theorien. In dieser Hinsicht ist er durchaus ein romantischer Dichter voller Achtung und Liebe für das Natürliche, Ungewollte und Unbewußte, für das Unter-

*) S. besonders R. M. Meyer, „Die deutsche Literatur des XIX. Jahrhunderts", S. 127ff. (Berlin 1900).

bewußtsein der Seele und die Elementarerscheinungen des Geisteslebens, mit einem Wort, für Alles, was Nietzsche „das Selbst, die große Vernunft" nennt, und ebenso voller Skepsis und Verachtung für alles, was durch Nachdenken, Überlegung und Berechnung zustande kommt, kurz für die „kleine Vernunft". Er denkt in dieser Hinsicht nicht viel anders als der „alte Eidechs", von dem er im Anfang der „Stadt Lucca" redet, der „schon an die dreitausend Jahre Untersuchungen macht über die geistigen Funktionen der Tiere und besonders Menschen, Affen und Schlangen zum Gegenstand seines Studiums gemacht" hat. „Und als Resultat meiner Beobachtungen, Experimente und anatomischen Vergleichungen," sagt der kleine Naturphilosoph, „kann ich Ihnen bestimmt versichern: kein Mensch denkt, es fällt nur dann und wann den Menschen etwas ein. Solche unverschuldete Einfälle nennen sie Gedanken, und das Aneinanderreihen derselben nennen sie Denken. Aber in meinem Namen können Sie es wieder sagen, kein Philosoph denkt, weder Schelling noch Hegel denkt, und was gar ihre Philosophie betrifft, so ist sie eitel Luft und Wasser, wie die Wolken des Himmels; ich habe schon unzählige solcher Wolken stolz und sicher über mich hinziehen sehen, und die nächste Morgensonne hat sie aufgelöst in ihr ursprüngliches Nichts; — es gibt nur eine einzige wahre Philosophie, und diese steht in ewigen Hieroglyphen auf meinem Schwanze."*)

Heines Philosophie ist also wesentlich impressionistisch. Sie hat ihren Ursprung nicht in den „ewigen" und „unerschütterlichen" Grundlagen der

*) Werke III, 382 f.

Vernunft, noch in den festen und beständigen Entschließungen eines klaren, zweckbewußten Willens, sondern sie ist der launische, wechselnde Widerschein des ewig wechselnden Lebens in einer beweglichen und wandelbaren, außerordentlich eindrucksfähigen Dichterseele, die vielleicht von Anfang an durch einen Krankheitskeim, den er von klein auf in sich trug, getrübt ward. Suchen wir bei ihm also keine weltumspannende Synthese, kein bis ins einzelne wohl zusammenhängendes Weltbild, kein klar definiertes und systematisch durchgeführtes Ideal, keine festumschriebenen, unter allen Umständen zu verwirklichenden Lebensgrundsätze. Erwarten wir bei ihm vielmehr eine Reihe von schwankenden Eindrücken, die ununterbrochen wechseln, sich nie zur Einheit zusammengliedern, sich oft widersprechen und doch ein jeder aufrichtig sind, jeder der genaue, getreue, ursprüngliche Ausdruck eines vorübergehenden Seelenzustandes. Seine Hauptlebensaufgabe besteht darin, die äußeren Ereignisse ungehindert auf sein Empfinden wirken zu lassen und diese Empfindungseindrücke in seinem Geist unwillkürlich zu künstlerischen Bildern umzusetzen. Seine Seele stets frisch und jung zu erhalten, sie aller Freude und allem Leid der Menschheit zu öffnen und aus seinen glücklichen oder trüben Erfahrungen Schönheit zu schaffen: das hat er für den Hauptberuf seines Lebens gehalten. Und dies ist durchaus das Wahrzeichen eines romantischen Dichters. Heine ist Romantiker durch seinen Impressionismus und seine Ironie, Romantiker durch seinen Glauben an den unermeßlichen Wert der Kunst und der Form, Romantiker durch seinen Geniekult, sein tiefes Verständnis für das Volksleben, seine Liebe zu den

Niedrigstehenden, seine Begeisterung für die altdeutsche Literatur, sein Interesse an Volksüberlieferungen, Romantiker durch sein Verständnis für die Poesie des Christentums, den rührenden Glauben des kleinen Volks, Romantiker durch seine Abneigung gegen das glänzende griechische Heidentum, die antiken Kulturen und den Olymp, Romantiker durch seine ersten literarischen Freundschaften, die ihn zum Schüler Wilhelm Schlegels und zum begeisterten Hörer der Germanisten Hundeshagen und Benecke machten.

Aber täuschen wir uns nicht: dieser Romantiker ist gleichzeitig und mit der gleichen Ehrlichkeit ein eingefleischter Rationalist. Seine Mutter Betty van Geldern verfiel zwar nie in den unentwegten Dogmatismus der Revolutionsidealisten, aber sie war doch tief durchtränkt von der Philosophie der Aufklärungszeit, insbesondere von Jean-Jaques Rousseau, dessen „Emile“ sie über alles schätzte. Von ihr hat Heine allem Anschein nach diesen Vernunftkultus geerbt, der so seltsam gegen seinen romantischen Impressionismus absticht. Und doch ist kein Zweifel an seiner Aufrichtigkeit möglich, wenn er in der Vernunft, die allen Menschen gemeinsam ist, die Offenbarung der neuen Religion der Zukunft erblickt. Der endgültige Sieg der Vernunft im Bereich der Philosophie und Religion wie in der Politik ist einer seiner Hauptglaubensartikel. In dieser Hinsicht teilt er die Zuversicht der Renaissancemenschen, der Aufklärungsphilosophen und der Helden der französischen Revolution. Wie aber verträgt sich diese Überzeugung mit seinem romantischen Temperament? Heine fühlt sehr wohl, daß hier ein Widerspruch liegt, und er gibt diesen seltsamen Dualismus seines Wesens zu, ohne ihn zu ergründen. „Ich selbst,“ sagt er, „bin

zwar keiner von den Vernünftigen, aber ich habe mich zu dieser Partei geschlagen, und seit 5588 Jahren führten wir Krieg mit den Narren. Die Narren glauben sich von uns beeinträchtigt, indem sie behaupten, es gäbe in der Welt nur eine bestimmte Dosis Vernunft, diese ganze Dosis Vernunft hätten nun die Vernünftigen, Gott weiß wie! usurpiert, und es sei himmelschreiend, wie oft ein einziger Mensch so viel Vernunft an sich gerissen habe, daß seine Mitbürger und das ganze Land rund um ihn her ganz obskur geworden. Dies ist," fährt er fort, „die geheime Ursache des Vertilgungskrieges, den die Vernünftigen und die Narren von alters her mit einander führen." Fest verschanzt in ihren aristotelischen Werken, werfen die Vernünftigen wohl bewiesene Bomben unter ihre Feinde. Diese verteidigen sich, so gut sie können: ihre schlauste Kriegslist ist die, in der Tiefe der menschlichen Seele dunkle Kräfte zu entdecken, z. B. das Gemüt, den Glauben, die Inspiration, die sie der Vernunft entgegenstellen und die sie für mehr wert erklären als die Vernunft ... um sich über ihren eigenen Mangel an Vernunft zu trösten. Ihn selbst klagen sie an, von Haus aus einer der ihrigen zu sein, ein Abtrünniger, der die Sache der Narren verraten habe, ohne zu merken, daß die Vernünftigen über ihn lachen. „Und da haben die Narren wohl recht." Heine weiß sehr gut: alles, was er tut, „ist den Vernünftigen eine Torheit und den Narren ein Greuel." Er weiß, wenn er bereit gewesen wäre, „die gnadenseligen Augen zu verdrehen, das Haupt wie ein Lamm Gottes herabhängen zu lassen und auswendig gelernte Bibelsprüche zu wispern," so hätte er unter den Narren eine glänzende Karriere machen können. Aber er hat nun einmal diese Liebe

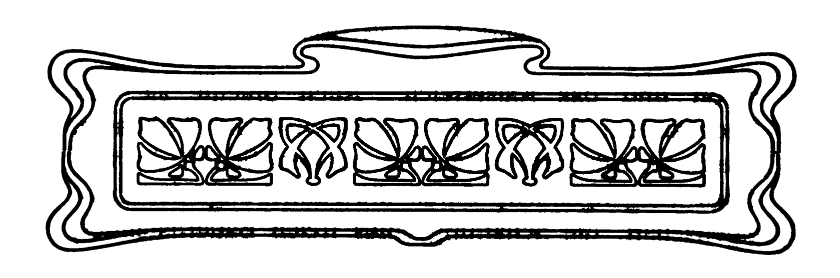
zur Vernunft, die sich durch keine Verachtung, keine Zurückweisung entkräften läßt. Er besingt sie in unzähligen Liedern unter dem Bilde einer weißen, kalten Jungfrau, die ihn anzieht und abstößt, ihm bald lächelt, bald zürnt und ihm endlich gar den Rücken kehrt. Und diese unsinnige, lächerliche Liebe, diese so abgründig unvernünftige Leidenschaft für die Vernunft, ist sie nicht die allernärrischste Narrheit, „von so außerordentlicher Art, daß sie großartig hervorragt über das gewöhnliche närrische Treiben der Menschen?"*)

Man sieht, Heines Persönlichkeit ist seltsam kompliziert. Dieser Narr, der sich zur Partei der Vernünftigen schlägt, erkennt bald die romantische, bald die rationalistische Tafel der Werte an, obwohl diese beiden Wertreihen in vieler Hinsicht in offenem Widerspruche stehen. Diese verwirrende Zwiespältigkeit entbehrt gewiß nicht des besonderen Reizes. Heines Persönlichkeit würde uns weniger anziehen, wenn wir einen engherzigen rationalistischen Sektierer und Revolutionsmann vor uns hätten, oder einen reinen Phantasten, einen einfachen romantischen Dilettanten. Aber bei Heine kann man sich andererseits nicht verhehlen, daß die Vielseitigkeit seiner Gaben und Neigungen eine wirkliche Gefahr für ihn bildete. Sie hat sogar die Einheit seiner Persönlichkeit in Frage gestellt und es ihm fast unmöglich gemacht, ein inneres Gleichgewicht zu erlangen. Heine lag sein Leben lang im Konflikt mit sich selbst wie mit der Außenwelt. Es wurde ihm schwer, sich in das Milieu einzugewöhnen, in das ihn sein Schicksal gesetzt hatte, und noch schwerer, sein Dasein einheitlich und folgerichtig zu gestalten und

*) Werke III, 183ff.

eine Weltanschauung zu gewinnen, welche die verschiedenen Seiten seiner vielseitigen Natur in befriedigender Weise zusammenfaßte. Und wenn man hinzunimmt, daß Heine an einem Rückenmarksleiden gestorben ist und daß er von Jugend auf und sein ganzes Leben hindurch nervenleidend war, so sieht man sich zu der Frage gezwungen, ob diese Unfähigkeit, sich anzupassen und etwas Ganzes zu werden, ob diese geistige Disharmonie, diese „Anarchie der Instinkte", die wir bei ihm feststellen, sich nicht zum Teil aus dem Fortschreiten der grausamen Krankheit erklären, der er schließlich erlag. Ich beabsichtige zwar nicht, diesen Standpunkt hier lang und breit zu verfechten; ich bin vollauf überzeugt, daß wir heute gar nicht in der Lage sind, das Maß des Einflusses krankhafter Störungen auf das Geistesleben gewisser hochstehender Dekadenten auch nur annähernd zu bestimmen. Immerhin scheint sich das Decadenceproblem bei Heine ebenso unvermeidlich aufzudrängen wie bei Nietzsche, womit freilich nicht gemeint ist, daß man ein Recht hat, Heines Ideen überhaupt in Frage zu stellen und sie als Phantasien eines Neurasthenikers abzutun. Nichts wäre ungerechter und falscher. Der „Fall Heine" hat nichts mit der medizinischen Pathologie zu tun, ebensowenig wie der „Fall Nietzsche". Aber es ist möglich und sogar wahrscheinlich, daß Heines Körperzustand, sein physiologischer Verfall in verschiedenen Lebensabschnitten, namentlich am Anfang und am Ende seiner Laufbahn, einen mehr oder minder starken Einfluß auf sein Denken gehabt hat. Der geistige Zustand eines Nervenleidenden wie Heine ist ein anderer als der einer gesunden, harmonischen, im Gleichgewicht be-

findlichen Natur wie Goethe. In diesem Sinne darf man Heine einen „Decadent" nennen, ohne dem Interesse, das wir am Studium seiner Werte nehmen, irgendwie Abbruch zu tun. Lamprecht hat darauf hingewiesen, daß der hervorragendste Zug in der Geistesphysiognomie des XIX. Jahrhunderts die außerordentliche und teils beunruhigende Steigerung der Reizsamkeit ist. In diesem Sinne ist Heine, sowohl wegen seiner hervorragenden Gaben wie wegen seiner Fehler und Schwächen, zweifelsohne ein typischer Vertreter unserer Zeit. Durch seinen Impressionismus und dessen Folgeerscheinungen, Ironie und Pessimismus, durch die Schmiegsamkeit seines feinen und vielumfassenden Geistes, der sich die entgegengesetzten Ideen zu eigen machte, durch die Beweglichkeit seiner gleich feurigen und skeptischen Natur, die gegen alle Unterordnung und Einheit aufbäumte und zwischen gegensätzlichen Neigungen hin und hergerissen wurde, ohne daß eine von ihnen endgültig die Oberhand gewann, erscheint Heine durchaus als das Kind einer unruhigen, gährenden Übergangszeit, in der alles, was die Lebensnorm früherer Geschlechter ausmachte, ins Wanken gerät, und ein leidenschaftliches Verlangen nach einer Religion der Zukunft die Herzen erfüllt. Heine hat das gelobte Land nicht erreicht und er ist auch keiner von denen, bei welchen man Harmonie und Beruhigung findet. Dafür aber hat er mit schmerzlich-kühner Aufrichtigkeit und seltener Dichterkraft einige der Zweifel und Fragen, die noch heute die Herzen bestürmen, in Worte gefaßt. Und das ist, glaube ich, genug, um ihm einen dauernden Ehrenplatz in der Geschichte des deutschen Geistes im XIX. Jahrhundert anzuweisen.



Erstes Kapitel.

Heines Pessimismus.

I.

Die ersten Schritte im Leben sind für Heine mühselig und selbst leidvoll. Eine Reihe schwieriger Umstände trägt dazu bei, seine Gemütsverfassung zu trüben, die materielle Grundlage seines Daseins zu erschüttern, seine Jugendjahre zu verdüstern und ihm die Anpassung an das Milieu, in das der Zufall ihn gestellt hatte, unmöglich zu machen.

Schon seine Geburt richtet eine Scheidewand zwischen ihm und der Mehrzahl seiner Mitbürger auf. „Ich bin," erzählt Heine in seinen Memoiren, „geboren zu Ende des skeptischen XVIII. Jahrhunderts und in einer Stadt, wo zur Zeit meiner Kindheit nicht bloß die Franzosen, sondern auch der französische Geist herrschte."*) In der Tat war Düsseldorf zweimal, von 1795—1801 und von 1805—1813, unter französischer Herrschaft, und diese hinterließ im Herzen der Bevölkerung tiefe Sympathien für die französische Revo-

*) Werke VII, 461.

lution und das Kaiserreich. Auch brachte sie den Rheinländern in mancher Hinsicht wirkliche Wohltaten. Durch energisches Aufräumen mit dem Schutt der feudalen Vergangenheit, durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Schaffung eines freien Bauernstandes, die Vernichtung aller Kastenvorrechte und die Begründung der bürgerlichen Gleichheit, durch Hebung von Handel und Industrie, sowie durch die Emanzipation der Juden, denen fortan die gleiche Behandlung zuteil wird wie den Christen, hat sich Frankreich dauernde Verdienste um die Rheinlande erworben. Wie also hätten sich ihre Bewohner jenem Fieber der Begeisterung entziehen können, das der 'große Napoleon damals überall entzündete? Es ist bekannt, welch unauslöschlichen Eindruck sein Einzug in Düsseldorf in den Jahren 1811 und 1812 auf den jungen Heine machte. In seinem „Buch Le Grand“ erzählt er uns von jenem denkwürdigen Tage, wo er, von fast religiöser Begeisterung erfüllt, „mit eigenen Augen ihn selber sah, Hosiannah! den Kaiser!“ Er zog durch die Allee des Hofgartens ein, durch die man „laut Polizeiverordnung bei fünf Taler Strafe nicht mitten durch reiten durfte ... Der Kaiser ritt ruhig mitten durch die Allee, kein Polizeidiener widersetzte sich ihm; hinter ihm, stolz auf schnaubenden Rossen und belastet mit Gold und Geschmeide, ritt sein Gefolge, die Trommeln wirbelten, die Trompeten erklangen. Er ritt ein weißes Rößlein und klopfte nachlässig den Hals des Pferdchens ... Der Kaiser trug seine scheinlose grüne Uniform und das kleine welthistorische Hütchen. Und das Volk rief tausendstimmig: „Es lebe der Kaiser!“ Heine stand geblendeten Auges vor dieser Erscheinung, geblendet für sein ganzes Leben. Der Anblick des großen

Kaisers, dem Europa zu Füßen lag und der mit der olympischen Ruhe eines Halbgotts an der Spitze seiner begeisterten Krieger einritt, blieb ihm zeitlebens unvergeßlich, ebenso wie das ganze Heldengedicht der Revolution und des Kaiserreiches, das sein Freund, der Tambour Le Grand, ihm auf seiner Trommel vorgetrommelt hatte: den roten Guillotinemarsch, bei dessen Klang die Köpfe der Despoten und Aristokraten fielen, die Siegesmärsche von Marengo, von den Pyramiden, von Jena, Eylau, Wagram, und endlich den Todesmarsch von Borodino und den Eisfeldern Rußlands, auf denen die Große Armee erlag. Und Heine bleibt sein Leben lang ein Gläubiger der Napoleonlegende; er umspannt mit der gleichen Liebe den Genius, der Europa durch seinen eisernen Willen beherrscht hat, wie Frankreich, als dessen Exponent Napoleon ihm erschien, und die Freiheit, die er gegen die verbündeten Monarchen des alten Europa verteidigte.

Im Jahre 1813 nach der Schlacht bei Leipzig wurde in Düsseldorf der kaiserliche Adler mit dem schwarzen preußischen Adler vertauscht. Im ersten Augenblick jubelten die Bewohner des einstigen Herzogtums Berg ihren Befreiern zu und schlossen sich mit Freuden den Heeren der Verbündeten an, um Napoleons Sturz vollenden zu helfen; sie waren der Franzosenherrschaft, der hohen Auflagen und der Aushebungen müde, durch die eine Menge Landeskinder den Tod in Spanien oder Rußland fanden.*) Im Frühjahr 1815 stellte sich Heine, siebzehn Jahre alt, mit einer großen Zahl von Mitschülern als Freiwilliger

*) S. Treitschke, Deutsche Geschichte, I, 502f, II, 267ff.

zum Feldzug gegen den von Elba zurückgekehrten Kaiser. Doch wurde er nicht angenommen und hat sich vermutlich rasch getröstet. Die patriotische Begeisterung ließ bei seinen Mitbürgern in der Tat bald nach. Düsseldorf fiel durch Beschluß des Wiener Kongresses mit dem größten Teil der Rheinlande an Preußen. Aber kaum war der Friede unterzeichnet, so regte sich schon wieder der deutsche Partikularismus. Man zog Vergleiche zwischen der früheren und jetzigen Herrschaft, und dies nicht immer zum Vorteil von Preußen. Die Klagen über die preußische Verwaltung wurden bald ebenso bitter, wie die über die französische Fremdherrschaft. Die Sympathie zwischen dem starr aristokratischen Preußen und den rheinischen Provinzen, wo die lange Franzosenherrschaft fast alle Spuren der Vergangenheit ausgetilgt hatte, konnte nicht groß sein. Das aufblühende Bürgertum der großen rheinischen Städte hing an den von Frankreich überkommenen liberalen Einrichtungen und war stolz auf seinen Code civil und seine Schwurgerichte; es empfand vor Preußen ein Gemisch von Furcht und Verachtung: von Furcht, denn es mußte sich wohl oder übel der unbeugsamen Härte einer unbestechlichen Verwaltung oder der strengen Zucht des Heeres beugen; von Verachtung, denn es sah Preußen als rückständiges Land an, wo das Volk noch unter dem Joch des Königstums und des Adels seufzte, als das Land des übermütigen, unwissenden Junkers und des Korporalstocks. Insbesondere fühlten sich die Juden gekränkt, als die preußische Regierung die alten Plackereien wieder gegen sie in Anwendung brachte und sie abermals zu Bürgern zweiter Klasse erniedrigte, indem sie ihnen z. B. den Sitz auf der Geschworenen-

bank entzog. Und so ist es nicht erstaunlich, daß Napoleon für die Mehrzahl von ihnen, insbesondere für Heines Vater, der liberale Held und Volksbefreier par excellence blieb. Ebenso ist es außer Zweifel, daß der Sohn die Begeisterung des Vaters für den großen Kaiser und die liberale französische Regierung teilte und frühzeitig jenes rheinische Partikularisten-empfinden für den preußischen Adler hegte, an den er später jene flammenden Worte richtete:

„Du häßlicher Vogel, wirst du einst
Mir in die Hände fallen,
So rupfe ich dir die Federn aus
Und hacke dir ab die Krallen.

Du sollst mir dann in luft'ger Höh'
Auf einer Stange sitzen,
Und ich rufe zum lustigen Schießen herbei
Die rheinischen Vogelschützen.

Wer mir den Vogel herunterschießt,
Mit Zepter und Krone belehn' ich
Den wackern Mann! Wir blasen Tusch
Und rufen: „Es lebe der König!"“*)

Ein Zweites trat hinzu, um Heines Unzufriedenheit mit den sozialen Einrichtungen seiner Zeit zu mehren. Einer jüdischen Familie entsprossen, sollte er bald am eigenen Leibe die Wahrheit jener mutwilligen Bemerkung erfahren, die er einer seiner Romanfiguren in den Mund legt: „Die altjüdische Religion ist keine Religion, sondern ein Unglück.“ Die Juden hatten in der Tat viele Feinde in allen Gesellschaftsklassen und lebten in ganz Deutschland noch unter

*) II, 437.

Ausnahmegesetzen, die in den einzelnen Staaten verschieden waren. Preußen war in dieser Hinsicht allerdings noch liberaler als die meisten anderen; es hatte ihnen in der Tat durch Gesetz vom 11. März 1812 die bürgerlichen Rechte verliehen, doch dieses selbe Gesetz schloß sie von den Staatsämtern aus; eine Verordnung von 1822 benahm ihnen auch den öffentlichen Unterricht an Schulen und Universitäten. Der König hoffte übrigens auf ein allmähliches Erlöschen des Judentums und hielt streng auf Durchführung der Verordnung von 1812. Ausländischen Juden gab er nur sehr selten das Heimatsrecht und begünstigte einen Verein zur Verbreitung des Christentums unter den Juden, der sich aus Theologen und Laien zusammensetzte. — Aber nicht allein die Regierung legte der völligen Emanzipation der Juden Hindernisse in den Weg, die große Masse des Volkes war noch viel unduldsamer als sie. Die öffentliche Meinung war ihnen überall abhold; auf der Straße verfolgte man sie mit höhnischen Hepp-Hepp-Rufen. Professoren wie Rühs, Fries und Luden, Theologen wie Paulus, liberale oder radikale Publizisten bekämpften einmütig ihre Ansprüche und wiesen ihre Klagen zurück. Die Studierenden, die für das deutsche Vaterland und für die christliche Religion schwärmten, waren erklärte Antisemiten und drohten den Juden die Ausschließung aus der Burschenschaft an. In den Städten wie auf dem platten Lande nahm die Erbitterung des Volkes gegen die Wucherer, die es aussaugten, immer mehr zu. Im Jahre 1819 kam es zu Krawallen in Würzburg, Heidelberg, Karlsruhe, Darmstadt und Frankfurt. Die Menge stürmte die jüdischen Häuser und mißhandelte ihre Bewohner. So wütete

in Deutschland der alte Rassenhaß fort, während in Frankreich die Judenbefreiung längst durchgeführt war.*)

War Heine durch seine Franzosenliebe und seine jüdische Herkunft also zu einer Sonderstellung unter der Mehrzahl seiner Landesgenossen verurteilt, so war auch die Erziehung, die er genoß, keineswegs dazu angetan, um ihm den Weg zu ebnen und die Anpassung an seine Umgebung zu erleichtern. Sein Vater, Samson Heine, war ein liebenswürdiger Phantast, der unter der Maske schweigender Würde und steter Geschäftigkeit ein großes Kind und eine vollkommene geistige Null geblieben war. Als alter Proviantmeister des Herzogs Ernst August von Cumberland hatte er von seinen Beziehungen zum Soldatenstand her eine große Vorliebe für das Militär, die bunten Uniformen, Pferde und Hunde, Spiel und Weiber bewahrt. Später versuchte er sich als Kaufmann ohne Talent und ohne Erfolge; er schlenderte durchs Leben als sorgloser Genußmensch und unverbesserlicher Optimist. „Eine grenzenlose Lebenslust," sagt Heine in seinen Memoiren, „war ein Hauptzug im Charakter meines Vaters; er war genußsüchtig, frohsinnig, rosenlaunig. In seinem Gemüte war beständig Kirmes, und wenn auch manchmal die Tanzmusik nicht sehr rauschend, so wurde doch immer die Violine gestimmt. Immer himmelblaue Heiterkeit und Fanfaren des Leichtsinns. Eine Sorglosigkeit, die des vorigen Tages vergaß und nie an den kommenden Morgen denken mochte."**) Heine hing an seinem Vater mit zärtlicher Liebe; von

---

*) Treitschke, Deutsche Geschichte, II, 417ff., 528ff.; III, 378.
**) Werke VII, 486.

ihm hat er vielleicht etwas von jener gezierten Frivolität, jenem Mangel an Ernst, jener sorglosen Sinnlichkeit, die Samson Heine zu einer so liebenswürdigen Null machten. Aber es ist klar, daß er von ihm keinerlei wirksame Hilfe, keinen praktischen Rat fürs Leben erwarten konnte. — Seine Mutter Peira, oder wie sie sich später nannte, Betty van Geldern, war eine ganz andere Persönlichkeit. Sie war die Tochter eines Arztes, eine Frau von feinen Formen, guter Erziehung und hoher Bildung, eine überzeugte Rationalistin, allen Vorurteilen und Konventionen abhold, unberührt von der am Ende des XVIII. Jahrhunderts grassierenden Modesentimentalität. Sie hatte klare Ideen, einen natürlichen Geschmack und ein sehr sicheres weibliches Taktgefühl, das ihr verbot, ihre Theorien zu übertreiben oder in Utopien und Fanatismus zu verfallen. Aber obwohl sie ihrem Sohne eine dauernde, rührende Zuneigung einflößte und ihm ihren Kunstsinn und ihre rationalistische Überzeugung vererbte, so scheint sie die Erziehung des so zärtlich geliebten Knaben doch ziemlich falsch geleitet zu haben, obwohl sie von den besten Absichten beseelt war.

Heine ging aus einer Familie hervor, in welcher der kaufmännische Sinn sehr entwickelt war. Sein Großvater Heymann Heine war Kaufmann in Hannover, sein Onkel Isaak hatte zwei Söhne, die reiche Bankiers wurden, sein Onkel Salomon erwarb sich als Geschäftsmann eins der größten Vermögen in Deutschland, ein anderer Onkel endlich war in Hamburg ein geachteter Makler. Trotzdem war Heinrich Heine arm und jeder kaufmännischen Begabung bar. Von Kindheit an fühlte er sich unbezwinglich zu geistigen Dingen hingezogen, er war ein geborener Dichter. „Meine Mutter," sagt

er in seinen Memoiren, „hatte damals die größte Angst, daß ich ein Dichter werden möchte; das wäre das Schlimmste, sagte sie immer, was mir passieren könnte. Die Begriffe, die man damals mit dem Namen Dichter verknüpfte, waren nämlich nicht sehr ehrenhaft, und ein Poet war ein zerlumpter armer Teufel, der für ein paar Taler ein Gelegenheitsgedicht verfertigt und am Ende im Hospital stirbt."*) Und die vernünftige Betty Heine setzt fortan alles daran, um den Sinn für das Romantische und Phantastische in ihrem Sohne zu ersticken. Sie entreißt ihm jeden Roman, den sie in seinen Händen findet, erlaubt ihm keinen Besuch des Schauspiels, versagt ihm jede Teilnahme an Volksspielen und schilt die Mägde, welche in seiner Gegenwart Gespenstergeschichten erzählen. „Kurz, sie tat alles mögliche, um Aberglauben und Poesie von ihm zu entfernen."**) Statt ihm den Weg einschlagen zu lassen, den ihn seine natürlichen Gaben anwiesen, suchte sie ihren Sohn, mit dem sie große, hochfliegende Dinge im Sinn hatte, auf gut Glück und ohne zusammenhängenden Grundplan in eine vorteilhafte und glänzende bürgerliche Laufbahn zu drängen. Sie träumte für ihn „die goldensten Epauletten oder die brodiertesten Ehrenchargen am Hofe des Kaisers"***) und ließ ihm zu diesem Zweck im Gymnasium zu Düsseldorf eine klassische Erziehung geben, um ihn auf seine künftige Beamtenlaufbahn vorzubereiten. Im Frühjahr 1813 wandte sich das Blatt. Hatte Samson Heine geschäftliche Verluste gehabt, so daß er die zur Erziehung seines Sohnes nötigen Kosten nicht mehr

*) Werke VII, 463.
**) Ebenda 466 f.
***) Ebenda 463.

aufbringen konnte? Oder fürchtete er, der selbständige und herausfordernde Geist des jungen Harry möchte in einer bürgerlichen Laufbahn Schiffbruch erleiden? Man weiß es nicht. Jedenfalls nimmt er ihn vom Gymnasium fort und gibt ihn in die Handelsschule von Vahrenkampf, dann 1815 zuerst als Lehrling nach Frankfurt zu dem Bankier Rindskopf und später in ein großes Spezereigeschäft in Hamburg zu seinem Onkel Salomon, dem berühmten Millionär. Bald genug sollte sich seine völlige Unfähigkeit zum Erwerb herausstellen; als Chef eines Kommissionshauses in englischen Manufakturwaren „Harry Heine und Co." betätigte er sich gerade lange genug, um schlechte Geschäfte zu machen, vor der prosaischen Republik Hamburg einen Abscheu zu bekommen und den Handel, sowie die, welche ihn betreiben, gründlich verachten zu lernen. So „platzte die merkantilische Seifenblase noch schneller und kläglicher, als die imperiale."

Als sein Onkel Salomon seine Unfähigkeit zum Erwerbsleben einsah, bot er ihm großmütig seine Unterstützung zum Universitätsstudium unter der Bedingung, daß er einen produktiven Beruf einschlüge und sich für die Advokatenlaufbahn in Hamburg vorbereite. Er studierte also in Bonn, später in Göttingen Jurisprudenz, doch flößte ihm diese keine größere Begeisterung ein, als der Kaufmannsstand. Er beklagte es später bitter, daß er von den sieben Jahren, die er auf deutschen Universitäten zubrachte, „drei schöne blühende Lebensjahre durch das Studium der römischen Kasuistik, der Jurisprudenz, dieser illiberalsten Wissen-

*) Werke VII, 465.

schaft vergeudete." Er sah im Corpus Juris die „Bibel des Egoismus", in den Römern nur „Räuber, die ihren Raub sicher stellen wollten, und was sie mit dem Schwerte erbeutet, durch Gesetze zu schützen suchten". Er verabscheute jenes gepriesene römische Recht, welches das Eigentum als Recht heiligt und aus dieser Lehre die schnödesten Konsequenzen zieht, „das allen unseren heutigen Legislationen, ja allen modernen Staatsinstituten zugrunde liegt, obgleich es im grellsten Widerspruch mit der Religion, der Moral, dem Menschengefühl und der Vernunft steht". Wenn Heine schließlich auch den juristischen Doktortitel mit Mühe errang, so ist es doch nicht erstaunlich, daß er als Advokat ebenso wenig Glück hatte wie als Kaufmann, und daß er seinen Doktorhut bald an den Nagel hing, wahrscheinlich, weil er fühlte, „daß andere ihn in der Advokasserie und Rabulisterei leicht überflügeln würden." *)

Von Mutter und Onkel in Berufe gedrängt, die seinen Neigungen widerstanden, tritt Heine mit einer Reihe von Mißerfolgen ins Leben. Trotzdem stellt dieses seine Anforderungen. Wenn er kein Geld hat, so hat er doch Bedürfnisse, und zwar kostspielige. Er liebt Luxus, Reisen, Spiel und Frauen, ungerechnet die Schonung, die ihm seine zarte Gesundheit auferlegt: sie erfordert teure Kuren und Badereisen. Außer stande, alle diese Ausgaben durch eigene Arbeit zu verdienen, hat er keine andere Wahl, als seinen Lebensunterhalt von anderer Leute Gnade zu bestreiten. Bald genug gewöhnt er sich daran, sich von seinem Onkel Salomon erhalten zu lassen, der ihm so viel gibt, um

*) Werke VII, 465f.

seine Universitätsstudien zu vollenden und später das Leben eines Literaten ohne bürgerlichen Beruf zu führen. Heine spielt sein Leben lang die Rolle des armen Verwandten. Als Neffe und „Genie“ glaubt er ein Anrecht auf die Freigebigkeit seines Oheims zu haben. Und er pocht auf dieses Anrecht mit einer Unverblümtheit, einem Mangel an Würde, der eigentümlich peinlich wirkt. Er nimmt Geschenke an, als ob es sein gutes Recht sei; treffen sie nicht ein, so fordert er sie dreist; erscheinen sie ihm zu gering, so sucht er sie durch mehr oder minder unvornehme Praktiken in die Höhe zu treiben. Tausendmal in seinem Selbstgefühl verletzt, findet er doch nie die Kraft, sich aus dieser kläglichen Abhängigkeit herauszuarbeiten. Unfähig, auf seine Bequemlichkeit zu verzichten und sich etwas einzuschränken, um sich eine unabhängige Stellung zu erringen und von den Erträgnissen seiner Feder zu leben, bleibt er bis zu seinem Tode in einer falschen, demütigenden Lage. Stets zwingt ihn der Geldmangel, seinem Budget durch die oft teuer erkauften Gnadengaben seiner reichen und wenig feinfühligen Verwandten aufzuhelfen.

Allerdings stand ihm der mildernde Umstand zur Seite, der sein Dasein von früh auf zu einem Problem macht: nämlich sein heikler Gesundheitszustand. Es steht außer Zweifel, daß das Nervenleiden, welches sich in seinen letzten Lebensjahren zur unerträglichen Qual steigerte, sich schon in seiner Jugend durch unstreitige Symptome ankündigte. In einer kürzlich erschienenen Studie über „Heinrich Heines Krankheit und Leidensgeschichte“*) legt Dr. Rahmer dar, daß er

*) Berlin, Reimer 1901.

schon, als er die Pubertätsjahre hinter sich läßt, unleugbare Zeichen von Neurasthenie, Nervosität und männlicher Hysterie aufweist. Er leidet an Migräne und psychischen Depressionszuständen, wie sie den Krankheiten des Zentralnervensystems voranzugehen pflegen. In der Tat klagt Heine in seinen meisten Briefen über seine Nerven; er leidet an Neuralgie oft wochenlang und ist dann zu jeder regelmäßigen Arbeit unfähig. Er sucht diese verhängnisvolle Anlage durch Fußwanderungen, Reisen, Douchen oder ärztliche Behandlung und schließlich durch Seebäder zu bekämpfen, aber dessenungeachtet bleibt seine Gesundheit schwankend und sein Charakter wird durch diesen krankhaften Zustand offenbar in Mitleidenschaft gezogen. Er ist zu hoch gespannt, zu sehr den Eindrücken des Augenblicks unterworfen und plötzlichen Anwandlungen von Schwermut ausgesetzt. In einem seiner ersten Briefe klagt er, seine eigene Brust sei eine Kneipe, in der die alten Schmerzen immer wieder Quartier nehmen; „diese ganze Familie Schmerz beginnt dort wieder ihr altes Treiben, die blinde Großmutter Wehmut hör' ich trippeln." Ein andermal spricht er von seinem „tollen, zerrissenen und verwilderten Gemüt."*) Ein wahrer Verfolgungswahn plagt ihn. Er wähnt sich von seinen Freunden verraten oder von Feinden, die auf seinen Untergang erpicht sind, erbarmungslos verfolgt. Einem Freunde gegenüber entschuldigt er sich: „daß ich in Momenten des Mißmutes meine Freunde nicht schone und sie sogar auf die verletzendste Weise persifliere und malträtiere." Er vergleicht sich mit einer Giftpflanze aus den Tropen-

*) Briefe XIX, 24, 36.

wäldern Afrikas oder Brasiliens.*) Er empfindet sich als zwiespältig und verworren, als sehr groß und gleichzeitig sehr klein, sehr gut und sehr böse, als Spielball seiner Vernunft und seiner Sensibilität. — Augenscheinlich — und Heine ist sich dessen wohl bewußt — müssen seine kranken Nerven in weitem Maße verantwortlich gemacht werden für solche Charaktereigentümlichkeiten, die schon mit jungen Jahren hervortreten und allem Anschein nach von jener krankhaften Anlage herrühren, die wie ein körperliches Verhängnis auf ihm lastet.

II.

Eine doppelte, unglückliche Liebe wirft dann ihren Schatten über das gesamte Leben dieses leidenschaftlichen Jünglings mit den fiebernden Nerven und der maßlosen Eindrucksfähigkeit. Kaum hat er die Kindheit hinter sich, so verliebt er sich glühend in seine Cousine Amelie Heine, die Tochter seines Onkels Salomon. Diese Liebe scheint von Anfang an hoffnungslos gewesen zu sein. Schön und bezaubernd, aber kalt und berechnend, von Bewerbern umringt, steht Amelie in der glänzenden Hamburger Gesellschaft als eine angebetete Königin. Als würdige Tochter ihres Vaters scheint sie von der treuherzigen Liebe ihres armen und obskuren Vetters nie etwas haben wissen wollen. Auch bleibt es zweifelhaft, ob er je gewagt hat, ihr seine Leidenschaft zu erklären. Jedenfalls aber hat sie ihn niemals dazu ermutigt und diese träumerische und phantastische, begeisterte und bewegliche Natur nie verstanden. Heines Schmerz ist darum nicht minder tief.

*) Briefe XIX, 137.

Er zieht sich durch seine ersten Gedichte und zittert hier und dort in seinen Briefen nach; hier finden wir Anspielungen auf seine „alten Wunden", an sein ‚tolles, zerrissenes und verwildertes Gemüt." Er überlebt auch Amelies Verheiratung mit John Friedländer in Königsberg (am 15. August 1821) und erwacht aufs neue herb und qualvoll bei seiner Rückkehr nach dem „verfluchten Hamburg" (1823), das er vier Jahre nicht gesehen. Selbst 1827, als der Dichter seine Cousine zum erstenmal nach ihrer Verheiratung wieder sieht, ist er noch nicht erloschen. „Die Welt ist dumm und fade und unerquicklich, und riecht nach welken Veilchen," schreibt er am 19. Oktober 1827 an Varnhagen. Und viele Jahre später weint Heine noch oder kämpft seine Tränen zornig nieder, als er Gérard de Nerval anvertraut, daß er sein ganzes Leben unter einer Jugendliebe gelitten habe, die in seinem Herzen begraben ist und doch nicht sterben will.*) Er zittert noch nach am Lebensabend des Dichters in jenen bitteren Strophen, wo er die Erinnerung an jenes „blonde Jungfräulein, so artig, so niedlich und so kühl" heraufbeschwört, das die Huldigungen seines liebeglühenden Herzens verschmähte.

Kaum ist Amelie verheiratet und die Wunde in Heines Herzen beginnt zu vernarben, als eine neue Torheit, wie er an einen Freund schreibt, sich auf der alten aufpfropft. Er verliebt sich leidenschaftlich in Amelies jüngere Schwester Therese, die, als Heine sie im Jahre 1819 verließ, noch ein Kind war und die er bei seiner Rückkehr im Jahre 1823 in der Blüte ihrer frühreifen sechzehnjährigen Schönheit wieder-

*) Schmidt-Weißenfels, „Über Heinrich Heine", S. 14 (Berlin 1857).

fand. Und er lebt in ihrer Nähe mehrere Jahre lang einen Liebesroman durch, der seltsam trüb und schmerzlich gewesen sein muß. Diesmal handelt es sich nicht mehr wie bei der Liebe zu Amelie um eine phantastische Leidenschaft, ohne ein immerhin mögliches Ende. Heine ist nicht mehr ein bescheidener und dunkler Anfänger. Der Dichter des Buches der Lieder und der Reisebilder kann hoffen, das Herz seiner Cousine zu gewinnen und von seinem Onkel Salomon als Schwiegersohn aufgenommen zu werden. Und so kämpft er denn glühend und hartnäckig, bald mit Freude, bald mit Verzweiflung, bald voller Zuversicht auf einen nahen Erfolg, bald hoffnungslos, wenn neue Hindernisse seinem Glück entgegentreten, bis er es schließlich zum zweitenmal erleben muß, daß sich die Geliebte mit einem anderen verlobt. Nach dieser neuen und endgültigen Enttäuschung bleibt der arme Dichter vernichtet und gebrochen mit seinem „Herzensbrand bei völliger Ermattung des Kopfes.“*) „Von der letzten amourischen Bekanntschaft,“ schreibt er etwas später an eine Freundin, „ist nichts übrig geblieben als ein öder Katzenjammer, ein widerwärtiger Spuk, ein gespenstischer Ärger; manchmal um Mitternacht miaut eine tote Katze in den Ruinen meines Herzens.“**)

Ohne Zweifel haben diese schmerzlichen Erfahrungen die so nervöse und so empfindliche Natur des jungen Dichters tief aufgewühlt und ihn in jenen Pessimismus versetzt, der aus seinen Jugendwerken hervorbricht.

---

*) Briefe XX, 54.
**) Ebenda 133.

Um die Nuance dieses Pessimismus genau zu verstehen, müssen wir uns übrigens gleich klar machen, daß die Vernichtung seines Glückstraumes nicht dessen einzige Ursache ist. Nichts wäre falscher, als in Heine den Märtyrer einer großen Liebe zu sehen, das Opfer des Schicksals, das sich in seine Verzweiflung und seinen Schmerz einhüllt, weil es am Beginn seines Lebens eine große Enttäuschung in der Liebe erlitten hat. Das trifft nicht zu. Heine ist nicht nur ein Idealist in der Liebe, sondern auch ein Genußmensch. Er ist freilich ein sentimentaler Träumer, der sich am Gymnasium zu Düsseldorf höchst unschuldig in die blonden Zöpfe der Tochter des Kammergerichtspräsidenten von A.... verliebt und in Ohnmacht fällt, weil er seine Schöne eines Tages unter der Zuhörerschaft sieht, als er bei einem Schulfest den „Taucher" von Schiller deklamiert. Aber er ist auch ein Realist, der mit siebzehn Jahren in Frankfurt seine Liebesabenteuer anfängt und ihnen erst dann gezwungenermaßen ein Ende setzt, als die Krankheit ihn niederwirft. Er verzehrt sich nicht völlig in einer großen Leidenschaft für Amelie oder Therese Heine; er vertraut seinem Freunde Moser an: „Ich bin nicht mehr Monotheist in der Liebe, sondern wie ich mich zum Doppelbier hinneige, so neige ich mich auch zu einer Doppelliebe. Ich liebe die mediceische Venus, die hier auf der Universität steht, und die schöne Köchin des Hofrats Bauer. Ach! und die beiden liebe ich unglücklich."*) Nach seiner Meinung ist das probateste Mittel gegen die Liebe „das Prinzip der Homöopathie, wo das Weib uns heilet vom Weibe".**) Dieses

*) Briefe XIX, 209. **) Werke VII, 509.

Prinzip bringt er häufig zur Anwendung. „Mein Herz,“ schreibt er in den Reisebildern, „wird immer lieben, solange es Frauen gibt; erkaltet es für die eine, so erglüht es gleich für die andere; wie in Frankreich der König nie stirbt, so stirbt auch nie die Königin in meinem Herzen, und da heißt es: la reine est morte, vive la reine.“*) Und in der Tat bleibt Heine stets und überall ein Lebemann und Genußmensch, der sich überall verzettelt, wo er auch weilt, in Hamburg oder Lüneburg, in Norderney, Cuxhaven oder Helgoland, in London oder in Italien und namentlich in Paris. Tausend Liebeleien fängt er an und treibt sie mehr oder weniger weit; in tausend galante Abenteuer verstrickt er sich für einige Wochen, Tage oder Stunden, mit Frauen in den verschiedensten Lebensstellungen, Prinzessinnen oder Weltdamen, Schauspielerinnen, Abenteuerinnen oder Bürgermädchen aus kleinen deutschen Städten, Bäuerinnen aus dem Harz, Förstertöchtern, Fischerinnen in Norderney oder Helgoland, Bukettverkäuferinnen auf den Pariser Boulevards, ja selbst Frauenzimmern aus Hamburg, London, Paris oder anderswo. Übrigens macht er aus diesen flüchtigen Liebschaften kein Hehl und sucht nirgends, weder in seinen Briefen noch in seinen Werken, über die Art seiner Liebschaften zu täuschen. Man weiß, welchen selbst für seine Bewunderer zu breiten Platz der Dichter in seinem „Buch der Lieder“ und in seinen „Neuen Gedichten“ jenen „Verschiedenen“ weiht, bei denen er einige Augenblicke der Wollust oder des Vergessens suchte. — Man darf also die Bedeutung jener unglücklichen Liebe für seine

*) Werke III, 177.

Cousinen nicht überschätzen. Sie war keine von jenen Katastrophen, die das Leben eines Mannes brechen. Es ist sogar zweifelhaft, ob sie in der Wirklichkeit soviel Bedeutung hatte, wie in seinen Gedichten. Gestand doch der Dichter seinem späteren Pariser Freunde Gérard de Nerval, daß, „nachdem er das Paradies seiner Liebe verloren hatte, die letztere für ihn nur noch ein Handwerk blieb“. Man darf diese ironisch-cynische Bemerkung nun zwar nicht buchstäblich nehmen und daraus den Schluß ziehen, daß Heines „große Liebe“ nur „Literatur“ und Dichterpose war. Er hat nie Komödie mit der Liebe gespielt und seine Verzweiflung ist keine eingebildete. Aber sicherlich war Heine andererseits nicht der Mann einer großen Leidenschaft, die sein ganzes Dasein beherrschte; er hat himmlische und irdische Liebe allerorten und sein ganzes Leben lang gesucht.

Und er hat ebensowenig das menschlich-allzumenschliche Vergnügen verschleiert, das er an seinen Liebesabenteuern fand. Er hat seine Liebschaften nicht mit Romantik zu umkleiden versucht, noch den Don Juan posiert, der aus einem Arm in den andern fliegt, um irgend ein unerreichbares Schönheitsideal zu finden; er hat die berüchtigte Theorie von der Rehabilitation des Fleisches vielleicht nie ganz ernst genommen, und er spricht in seinen Geständnissen nicht ohne Ironie von der Zeit, wo er sich selbst für die Inkarnation der Gottheit und den Quell alles Rechtes ansah, wo „die anrüchigsten Magdalenen purifiziert wurden durch die läuternde und sühnende Macht meiner Liebesflammen und mit einer ganz neuen Jungfräulichkeit hervorgingen aus den Umarmungen des Gottes“.*) Er

*) Werke VI, 48.

gesteht seine epikuräische Praxis schlankweg ein und dies mit jener zur Schau getragenen Frivolität, die ihm ernste Leute nur schwer verzeihen können:

> „Himmlisch war's, wenn ich bezwang
> Meine sündige Begier.
> Aber wenn's mir nicht gelang,
> Hatt' ich doch ein groß Pläsier."*)

Derartige Geständnisse darf man freilich nicht so ohne weiteres dahin ausdeuten, daß Heine einfach ein Wüstling war, wie seine Feinde so oft behauptet haben. In seinem unauslöschlichen Liebesdurst liegt etwas anderes, als gemeine Sinnenlust; man braucht nur in der Harzreise das anmutige Idyll des Dichters mit der Bergmannstochter nachzulesen oder sich in seinen Briefen zu überzeugen, wie er, halb entzückt, halb wehmütig, das flüchtige Glück einer dieser Liebschaften empfindet,**) um zu begreifen, wieviel feine und zarte Eindrücke, wieviel tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens er im Laufe seines so mannigfachen und wechselnden Liebeslebens gesammelt hat. Aber unstreitig hat er auch aus seinen mannigfachen Abenteuern viel Erschlaffung, Schwermut und Ekel geerntet; und im ganzen genommen haben sie alle, ganz wie seine großen Jugendschmerzen, dazu beigetragen, jenen Pessimismus in der Liebe, jene Überzeugung von der notwendigen und unvermeidlichen Unbeständigkeit der Liebe, der ein Hauptcharakterzug Heines ist, zu bestärken.

Dies also sind die Elemente, aus denen heraus wir Art und Ursprung des Pessimismus in Heines Jugendwerken begreifen können. Wir haben dabei

---

*) Werke II, 13. **) Briefe XIX, 392, 394.

nur die persönlichen Motive berührt, die seine pessimistischen Neigungen erklären. Aber es steht außer Zweifel, daß diese subjektiven Gründe noch durch allgemeinere unterstützt werden, die näher auszuführen nicht in den Rahmen dieser Arbeit gehört. Möge der Hinweis genügen, daß im ersten Drittel des XIX. Jahrhunderts der Pessimismus aus wohlbekannten historischen Gründen besonders heftig gewütet hat. Er verbreitet sich zu derselben Zeit durch die ganze europäische Literatur; er zeigt sich bei Chateaubriand und Byron, Schopenhauer und Leopardi, Musset und Lenau, um nur die bekanntesten Namen zu nennen. Daß Heine von diesem in der Luft liegenden Pessimismus angesteckt wurde, ist nicht zu bezweifeln. Aber man darf die Bedeutung dieses mehr äußerlichen Einflusses nicht überschätzen oder gar, wie es bisweilen geschieht,*) in seinem Pessimismus eine einfache Konzession an den Zeitgeschmack und eine Nachahmung Byrons erblicken, die der Nachahmung der Romantik folgt. Gewiß erscheint uns Heine als eine lebensvolle Natur mit überschäumendem, freudigem Sensualismus. Aber sein Pessimismus ist darum nicht nur das Ergebnis einer zufälligen Ansteckung oder gar eine literarische Pose. Er ist ebensosehr der Ausdruck einer inneren Unzufriedenheit, die veranlaßt wurde durch Heines Unfähigkeit, sich seiner Umgebung anzupassen, und verschlimmert durch grausame Herzensenttäuschungen; vielleicht auch hatte sie ihren ersten Anlaß in der immer mehr hervortretenden Nervenkrankheit des Dichters.

---

*) Z. B. Melchior, „Heinrich Heines Verhältnis zu Lord Byron" (Berlin 1902).

Ursprünglich muß man in ihm eine reiche und hochherzige Natur mit prachtvoll entwickelten Lebensinstinkten sehen. Er ist ein begeisterter Freund des Lebens, der Schönheit und der Liebe, ein Romantiker voll stolzer Verachtung der Nützlichkeitslehre des vorsichtigen Philisters und friedlichen Spießbürgers, der mit Leben und Gesundheit haushälterisch umgeht und jeder großen Leidenschaft mißtraut, die sein inneres Gleichgewicht gefährden könnte, der jedes heiligen Wahnsinns bar ist und seinen Ehrgeiz darauf beschränkt, ein nüchternes, leidlich behagliches Leben zu führen, das ohne starke Erregungen, ohne große Freuden wie ohne große Schmerzen verfließt. Gegen diese furchtsamen und vorsichtigen Naturen verficht Heine die Sache des starken Lebens mit einem aus den Tiefen seines Wesens quellenden Schwung. Aber dieser wilde Drang zum Leben, zur Liebe und Freude, löst sich nicht in einer gesunden und glücklichen Betätigung aus. Man hat das Gefühl, als ob er nicht einzig aus dem plötzlichen Überschäumen eines lebensvollen und blühenden Temperaments stammt, das die Überfülle der hochherzigen Gefühle, die in ihm sprudeln und gären, nach außen entladen will. Man muß darin auch das leidenschaftliche Sehnen nach Gesundheit und Genuß sehen, mit dem eine bereits zerrüttete Natur sich gegen die heraufdrohende, dunkel geahnte Auflösung wehrt. Man empfindet Heine nicht als einen stolzen und siegreichen Olympier, sondern vielmehr als eine impulsive Natur ohne wirkliche Selbstbeherrschung, einen etwas dekadenten Vertreter der modernen Reizsamkeit, die das Dasein mit fiebernder Hast und gleichsam mit dem Vorgefühl genießt, daß es nicht lange dauern wird, einen höheren Menschen, der sich zu-

sehends verzehrt, indem er unvergleichlichen Glanz verbreitet, der mit beunruhigender Hast seinem vorzeitigen Ende entgegenstrebt, in dem alle seine Gaben plötzlich untergehen. Er ist kein müder und entsagender Melancholiker, denn er kennt die Leidenschaft und die Lebensfreude in ihrem höchsten Überschwang. Wie Faust hat er alles Glück und Leid der Menschheit kennen lernen wollen, aber er hat immer nur Leid und Verzweiflung gefunden.

> „O stolzes Herz, du hast es ja gewollt.
> Du wolltest glücklich sein, unendlich glücklich
> Oder unendlich elend, stolzes Herz!
> Und jetzo bist du elend."

Sein gequältes Gemüt, das von dionysischem Taumel hingerissen wird und doch schon durch die beginnende Entartung zerrüttet ist, kann nur noch künstliche Harmonien hervorbringen, in denen das Leid vorherrscht. Selbst im Freudentaumel bleibt Heine sich seines inneren Elends bewußt. Unter diesen Umständen entwickelt sich bei ihm eine tief trostlose und schmerzliche Lebensanschauung. Der Dichter glaubt, daß das höchste Gut, nach dem er strebt, die Liebe, zugleich die Quelle alles Leidens ist und daß somit ein geheimnisvolles Verhängnis ihn verdammt, höchste Seligkeit und unendliche Trübsal, Himmel und Hölle, stets unlöslich vereint zu finden.

In der Tat ist die Liebe für ihn das höchste Gut, das einzige, welches das Dasein liebenswürdig macht, der höchste Wert, vor dem alle anderen Werte verbleichen. Almansor sagt mit dem Dichter:

> „Du sprachest aus, Zuleima, jenes Wort,
> Das Welten schafft und Welten hält zusammen,

Du sprachest aus das große Wörtlein „Liebe!"
Und tausend Engel singen's jauchzend nach,
Und in den Himmeln klingt es schallend wieder.
Du sprachst es aus, und Wolken wölben sich
Dort oben hoch, wie eines Domes Kuppel,
Die Ulmen rauschen auf wie Orgeltöne,
Die Vöglein zwitschern fromme Andachtlieder,
Der Boden dampft von wallend süßem Weihrauch,
Der Blumenrasen hebt sich als Altar, —
Nur eine Kirch' der Liebe ist die Erde."*)

In seinen beiden Jugenddramen „Almansor" und „Ratcliff" verficht Heine mit leidenschaftlichem Schwunge das romantische Dogma von der Allmacht der Leidenschaft und der Liebe; sie geht vor Tugend, Familie, Ehre, Religion, und alles muß ihr weichen; das einzige unsühnbare Verbrechen ist, der Liebe zu widerstehen; sucht man ihr Gewalt anzutun, so schlägt sie in finsteren Wahnsinn um und füllt die Welt mit Mord und Greueltaten.

Die Liebe ist also ein Gott, ja der Gott, den der Dichter verehrt. Aber sie ist ein bösartiger, trügerischer, grausamer Gott, der seinen Gläubigen die tiefste Glückseligkeit und die schrecklichste Verzweiflung zugleich beschert. Was hat Heine vom Leben gelernt? Den unvermeidlichen, notwendigen Schiffbruch der Liebe. Die Liebe trachtet mit unbezwinglichem Drange nach Ewigkeit, nach siegreicher und dauernder Harmonie. Aber immer und überall hat der Dichter Gleichgültigkeit, Unbestand, Verrat, Mißklang und Leiden gefunden. Wie also könnte er sich noch von dem Trugbild des Glückes täuschen lassen, welches die Liebe im Menschenherzen erweckt? Wie könnte er selbst in

*) Werke II, 286.

seligen Stunden des ersten Geständnisses oder des ersten Kusses, selbst im strahlenden Morgenrot einer aufgehenden Liebe, dem Glücke, das sein Herz erfüllt, sich ganz hingeben, da er ja weiß, daß dieses Glück nur eine bald verflogene Illusion ist. Er hat die Gewißheit und eine untrügliche Intuition sagt ihm, daß diese Leidenschaft, welche die Welt in einen Blumengarten verwandelt, vorübergeht und bald verlöschen wird, daß Vergessen, Untreue und Imstichlassen nicht die Ausnahme, sondern die Regel sind. Im ersten Schwur sieht er schon die morgige Lüge und im ersten Kusse schmeckt er den Wermutstropfen des nahen Verrats. Er weiß, daß alle Freude und Schönheit nur ein Trugbild ist, das wir selbst unbewußt schaffen.

„Es ist das eigne Blut, das uns hinaufsteigt
Ins Aug', wodurch mit schönem roten Schimmer
Bekleidet werden all' die Rosenblätter,
Jungfrauenwänglein, Sommerabendwölkchen,
Und gleiche Spielerein, die uns entzücken.
Ich hab' die rote Brille abgelegt —
Und sieh! welch schlechtes Machwerk ist die Welt!
Die Vögel singen falsch; die Bäume ächzen
Wie alte Mütterchen; die Sonne wirft,
Statt glühnder Strahlen; lauter kalte Schatten;
Schamlos, wie Metzen, lachen dort die Veilchen;
Und Tulpen, Nelken und Aurikeln haben
Die bunten Sonntagsröckchen ausgezogen,
Und tragen ihr geflicktes graues Hauskleid.
So hab' auch ich mit einem einz'gen Worte
Die ganze blühende Natur entzaubert.
Da liegt sie nun, leblos und kalt und fahl,
Wie eine aufgeputzte Königsleiche,
Der man die Backenknochen rot gefärbt,
Und in die Hand ein Zepter hat gelegt.
Die Lippen aber schauen gelb und welk,
Weil man vergaß, sie gleichfalls rot zu schminken,

Und Mäuse springen um die Königsnase,
Und spotten frech des großen goldnen Zepters."*)

Seitdem sind Heines Eindrücke, ob froher oder trauriger Art, immer zusammengesetzt. Die augenblickliche Empfindung mischt sich mit der Vorahnung anderer, womöglich entgegengesetzter Erfahrungen. In jedem Augenblick empfindet er schmerzlich den Widerspruch alles Seienden. Weib und Liebe erscheinen ihm als quälendes Rätsel, als geheimnisvolle Verknüpfung von Gegensätzen, als Einheit des Erhabensten und Gemeinsten, des Herrlichsten und Scheußlichsten, des Wunderbarsten und Lächerlichsten: Die Liebe ist für den Menschen Himmel und Hölle.

„Die Engel, die nennen es Himmelsfreud',
Die Teufel, die nennen es Höllenleid,
Die Menschen, die nennen es — Liebe."**)

Die Frau ist zum Glück und zum Verderben des Mannes geschaffen. Sie ist ein Engel von Licht und Anmut; sie ist „wie eine Blume so hold, so schön, so rein", aber sie ist auch das eisige, fühllose und grausame Geschöpf, das erbarmungslos dem Todeskampfe des Dichters zusieht und ihm den Gnadenstoß mit goldenem Hammer gibt.

„Neugierig sieht sie zu, wie mir im Krampfe
Die Glieder zucken, wie im Todeskampfe
Die Zung' aus blut'gem Munde hängt und lechzet.
Neugierig horcht sie, wie mein Herz noch ächzet,
Musik ist ihr mein letztes Todesröcheln,
Und spottend steht sie da mit kaltem Lächeln."***)

*) Werke II, 292f.
**) Ebenda I, 23.
***) Ebenda II, 63f.

Sie ist die Sphinx, die der Dichter in dem alten Märchenwald findet, ein Zwitter von Schrecken und Lüsten mit dem köstlichen und tödlichen Kusse.

„Sie trank mir fast den Odem aus —
Und endlich, wollustheischend,
Umschlang sie mich, meinen armen Leib
Mit den Löwentatzen zerfleischend.

Entzückende Marter und wonniges Weh!
Der Schmerz wie die Lust unermeßlich!
Derweilen des Mundes Kuß mich beglückt,
Verwunden die Tatzen mich gräßlich.

Die Nachtigall sang: „O schöne Sphinx!
O Liebe! was soll es bedeuten,
Daß du vermischest mit Todesqual
All' deine Seligkeiten?

„O schöne Sphinx! O löse mir
Das Rätsel, das wunderbare!
Ich hab' darüber nachgedacht
Schon manche tausend Jahre.“*)

Die Liebeserfahrungen haben Heines junges Herz „vergiftet“. Jeder glückliche Eindruck trägt alsbald die Farbe des Schmerzes für ihn. Die Liebe erscheint in seinen Dichtungen als die nächste Verwandte des Todes. So wird in dem berühmten „Asra“ der junge Sklave, der die schöne Sultanstochter liebt, täglich bleich und bleicher, und er antwortet seiner Herrin: „Ich heiße Mohammed, ich bin aus Yemen, und mein Stamm sind jene Asra, welche sterben, wenn sie lieben.“**) Ebenso sind in der Ballade vom alten König die Liebenden, die junge Königin und der blonde Page,

*) Werke I, 9.
**) Ebenda 357.

der ihre seidene Schleppe trägt, mit dem Todesmal gezeichnet.

„Kennst du das alte Liedchen?
Es klingt so süß, es klingt so trüb'.
Sie mußten beide sterben,
Sie hatten sich viel zu lieb."*)

Und ebenso, wie in Heines Geist ein gewissermaßen notwendiges Band zwischen den beiden Gegensätzen Tod und Liebe sich knüpft, so haben auch die gegensätzlichsten Eindrücke bei ihm die Neigung, sich zu verknüpfen und sich zu decken. Das Lachen ist nicht weit von den Tränen, die Begeisterung von grausamem Hohn, die Anbetung von Verachtung. „Wie Heines Neigungen veränderlich waren," sagt Hennequin, der die geistigen Anlagen unseres Dichters so genial wie kaum einer zergliedert hat, „ebenso und in noch höherem Maße waren seine inneren Regungen unstät und schwankend, ja sie schlugen sogar in ihr Gegenteil um, und zwar so leicht, daß die Seele des Dichters schließlich zwischen zwei gegensätzlichen Stimmungen hin und her pendelte. Von Entzücken zu Verzweiflung, von Schwermut zu Hohn, vom Heiteren zum Ernsten gab es in Heines Geist unvermittelte Übergänge und jähe Sprünge, die Düsteres und Freudiges vermischten und gegeneinander prallen ließen, wie am windgepeitschten Wetterhimmel Dunkel und Helle miteinander wechseln. Es war dies bei dem Dichter eine organisch bedingte Gemütsverfassung, wie wenn das Gehirn bei ihm allzu zart und widerstandslos gewesen wäre, um in heftig erregten Zu-

*) Werke I, 215.

ständen zu beharren, wie wenn das Gleichgewicht bei ihm so labil gewesen wäre, daß es bei heftigen Erschütterungen in regelloses Schwanken umschlug."*)

Und in der entzauberten Seele des jungen Dichters keimt ein verzweifelter Nihilismus und eine herbe Ironie auf. Nichts hienieden hat Wert außer der Liebe, und die Liebe ist nur eine Lüge, ein Trugbild, das nicht einmal einen Augenblick völliger Illusion erwecken kann, wenn es in unserer Seele emportaucht. Und deshalb ist das Leben im ganzen genommen nur eine unnütze Qual und endet mit einem ungeheuern Bankrott. Umsonst bestrebt sich die Philosophie von Jahrhundert zu Jahrhundert, die Einheit und Harmonie der Welt aufzuzeigen. Heine spottet über ihre vergeblichen und lächerlichen Versuche.

„Zu fragmentarisch ist Welt und Leben —
Ich will mich zum deutschen Professor begeben.
Der weiß das Leben zusammenzusetzen,
Und er macht ein verständlich System daraus;
Mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbaus."**)

Die Natur bleibt unerbittlich stumm; „ein Narr wartet auf Antwort." Am einsamen Strande steht er und bittet die murmelnden Wogen, den wehenden Wind, die gleichgültig und kalt blinkenden Sterne umsonst, ihm das Rätsel des Lebens zu lösen.***) Und der Dichter gibt sich bisweilen Gedanken der Verzweiflung hin. Er fragt sich, ob die Erde nicht ein Tollhaus oder ein Lazarett ist. Er wähnt durch die

*) „Écrivains francisés", S. 77.
**) Werke I, 121.
***) Ebenda 190.

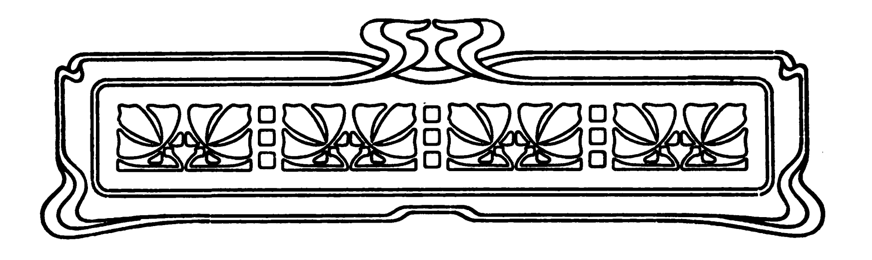
Schleier des Weltenwahns hindurchzublicken. Im jungfräulichen Schamerröten sieht er geheime Lust begehrlich zittern. Auf dem begeistert stolzen Jünglingshaupt sieht er die lachend bunte Schellenkappe. Unter dem freudigen Grün, mit dem der Mai die Erde bedeckt, sieht er die Toten ruhen.

„Sie liegen unten in den schmalen Särgen,
Die Händ' gefaltet und die Augen offen,
Weiß das Gewand und weiß das Angesicht.
Und durch die Lippen kriechen gelbe Würmer."

Und in einer apokalyptischen Vision sieht er die Titanen zur Himmelsfeste hinaufstürmen . . .

„Und gellend dröhnt ein Schrei durchs ganze Weltall,
Die Säulen brechen, Erd' und Himmel stürzen
Zusammen, und es herrscht die alte Nacht."*)

*) Werke I, 135ff.



Zweites Kapitel.

Heines religiöse und politische Anschauungen vor 1831.

I.

Heine bleibt jedoch nicht bei der Enttäuschung und dem Pessimismus der „Jungen Leiden" und des „Intermezzo" stehen. Er ist nicht nur ein Dekadent mit kranken Nerven, ein Sensitiver ohne inneres Gleichgewicht und ohne die Fähigkeit, sich seiner Umgebung anzupassen, ein Phantast, der eine Liebesenttäuschung nicht verwinden kann und sich in düstere Träumereien versenkt, um schließlich in Verzweiflung zu enden; er ist auch etwas anderes und besseres.

In der Tat wäre nichts so falsch, wie uns Heine als einen Besiegten des Lebens vorzustellen, einen Entarteten, dessen Wille zur Macht unheilbar gebrochen ist. Wenn, wie es wahrscheinlich ist, ein pathologisches Element bei ihm mitspricht, so entwickelt sich dieser Krankheitskeim doch in einer Natur von außerordentlichem Reichtum und wunder-

barer Lebenskraft. In dem vorhin genannten Briefe, wo er sich mit einer Giftpflanze vergleicht, sagt er weiter: „Doch müssen Sie nicht vergessen, daß Giftpflanzen meistens dort wachsen, wo ein üppiger Boden die freudigste und kräftigste Vegetation hervorbringt, und daß dürre Heiden, die von solchen Giftpflanzen verschont sind — auch nur dürre Heiden sind.“*) Heines Natur ist alles andere als eine dürre und unfruchtbare Heide. In jedem Augenblick bricht ein starker Lebensüberschuß aus ihm hervor. Er ist, um mit Nietzsche zu sprechen, ein dionysischer Mensch. Bei aller seiner Melancholie hat er wunderbare Aufwallungen der Leidenschaft. Bisweilen erklärt er alles für eitlen Trug; er nennt unsere Welt den prächtigen und ausschweifenden Traum eines weinberauschten Gottes, der auf einem einsamen Sterne sich schlafen gelegt hat und selbst nicht weiß, daß er alles das auch erschafft, was er träumt... Aber diese Anwandlungen von Nihilismus dauern nicht lange; im nächsten Augenblick schwelgt Heine mit derselben Aufrichtigkeit und Leidenschaft in lyrischen Ergüssen über die ewige Schönheit und unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Lebens. „Das Leben ist der Güter höchstes,“ ruft er aus, „und das schlimmste Übel ist der Tod! . . . Gottlob! ich lebe! In meinen Adern kocht das rote Leben, unter meinen Füßen zuckt die Erde, in Liebesglut umschlinge ich Bäume und Marmorbilder, und sie werden lebendig in meiner Umarmung. Jedes Weib ist mir eine geschenkte Welt, ich schwelge in den Melodien ihres Antlitzes und mit einem einzigen Blick meines Auges kann ich mehr genießen als andere mit ihren sämtlichen Gliedmaßen

*) Briefe XIX, 137.

Zeit ihres Lebens. Jeder Augenblick ist mir ja eine Unendlichkeit; ich messe nicht die Zeit mit der Brabanter oder mit der kleinen Hamburger Elle, und ich brauche mir von keinem Priester ein zweites Leben versprechen zu lassen, da ich schon in diesem Leben genug erleben kann, wenn ich rückwärts lebe im Leben der Vorfahren und mir die Ewigkeit erobere im Reiche der Vergangenheit. — Und ich lebe! Der große Pulsschlag der Natur bebt auch in meiner Brust, und wenn ich jauchze, antwortet mir ein tausendfältiges Echo. Ich höre tausend Nachtigallen. Der Frühling hat sie gesendet, die Erde aus ihrem Morgenschlummer zu wecken, und die Erde schauert vor Entzücken, ihre Blumen sind die Hymnen, die sie in Begeisterung der Sonne entgegensingt — die Sonne bewegt sich viel zu langsam, ich möchte ihre Feuerrosse peitschen, damit sie schneller dahinjagen. — Aber wenn sie zischend ins Meer hinabsinkt, und die große Nacht heraufsteigt mit ihrem sehnsüchtigen Auge, o! dann durchbebt mich erst recht die rechte Lust, wie schmeichelnde Mädchen legen sich die Abendlüfte an mein brausendes Herz, und die Sterne winken, und ich erhebe mich und schwebe über der kleinen Erde und den kleinen Gedanken der Menschen."*)

Und es scheint zudem, daß Heines Gesundheit nach einer nervösen Krise, die ihren Höhepunkt um das zwanzigste Jahr erreicht, sich schrittweise bessert. Wiederholte Badekuren an der See und Reisen tragen zu seiner Kräftigung bei und sein Zustand verliert an Bedenklichkeit. Die gesunden Elemente seines Wesens entwickeln sich und streben nach der Oberhand.

*) Werke III, 136.

Auf eine Periode körperlicher Depression folgt ein Zeitraum verhältnismäßigen Wohlbefindens, in dem auch sein Geistesleben in normalere und gesündere Bahnen einlenkt.

Heine befreit sich zunächst von seinem romantischen Subjektivismus: er vergräbt sich nicht mehr in seinen Liebesgram und kehrt zum Leben zurück. Statt sich wie bisher in die finstere Albträume zu versenken, schüttelt er den Spuk seiner unglücklichen Liebe ab und blickt um sich, auf Natur und Menschen. Zu den Badereisen nach Norderney und Helgoland, zu den Fußwanderungen durch den Harz treten von 1827 ab längere und weitere Reisen. Zuerst besucht er auf einer fast sechsmonatlichen Reise England, Holland und die Nordseeküsten. Im Herbst siedelt er nach München über, wo ihm der Verleger Cotta die Redaktion der „Neuen politischen Annalen" überträgt, die er bis zum Frühjahr 1828 führt. Von dort macht er eine sechsmonatliche Reise nach Italien (vom Juli bis Dezember). Im folgenden Jahre 1829 verweilt er mehrere Monate in Berlin und Potsdam, dann während der Badesaison in Helgoland, im Jahre 1830 mehrere Monate auf dem Lande in Wandsbek und dann zur Badekur in Helgoland. Dieser beständige Ortswechsel läßt eine Reihe neuer Eindrücke vor seinen Augen vorüberziehen und bringt ihn in Berührung mit einer Menge von Menschen aus allen Gesellschaftsklassen, die aus verschiedenen Gründen interessant, sympathisch oder ergötzlich auf ihn wirken. Alles dies ist ein wirksames Gegengift gegen den Pessimismus. Es söhnt ihn mit dem Dasein aus, indem es ihn auf bessere Kenntnis und besseres Verständnis der Wirklichkeit hinweist. Statt sich selbst fort-

während zu zergliedern und sich in inneren Visionen zu verzehren, beobachtet er Menschen und Dinge und beschreibt, was er gesehen und empfunden, in Vers und Prosa. In seinen beiden Gedichtzyklen „Die Nordsee“ entrollt er uns eine Reihe von Seebildern, die vielleicht zu seinen vollendetsten Schöpfungen gehören. In den „Reisebildern“ schildert er uns seine Harzreise oder sein Badeleben in Norderney, seine Eindrücke von England oder von Italien. Gewiß besitzt er nichts von der heiteren Objektivität Goethes, die er so bewundert; er ist nicht wie dieser ein treuer Spiegel aller Dinge; er kann beim Anblick des Lebens nie ganz von sich absehen und man kann von ihm nicht dasselbe sagen, was er von Goethes italienischer Reise schrieb: „Die Natur wollte wissen, wie sie aussah, und sie erschuf Goethe.“ In allem, was er schreibt, bleibt sein Ich stets im Vordergrund; er unterhält uns mit den Sprüngen seiner Laune und den Pfeilen seiner Ironie, mit seinen Freuden und Leiden, seiner Begeisterung und seinem Haß. Aber er beschränkt sich doch wenigstens nicht auf sich selbst; er entführt uns nicht in eine Welt der Träume und Phantome. Wir sind auf der Erde, unter Menschen, und es ist ein Stück warmer, lebendiger Wirklichkeit, das sich in dieser beweglichen und leidenschaftlichen Dichterseele spiegelt.

Und je mehr er körperlich und geistig gesundet, wird er sich auch seines Abstandes von der Romantik immer bewußter. Sie bleibt zwar sein „wundersüßes Bräutchen, Fräulein Romantik, Geborene Poesie,“*) die er in einem seiner ersten Briefe besingt. In der Lite-

*) Briefe XIX, 30.

ratur bekennt er noch lange seine Bewunderung und Sympathie für die Meister der Romantik, für Schlegel, Tieck, Novalis, Arnim, Brentano, Fouqué, Chamisso und E. Th. A. Hoffmann,*) die er später in seinem Buche „Über Deutschland" so schroff behandelt. In der Religion neigt er anfangs einem katholisch gestimmten Mystizismus zu, wie er in den ersten Jahren des XIX. Jahrhunderts blühte und Männer wie die Grafen Stolberg, A. Müller, Friedrich Schlegel und so viele andere Schriftsteller, Künstler oder vornehme Leute in den Schoß der römischen Kirche zurücklockte. Auch in der Politik läßt er sich anfangs durch die patriotische Begeisterung für das Mittelalter hinreißen, die unter der studierenden Jugend nach 1815 herrschte. Andererseits kann man aber auch feststellen, daß er frühzeitig seine Unabhängigkeit gegenüber seinen Meistern behauptet. Schon in einem oftgenannten Artikel von 1820**) protestiert er gegen die Formlosigkeit, die so viele Werke der Romantik entstellt; er spottet über das „Gemengsel von spanischem Schmelz, schottischen Nebeln und italienischem Geklinge", das so viele für das Wahrzeichen des romantischen Stils halten, und stellt dieser falschen Romantik die „wahre" eines Goethe und A. W. von Schlegel gegenüber, durch welche romantische Gefühle erregt werden, die ebenso klar und mit ebenso bestimmten Umrissen gezeichnet sind, wie die Bilder der plastischen Poesie. Und wenn er in demselben Aufsatz mit den Romantikern das „schönere und mildere Licht" des Christentums preist,

*) Eine bequeme Zusammenstellung der Urteile Heines über die Romantiker findet man bei O. Zur Linde, „Heinrich Heine und die deutsche Romantik", S. 9ff. (Freiburg 1899).

**) Werke VII, 149ff.

das im Orient aufleuchtete und die Gemüter zu durchschauern begann, wenn er von der „unüberschwenglich beseeligenden Idee des Christentums, der Liebe“, von „dieser unendlichen Wehmut und zugleich unendlichen Wollust“ redet, so verwahrt er sich doch energisch dagegen, der Romantik bei ihrer Rückkehr zum Katholizismus und Feudalismus des Mittelalters zu folgen, und erklärt unumwunden, daß „auch die deutsche Muse wieder ein freies, blühendes, unaffektiertes, ehrlich deutsches Mädchen sein soll, und kein schmachtendes Nönnchen und kein ahnenstolzes Ritterfräulein.“ — Und je älter Heine wird, desto mehr macht er sich von dem Einfluß der Romantik los. In der Literatur beginnt er den Klassizismus Goethes immer mehr zu schätzen. In der Religion läßt er den Mystizismus immer entschiedener fallen, spricht seine Feindschaft gegen die Kirchen und Priester immer offener aus und setzt den übernatürlichen Offenbarungsreligionen triumphierend die natürliche und allgemeine Offenbarung der Vernunft entgegen. In der Politik endlich sagt er sich frühzeitig von dem Einfluß der „Teutomanen“ los, bekämpft erbittert die Vertreter des engherzigen Rationalismus und der aristokratischen Reaktion und bekennt sich begeistert zu den Grundsätzen der französischen Revolution, zur demokratischen Religion der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Sehen wir uns diese Wandlung Heines zum Rationalismus auf politischem und religiösem Gebiete etwas näher an.

II.

„Und Sie, teure Blume, welche von den vorhandenen Religionen haben Sie?“ fragt eine junge Engländerin den Dichter in den „Reisebildern“. „Ich, My-

lady," erwidert Heine, „ich habe sie alle, der Duft meiner Seele steigt in den Himmel und betäubt selbst die ewigen Götter."*)

Nun wäre es allerdings ein verzweifeltes Paradoxon, wollte man Heine als Vorkämpfer der Religion hinstellen. Aber ebenso unrichtig wäre es, ihn nach Art seiner Gegner einzig und allein als systematischen Feind des Christentums anzusehen, als schamlosen Skeptiker, der die geheiligtesten Überlieferungen unserer abendländischen Kultur mit ruchlosem Fanatismus oder cynischer Frechheit bekämpft.

Er ist freilich ein geschworener Feind der positiven Religionen mit ihren Dogmen und Priestern. Je älter er wird, desto mehr gelangt er zu einer rein rationalistischen Weltauffassung. Er ist der Ansicht, daß die Vernunft nicht allein theoretisch, sondern auch praktisch sein soll, daß sie sich nicht auf Beschreibung der Welt und Feststellung des Wirklichen beschränken darf, sondern daß sie auch den Beruf hat, durch die Entwicklung der Technik und Industrie die völlige Beherrschung der Natur durch den Menschen anzustreben und die Geschicke der Menschheit zu lenken. Von diesem Standtpunkt aus sieht er sich in aller Folgerichtigkeit gezwungen, die Religion, insofern sie irrational ist, zu bekämpfen. Er bestreitet, daß es über der Vernunft eine Macht gäbe, die der Menschheit Gesetze vorschreiben darf, welche sie zu befolgen und zu beachten hat, auch ohne sie zu verstehen. Vor allem bestreitet er einer privilegierten Priesterkaste das Recht, im Namen der Gottheit zu sprechen und die abergläubische Leichtgläubigkeit der unwissenden

*) Werke III, 411.

Massen zum Zweck ihrer Herrschsucht auszubeuten. Sobald der Glaube der Wissenschaft entgegengestellt wird, sobald die Religion die Vernunft lenken will, sobald der Priester den Laien zu beherrschen und unter das Joch der Tradition zu bringen sucht, wird Heine zum ausgesprochenen Feind der Kirche und der Religion. Er glaubt fest an den endgültigen Sieg der Vernunft und ist tief überzeugt, daß die Offenbarung der Vernunft, die bei allen Menschen ein und dieselbe ist, alle sogenannten übernatürlichen Offenbarungen der geschichtlichen Religionen besiegen wird.

Gleichwohl wäre es völlig verkehrt, in Heine einen Positivisten zu sehen, für den das Leben zu einem wissenschaftlichen Problem oder zu einem Rechenexempel der Interessen herabsinkt. Er bekämpft zwar offen die „schwarzen Narren", d. h. die Dunkelmänner aller Art, die der Vernunft das Gefühl oder die Intuition entgegenstellen. Aber er verschont ebensowenig die Allzuverständigen, die mit dem Brustton der Überzeugung erklären: „Das höchste Prinzip ist die Vernunft!" Als Prototyp dieser unentwegten Rationalisten schildert er uns in der „Harzreise" den Doktor Saul Ascher „mit seinen abstrakten Beinen, seinem engen transzendentalgrauen Leibrock und seinem schroffen, frierend kalten Gesichte, das einem Lehrbuche der Geometrie als Kupfertafel dienen konnte." Ein unversöhnlicher Feind des Apoll von Belvedere und des Christentums, hat der arme Mann in seinem beständigen Streben nach dem Positiven „sich alles Herrliche aus dem Leben herausphilosophiert, alle Sonnenstrahlen, allen Glauben und alle Blumen, und es blieb ihm nichts übrig, als das kalte positive Grab." Und in einer Phantasie von beängstigendem und schauerlichem

Nihilismus schildert uns Heine, wie das Gespenst des Doktors Ascher ihm im Traume erscheint und ihm mit gelehrtem Eifer zu beweisen sucht, daß es durchaus keine Gespenster gibt. „Fürchten Sie sich nicht," sagt das Gespenst, „und glauben Sie nicht, daß ich ein Gespenst sei. Es ist eine Täuschung Ihrer Phantasie, wenn Sie mich als ein Gespenst zu sehen glauben. Was ist ein Gespenst? Geben Sie mir eine Definition. Deduzieren Sie mir die Bedingungen der Möglichkeit eines Gespenstes. In welchem vernünftigen Zusammenhange stände eine solche Erscheinung mit der Vernunft? Die Vernunft, ich sage die Vernunft . . ." Damit beginnt das Gespenst zu beweisen, daß es keine Gespenster gibt, zitiert Kants „Kritik der reinen Vernunft" und demonstriert so eifrig, „daß es einmal in der Zerstreuung statt seiner goldenen Uhr eine Handvoll Würmer aus der Uhrtasche zog und, seinen Irrtum bemerkend, mit possierlich ängstlicher Hastigkeit wieder einsteckte." „Die Vernunft ist das Höchste," wiederholt es unerbittlich. Da schlägt die Glocke eins und der Spuk verschwindet.*)

Heine ist also ein eingefleischter Rationalist. Er kann sich nicht das Vergnügen versagen, die frivolsten Spöttereien über die Jungfrau Maria, die Dreieinigkeit oder das Meßopfer loszulassen. Er schont weder Juden noch Katholiken noch Protestanten, verabscheut die Jesuiten und erklärt, daß auf hundert Pietisten neunundneunzig Schufte und ein Esel gehen. Aber er bleibt infolge seiner Einbildungskraft und Feinfühligkeit doch durchaus religiös. Er spottet über die Pedanten, deren überentwickelter Verstand alle anderen

*) Werke III, 39 ff.

Fähigkeiten erstickt, so daß sie schließlich „dasjenige nicht begreifen können, was jedes Kind begreift, eben weil es ein Kind ist“. Nichts ist seiner Dichternatur mehr zuwider als die kalte positive Vernunft, die das Geheimnisvolle und Übernatürliche aus der Welt verbannt, jedes religiöse und moralische Ideal ächtet, uns erbarmungslos in die engen Schranken des Erkennbaren und Relativen einkerkert, unseren Blick auf die Erde und auf unsere materiellen Interessen lenkt und uns alle Träume über das Unendliche, alle Aufflüge zum Himmel verbietet. Überzeugt, daß es zwischen Erde und Himmel mehr Dinge gibt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt, leugnet er keineswegs, daß der religiöse Instinkt unter Umständen ein wunderbarer Führer sein kann und daß die Mystik große Dinge vollbracht hat, ja, daß sie für das Glück der Menschheit noch Großes tun kann. „Dadurch, daß der Mystiker sich in die Traumwelt seiner inneren Anschauung zurückzieht und in sich selbst die Quelle aller Erkenntnis annimmt, dadurch ist er der Obergewalt jeder äußeren Autorität entronnen, und die orthodoxesten Mystiker haben auf diese Art in der Tiefe ihrer Seele jene Urwahrheiten wiedergefunden, die mit den Vorschriften des positiven Glaubens im Widerspruch stehen, sie haben die Autorität der Kirche geleugnet und haben mit Leib und Leben ihre Meinung vertreten. Ein Mystiker aus der Sekte der Essäer war jener Rabbi, der in sich selbst die Offenbarung des Vaters erkannte und die Welt erlöste von der blinden Autorität steinerner Gesetze und schlauer Priester; ein Mystiker war jener deutsche Mönch, der in seinem einsamen Gemüte die Wahrheit ahnte, die längst aus der Kirche verschwunden war; — und Mystiker werden es sein, die uns

wieder vom neueren Wortdienst erlösen und wieder eine Naturreligion begründen, eine Religion, wo wieder freudige Götter aus Wäldern und Steinen hervorwachsen und auch die Menschen sich göttlich freuen."*) Heine greift also die positiven Religionen und Kirchen an, insofern sie der Vernunft Gewalt antun wollen, hütet sich aber wohl, die Religion selbst anzugreifen. Der religiöse Trieb kann in seinen Augen eine befreiende Macht sein, ganz wie der Wahrheitsdrang. Jede Religion ist berechtigt und geheiligt, solange sie ein ursprünglicher Drang der Volksseele nach einem höheren Ideal ist. So erscheint Heine zugleich als Rationalist und als Gefühlsmensch; er will die Rechte der Vernunft mit denen des Gefühls und der Phantasie in Einklang bringen. Allem positiven Glauben abhold, bleibt er doch stets mehr ein Verehrer des Ideals als der kalten Wahrheit, mehr ein Verehrer der Schönheit als der gemeinen Wirklichkeit.

Unter diesem Gesichtspunkt wollen wir seine Stellung gegenüber den beiden Religionen betrachten, denen er aus verschiedenen Gründen nahe stand: dem Judentum, dem er durch seine Geburt zugehörte, und dem Christentum, zu dem er im Jahre 1825 übertrat.

* *
*

Heine sagte sich in sehr jungen Jahren von den religiösen Überzeugungen seiner Rasse los. Seine Mutter hatte ihn zwar im jüdischen Glauben erzogen, aber das religiöse Leben scheint bei ihm nie sehr tiefe Wurzeln geschlagen zu haben. Seine Eltern vertraten ziemlich liberale Tendenzen und beschränkten sich nicht

*) Werke VII, 251.

wie die Mehrzahl der damaligen Juden auf den Verkehr mit ihren Glaubensgenossen; sie unterhielten vielmehr dauernde Beziehungen zu verschiedenen christlichen Familien und zögerten nicht, ihren Sohn nach Absolvierung der Vorschule in das Düsseldorfer Gymnasium zu schicken, wo katholische Priester unterrichteten. So konnte der Knabe frühzeitig Vergleiche ziehen zwischen dem Glauben, in dem er erzogen war, und dem, in welchem ihn seine Lehrer unterwiesen; und die notwendige Folge war ein vorzeitiger Skeptizismus. Diese Anlage wurde noch bestärkt durch eine frühe Bekanntschaft mit philosophischen Problemen. Vom dreizehnten Jahre an nimmt er durch die Gefälligkeit des Rektors Schallmeyer, eines Freundes seiner Familie, an dessen philosophischen Kursen in der obersten Klasse teil. „In diesen Vorlesungen über Philosophie setzte er unumwunden die freigeistigsten griechischen Systeme auseinander, wie grell diese auch gegen die orthodoxen Dogmen abstachen, als deren Priester er selbst zuweilen in geistlicher Amtstracht am Altar fungierte.“*) Diese Vorlesungen zeigten Heine schon in sehr jungen Jahren, wie Religion und Zweifel ohne Heuchelei in demselben Gewissen wohnen konnten, und er zog sich aus ihnen nicht nur eine Lehre zum Unglauben, sondern auch zur „tolerantesten Gleichgültigkeit“.**) Kaum hatte Heine die Schule verlassen, so erregte er bei seinen Mitbürgern bereits Anstoß durch seine unehrerbietigen Spöttereien über die Religion. Umsonst hielt ihm sein Vater wegen seiner Gottesleugnung eine Standrede und machte ihm klar, daß seine Gottlosig-

*) Werke VI, 68f.; VII, 511, 297; III, 152.
**) Ebenda VII, 461.

keit die übelsten Folgen für das väterliche Geschäft haben könnte. „Besonders die Juden," sagte er, „würden nicht mehr bei ihm kaufen und sind ehrliche Leute, zahlen prompt und haben auch recht, an der Religion zu halten."*) Jedenfalls haben diese Argumente keinen großen Eindruck auf den Geist des Jünglings gemacht und nicht dazu beigetragen, das bißchen Achtung, das er für seine Religion besaß, zu vermehren.

Der jüdische Glaube erscheint ihm frühzeitig als das älteste Beispiel jener intoleranten Staatsreligionen, die er bekämpft und verabscheut. „Da kam aber ein Volk aus Ägypten, dem Vaterland der Krokodile und des Priestertums," sagt er in den „Reisebildern", „und außer den Hautkrankheiten und den gestohlenen Gold- und Silbergeschirren brachte es auch eine sogenannte positive Religion mit, eine sogenannte Kirche, ein Gerüste von Dogmen, an die man glauben, und heiligen Zeremonien, die man feiern mußte, ein Vorbild der späteren Staatsreligionen. . . Nun entstand „die Menschenmäkelei", das Proselytenmachen, der Glaubenszwang und all jene heilige Greuel, die dem Menschengeschlechte soviel Blut und Tränen gekostet." Dann senkt sich der Fluch auf dieses Volk herab. Nach einer Zeit des Glanzes und Ruhmes erleidet es unerhörte Schicksalsschläge, Exil, Verfolgung und Schmähung und schleppt seine Verdammnisqualen durch die Jahrtausende. Und doch lebt es noch! „O, dieses Ägypten! seine Fabrikate trotzen der Zeit, seine Pyramiden stehen noch immer unerschütterlich, seine Mumien sind noch so unzerstörbar wie sonst, und

*) Werke VII, 511.

ebenso unverwüstlich ist jene Volksmumie, die über die Erde wandelt, eingewickelt in ihren uralten Buchstabenwindeln, ein verhärtet Stück Weltgeschichte, ein Gespenst, das zu seinem Unterhalte mit Wechseln und alten Hosen handelt. . . ."*) Wie man sieht, hat Heine mit der jüdischen Religion nichts mehr gemein. Wenn er sie nicht verflucht und mit seinem Hohne verfolgt, wenn er für ihre unentwegtesten Vertreter sogar eine Art von nachträglicher Sympathie hegt, so geschieht dies einzig und allein, weil sie nicht mehr die Kraft hat, zu schaden und zu verfolgen. Er liebt sie, weil sie wehrlos und besiegt ist; wäre sie mächtig, so würde er sie ohne Zaudern bekämpfen. Von 1823 ab erklärt er auf das unumwundenste, er wolle den Leuten den Wahn benehmen, daß er ein Enthusiast für die jüdische Religion sei. „Der geborene Feind aller positiven Religionen wird nie für diejenige Religion sich zum Champion aufwerfen, die zuerst jene Menschenmäkelei aufgebracht, die uns jetzt so viele Schmerzen verursacht."**)

Ebenso wie Heine sich vom traditionellem Judentum frei macht, zeigt er auch keine Sympathie für das Reformjudentum mit rationalistischen Tendenzen, das unter der geistigen Elite seiner Glaubensgenossen emporblühte. Während seines Berliner Aufenthalts sehen wir ihn freilich als ständigen Gast in dem kleinen Kreise aufgeklärter Juden, wie Moses Moser, Leopold Zunz, Eduard Gans, Ludwig Marcus, Ben David, Imanuel Wohlwill und Ludwig Lehmann, die, dem Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden

*) Werke III, 416, 494.
**) Brief vom 23. August 1823, Briefe XIX, 145f.

angehörend, das von Moses Mendelssohn begonnene Reformwerk fortführten, das historische Judentum mit der modernen Wissenschaft zu vereinbaren, und sich für das große Werk der geistigen und moralischen Hebung, der bürgerlichen und politischen Emanzipation ihrer Rasse begeisterten. Vom Monat September 1822 bis zu seiner Abreise von Berlin beteiligt Heine sich regelmäßig an den Sitzungen des Vereins, nimmt sogar Sitzungsprotokolle auf und sagt seine Mitarbeiterschaft an der Zeitschrift für Wissenschaft und Kultur der Juden zu, die von seinen Freunden herausgegeben wird und das offizielle Organ der Gesellschaft werden soll. Aber er sieht bald genug ein, daß diese Männer sich bei all ihrem Geist und gutem Herzen eine unausführbare Arbeit vorgenommen haben und ihre Kraft an eine längst verlorene Sache vergeuden. Diese Versöhnung von Wissenschaft und jüdischer Religion, die schon Philo von Alexandria versuchte, findet in ihm einen großen Skeptiker. „Wir haben nicht mehr die Kraft, einen Bart zu tragen, zu fasten, zu hassen, und aus Haß zu dulden", schreibt er 1823 an seinen Freund Wohlwill. „Das ist das Motiv unserer Religion. Die einen, die durch Komödianten ihre Bildung und Aufklärung empfangen, wollen dem Judentum neue Dekorationen und Kulissen geben, und der Souffleur soll ein weißes Beffchen statt eines Bartes tragen; sie wollen das Weltmeer in ein niedliches Bassin von Papiermaché gießen, und wollen dem Herkules auf der Kasseler Wilhelmshöhe das braune Jäckchen des kleinen Marcus anziehen. Andere wollen ein evangelisches Christentümchen unter jüdischer Firma und machen sich ein Talles aus der Wolle des Lamm-Gottes, machen sich ein Wams aus den Federn

der heiligen-Geiststaube und Unterhosen aus christlicher Liebe, und sie fallieren, und die Nachkommenschaft schreibt sich: „Gott, Christus und Co." Zu allem Glücke wird sich dieses Haus nicht halten, seine Tratten auf die Philosophie kommen mit Protest zurück, und es macht Bankerott in Europa, wenn sich auch seine von Missionarien in Afrika und Asien gestifteten Kommissionshäuser einige Jahrhunderte länger halten."*) Allerdings, fügt Heine hinzu, wäre dies alles nicht so ernst gemeint und auch er habe nicht mehr die Kraft, einen Bart zu tragen, sich „Judenmauschel" nachrufen zu lassen, zu fasten und sich die Zähne an „Mazzes" auszubeißen. Ebenso klar ist es aber, daß seine Achtung für das Reformjudentum sehr gering ist. Diesen verschämten Juden zieht er immer noch die unentwegten Fanatiker von der Art jenes wilden Hassan vor, den er in seiner Tragödie „Almansor" schildert. Er versenkt sich jahrelang in die alten Chronisten, namentlich in die Historia judaïca, und zwar nicht nur, um Dokumente für seinen „Rabbi von Bacharach" darin zu finden, sondern auch „wegen inneren Bedürfnisses", und in diesen tragischen Annalen findet er „eine Fülle der Belehrung und des Schmerzes".**) Ebenso wie Nietzsche seine Bewunderung dem gewaltigen Bau der römischen Kirche nichts versagt, während er gegen den liberalen Protestantismus zu Felde zieht und in ihm „die halbseitige Lähmung des Christentums und der Vernunft" sieht, ebenso stellt Heine „das konsequente und rigoröse Rabbinertum" über einen hinkenden Rationalismus, der keine Religion mehr und noch

*) Ebenda 73f. **) Briefe XIX, 230.

keine Philosophie ist.*) Und so hatte er im Grunde auch nicht unrecht, das Reformwerk seiner Berliner Freunde mit skeptischen Augen anzusehen. Die Zeitschrift ging in der Tat schon mit der dritten Nummer ein und der Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden löste sich im Jahre 1825 auf, da mehrere seiner hervorragendsten Mitglieder sich taufen ließen, insbesondere der Präsident Gans, der das erste Beispiel zur Fahnenflucht gab.

Und ebenso wie Heine die Religion seiner Väter abschwört, so fühlt er sich keineswegs verpflichtet, seine einstigen Brüder in Israel zu schonen und sie nicht mit den Pfeilen seiner Bosheit zu verfolgen. Man hat oft darauf hingewiesen, daß die bittersten Wahrheiten über die Juden aus der Feder jüdischer Schriftsteller stammen, und daß sie ihre Glaubensgenossen oft mit unerbittlicher, verächtlicher Ironie verspotten. Unter allen ragt Heine hervor durch die Schroffheit seiner Urteile und die Zügellosigkeit seiner Scherze. Eines Tages vergleicht er den Prediger Friedländer mit einem Hühneraugenoperateur, ein anderes Mal zieht er erbarmungslos über den schlechten Stil der Zeitschrift für Kultur und Wissenschaft der Juden her, oder er verspottet die wenig schöne Mischung von Religion und Geschäftsinstinkt, von Philosophie und Schacher, die in seinen Augen das Reformjudentum kennzeichnet; er erklärt Hamburg für einen widerlichen Schlupfwinkel von getauften und ungetauften Juden,**) nennt die Philister vom Steinweg „miserables Pack" und behauptet, man dürfe sie nicht ansehen, wenn man sich für sie interessieren will".***) Er überhäuft die obskuren

*) Briefe XIX, 173. **) Ebenda 14. ***) Ebenda 145.

Feinde mit Schmähreden, die giftigen Klatsch über ihn verbreiten und ihn bei seinem Onkel Salomon anzuschwärzen suchen, oder er entwirft in den „Reisebildern" eine ebenso boshafte wie gelungene Karikatur der großen und kleinen Hamburger Wucherer, die er in den wenig geschmeichelten Zügen des Marchese Gumpelino und seines treuen Dieners Hirsch Hyazinth verkörpert.

Deshalb ist Heine aber noch kein Renegat des Judentums. Er verspottet zwar seine Glaubensgenossen erbarmungslos, aber er liebt sie trotzdem. Sein Herz blutet vor Mitleid und zuckt in aufrichtigster Entrüstung, wenn er an den „großen Judenschmerz", das tausendjährige Martyrium seines Volkes denkt. In „Almansor", im „Rabbi von Bacharach" eifert er gegen den Glaubensfanatismus, der die jüdische Rasse verfolgt und ächtet. Er steht mit ganzem Herzen auf Seiten seiner Berliner Freunde, wenn sie für die Judenemanzipation eintreten. „Daß ich für die Rechte der Juden und ihre bürgerliche Gleichstellung enthusiastisch sein werde, das gestehe ich, und in schlimmen Zeiten, die unausbleiblich sind, wird der germanische Pöbel meine Stimme hören, daß es in deutschen Bierstuben und Palästen wiederschallt."*) Ein anderes Mal schreibt er an seinen Freund Moser: „Vom Verein schreibst du mir wenig. Denkst du etwa, daß die Sache meiner Brüder mir nicht mehr so am Herzen liege, wie sonst? Du irrst dich dann gewaltig. Wenn mich auch mein Kopfübel jetzt niederdrückt, so hab' ich es doch nicht aufgegeben, zu wirken. „Verwelke meine Rechte, wenn ich Deiner vergesse, Jeruscholayim!" sind ungefähr die Worte des Psalmisten, und es sind

*) Briefe XIX, 146.

auch noch immer die meinigen."*) — Ersichtlich bewahrt er einen Rest von Mitgefühl für seine unglücklichen Stammesgenossen. Besser als jemand anders kennt er ihre Fehler und Niedrigkeiten und brandmarkt sie mit unerbittlichem Freimut, aber er zerreißt das Band des Gemeingefühls nicht. Er ergreift ihre Partei, vielleicht weniger aus Rasseninstinkt, als aus einem rein menschlichen Mitgefühl für die Besiegten und die Opfer, aus demselben Mitgefühl, aus dem er die Sache des Volkes gegen die Vorrechte der Geburt und des Vermögens ergreift oder sich auf seiten der gestürzten olympischen Götter gegen den siegreichen Christengott stellt.

Nichts beweist übrigens besser die Festigkeit der Bande, die diesen ungläubigen Juden an seine Volksgenossen knüpften, als der Groll und Ekel, der ihn nach seinem Übertritt zum Christentum befiel. Ein Jude wie er, der das Streben nach oben hatte, mußte notwendigerweise ganz besonders heftig unter der dumpfen Feindschaft und dem allgemeinen Fluch leiden, der in Deutschland auf seinen Glaubensgenossen lastete. Sein Ehrgeiz war es, eine Anstellung im Ministerium oder in der Diplomatie zu erhalten; aber das Dekret von 1812 verbot ihm den Zutritt zu den Staatsämtern und die Verordnung von 1822 schloß ihn auch von den akademischen Ämtern aus. Und wie er sich von den Regierungen zurückgewiesen sieht, so hört er auch unten im Volke das drohende Murren der gegen die Juden aufgehetzten Menge. „Obschon ich in England ein Radikaler und in Italien ein Carbonaro bin," schreibt er im Jahre 1823, „so gehöre ich doch nicht

*) Briefe XIX, 195.

zu den Demagogen in Deutschland, aus dem ganz zufälligen und geringfügigen Grunde, daß bei einem Siege dieser letzteren einige tausend jüdischer Hälse, und just die besten, abgeschnitten werden."*)

Das Gefühl der Vereinsamung inmitten einer Gesellschaft, die ihn als Feind behandelt, erfüllt ihn bisweilen mit tiefer Schwermut. „Ich lebe hier ganz isoliert," schreibt er 1823 aus Lüneburg an seinen Freund Moser. „Die Juden sind hier, wie überall, unausstehliche Schacherer und Schmutzlappen, die christliche Mittelklasse unerquicklich, mit einem ungewöhnlichen Rischeß, die höhere Klasse ebenso im höheren Grade. Unser kleiner Hund wird auf der Straße von den anderen Hunden auf eigene Weise berochen und malträtiert, und die Christenhunde haben offenbar Rischeß gegen den Judenhund. Ich habe hier also bloß mit den Bäumen Bekanntschaft gemacht, und diese zeigen sich jetzt wieder in dem alten grünen Schmuck, und mahnen mich an alte Tage, und rauschen mir alte vergessene Lieder ins Gedächtnis zurück, und stimmen mich zur Wehmut."**) Um aus dieser Vereinsamung herauszukommen und sich den Zugang zu den öffentlichen Ämtern zu erschließen, besaß Heine nur ein Mittel: sich taufen zu lassen. Auf den ersten Blick könnte es ziemlich natürlich scheinen, wenn ein Ungläubiger wie er den Preis einer solchen, rein formellen Zeremonie zahlte, um ein Freibillett zur Gesellschaft zu erlangen, die ihm sonst unerbittlich verschlossen blieb. Trotzdem empfindet er anfangs den größten Widerwillen gegen diesen Schritt. „Wie du denken kannst,"

*) Brief vom 2. Februar 1823. S. von Embden, „H. Heines Familienleben", S. 9 (Hamburg 1892).

**) Briefe XIX, 125f.

schreibt er im Jahre 1821, „kommt hier die Taufe zur Sprache. Keiner von meiner Familie ist dagegen, außer ich. Und dieser ich ist sehr eigensinniger Natur. Aus meiner Denkungsart kannst du es dir wohl abstrahieren, daß mir die Taufe ein gleichgültiger Akt ist, daß ich ihn auch symbolisch nicht wichtig achte, und daß er in den Verhältnissen und auf die Weise, wie er bei mir vollzogen werden würde, auch für andere keine Bedeutung hätte. Für mich hätte er vielleicht die Bedeutung, daß ich mich der Verfechtung der Rechte meiner unglücklichen Stammesgenossen mehr weihen würde. Aber dennoch halte ich es unter meiner Würde und meine Ehre befleckend, wenn ich, um ein Amt in Preußen anzunehmen, mich taufen ließe."*) Die Machenschaften des aristokratischen Vereins zur Verbreitung des Christentums unter den Juden empören ihn ebenso wie der Eifer, mit dem einige bekehrte Juden Propaganda machen. In den „Reisebildern" machte er sich über die schlauen Berliner Christen lustig, die sich nach Ersatzmännern für eine Religion umsehen, welche sie aufrecht zu erhalten wünschen, obwohl deren strenge Ausübung ihnen selbst zu schwer fällt. „In dieser Verlegenheit benutzen sie den Diensteifer der armen Juden, diese müssen jetzt für sie Christen werden, und da dieses Volk für Geld und gute Worte alles aus sich machen läßt, so haben sich die Juden so ins Christentum hineinexerziert, daß sie ordentlich schon über Unglauben schreien, auf Tod und Leben die Dreieinigkeit verfechten, in den Hundstagen sogar daran glauben, gegen die Rationalisten wüten, als Missionare und

*) Briefe XIX, 157.

Glaubensspione im Lande umherschleichen und erbauliche Traktätchen verbreiten, in den Kirchen am besten die Augen verdrehen, die scheinheiligsten Gesichter schneiden, und mit so viel hohem Beifalle frömmeln, daß sich schon hie und da der Gewerbsneid regt und die älteren Meister des Handwerks schon heimlich klagen, das Christentum sei jetzt ganz in den Händen der Juden."*) Zwei Jahre darauf tut Heine trotzdem — man weiß nicht recht, aus welchen Gründen — den Schritt, der ihm solchen Widerwillen einflößte. Am 28. Juni 1825, einen Monat vor seiner Doktordissertation in Göttingen, tritt er zum Protestantismus über. Wenn seine Briefe nichts von den inneren Kämpfen verraten, die er gewiß durchgemacht hat, ehe er sich zu einem so schweren Schritte entschloß, so läßt sie uns doch ahnen, wie schwer er sich selbst diesen Schritt verzieh, den er nicht für sehr ehrenvoll ansah. In einem Briefe an Moser, dem er wenige Monate später das Ereignis mitteilt, zu dem er sich hat bestimmen lassen, bricht der Grimm, der sich in seinem Herzen angesammelt hat, deutlich hervor. Er empfiehlt ihm ein Buch von Golowin über Japan, und zwar weil die Japaner nichts mehr verabscheuen als das Christentum. „Es ist ihnen nichts so verhaßt wie das Kreuz. Ich will ein Japaner werden."**) Etwas später tadelt er in einem Briefe an denselben Freund heftig den Religionswechsel von Gans und fährt dann sehr vielsagend fort: „Es wäre mir sehr leid, wenn mein eigenes Getauftsein dir in einem günstigen Lichte erscheinen könnte. Ich versichere dir, wenn die Gesetze das Stehlen silberner Löffel erlaubten, so

*) Werke III, 414. **) Briefe XIX, 311.

würde ich mich nicht getauft haben.“*) Ein anderes Mal versichert er ironisch, daß er im Begriff ist, ein rechter Christ zu werden: „Ich schmarotze nämlich bei reichen Juden.“ Um sein Unglück voll zu machen, muß er bald einsehen, daß er keine von den begehrten Anstellungen erhalten kann, weder in Berlin als Beamter oder Diplomat, noch in München an der Universität; daß seine Feinde ihn als Juden verschreien und daß er somit umsonst das Opfer seiner persönlichen Würde gebracht hat. So bewahrte er im Herzensgrunde das bittere Gefühl, sich ganz umsonst gedemütigt zu haben. „Ich bin jetzt bei Christ und Jude verhaßt,“ schreibt er zu Beginn des Jahres 1825. „Ich bereue sehr, daß ich mich getauft hab'; ich seh' noch gar nicht ein, daß es mir seitdem besser gegangen sei — im Gegenteil, ich habe seitdem nichts als Unglück ... Ist es nicht närrisch, kaum bin ich getauft, so werde ich als Jude verschrieen.“**)

Heines Religionswechsel steigert im ganzen genommen also nur seinen Haß gegen das unduldsame Christentum und die Gesellschaft, die ihn ausstößt. Es ist bei ihm aber weder Glaubenshaß noch Rassenhaß, und seine Gegner verleumden ihn, wenn sie seinem Verhalten die eingefleischte Abneigung des Juden gegen das Christentum unterschieben. Die Sache der Juden verschmilzt in seinem Geiste immer mehr mit der Sache des Volkes. Sein Haß gilt nicht dem Christentum als Religion, sondern dem Geist der Vergangenheit, der politischen und religiösen Romantik, welche die Juden unterdrückt, wie sie das Volk unter-

*) Briefe XIX, 337, 342.
**) Ebenda 352 f.

drückt. Also, sagt Heine, sollen die Juden, diese Parias der modernen Gesellschaft, gemeinsame Sache mit allen Enterbten machen, denn sie sind gegenwärtig nicht sowohl die Opfer eines religiösen Vorurteils oder eines Rassenhasses, als vielmehr einer sozialen Ungerechtigkeit. Ihre Gegner sind die heutigen Machthaber, dieselben, die Deutschland bevormunden wollen und überall die Freiheit des Wortes und des Gedankens zu unterdrücken suchen. Und in Wahrheit haben sie keine anderen Gegner. „Die Antipathie gegen die Juden hat bei den oberen Klassen keine religiöse Wurzel mehr, und bei den unteren Klassen transformiert sie sich täglich mehr und mehr in den sozialen Groll gegen die überwuchernde Macht des Kapitals, gegen die Ausbeutung der Armen durch die Reichen . . . Die Juden dürften endlich zur Einsicht gelangen, daß sie erst dann wahrhaft emanzipiert werden können, wenn auch die Emanzipation der Christen vollständig erkämpft und sichergestellt worden ist. Ihre Sache ist identisch mit der des deutschen Volks, und sie dürfen nicht als Juden begehren, was ihnen als Deutschen längst gebührte.“*)

* *
*

Obwohl Heine sein ganzes Leben lang ein unversöhnlicher Feind des Christentums war, sehen wir ihn in seiner Jugend trotzdem eine sehr lebhafte Zuneigung für den Katholizismus empfinden. Einmal schien es sogar, als ob er dicht vor dem Übertritt zu ihm stand. In einer erzkatholischen Stadt geboren, am

*) Werke VI, 120f., 125.

Düsseldorfer Lyzeum von aufgeklärten und toleranten Priestern erzogen, die sich eifrig der Bildung seines Verstandes annahmen und denen er stets ein dankbares Andenken bewahrte, scheint Heine als Jüngling eine mehr oder minder heftige Krisis romantischer Glaubensschwelgerei durchgemacht zu haben. Der Prunk des katholischen Kultus, insbesondere der hinreißende Eindruck der vor seinem Elternhaus vorbeiziehenden Prozessionen — Heines Vater ließ als kluger Kaufmann bei solchen Prozessionen einen Altar vor seinem Hause errichten — machten einen lebhaften Eindruck auf die Einbildungskraft des Knaben. Dürfen wir seiner Erzählung glauben, daß es eine Zeit gab, wo er jedem Kapuziner, dem er auf der Straße begegnete, gläubig die Hand küßte?*) Dürfen wir annehmen, daß er, wie jener Maximilian in den „Florentinischen Nächten" ein sehr eifriger Kirchengänger war, der „damals gern wie ein spanischer Ritter alle Tage auf Leben und Tod gekämpft hätte für die inmakulierte Empfängnis Mariä, der Königin der Engel, der schönsten Dame des Himmels und der Erde", und daß er „ganz besonders freundlich jedesmal den Hut abzog, wenn er an einem Bilde des heiligen Josef vorbeikam"?**) Sollen wir vor allem den Geständnissen des Dichters glauben, daß der Rektor Schallmeyer seinen Eltern ernstlich geraten hätte, ihn dem Dienst der Kirche zu widmen und nach Rom in ein Seminar zu schicken, daß seine Mutter aber aus rationalistischem Vorurteil und aus Abneigung gegen die häßliche Soutane der rheinischen Priester seinem Vorschlag nicht

*) Werke IV, 421.
**) Ebenda 328.

gefolgt wäre, es jedoch später bitter bereut hätte, „daß sie dem Rate des geistreichen alten Herrn nicht Folge geleistet, der mein Naturell frühzeitig durchschaut hatte und wohl am richtigsten begriff, welches geistige und physische Klima demselben am angemessensten und heilsamsten gewesen sein möchte.“*) — Man darf annehmen, daß Heine die Wahrheit etwas ausgeschmückt hat und daß seine mystischen Neigungen niemals sehr ernste waren. Immerhin entbehren Heines Erzählungen nicht jeder Grundlage. Aus einem Briefe aus dem Jahre 1816, worin er seinem Freunde Sethe seinen Liebeskummer beichtet und über das kalte Herz seiner Cousine Amelie klagt, klingt so etwas wie ein Übertritt zum Katholizismus durch. Er fragt sich, ob die himmlische Madonna nicht die irdische ersetzen kann, und erklärt, er wolle „die Sinne berauschen“. Nur in den unendlichen Tiefen der Mystik könne er seinen unendlichen Schmerz hinabwälzen und „das Wissen in seinem Bettlerkleid“ schiene ihm jetzt erbärmlich.**) — Heine hat sich von dem Neukatholizismus der Romantik, wie er im Beginn des XIX. Jahrhunderts blühte, offenbar ziemlich weit fortreißen lassen. Der katholische Einfluß macht sich nicht nur in einem Gedicht wie „Die Weihe“ (Werke II, 111), sondern auch in vielen seiner Jugendgedichte, namentlich auch in „Almansor“ und „Ratcliff“ geltend.***) Seine mystischen Gefühle sind gewiß nie sehr tief gewesen und jedenfalls später völlig verflogen, aber

*) Werke VI, 69f. Vergl. VII, 460, 466.

**) Briefe XIX, 16.

***) Diejenigen Stellen, die diesen Einfluß beweisen, findet man bei O. Zur Linde, „Heinrich Heine“, S. 199ff., 214ff.

sie zeigen doch, daß der religiöse Trieb in der Seele des jungen Skeptikers lebendig blieb. Er ist nie darin erloschen, und bei dem abtrünnigen Romantiker werden wir jederzeit ein tiefes Verständnis für die Poesie des Christentums und bisweilen ein unbestimmtes Heimweh nach dem verlorenen Glaubensparadies antreffen.

Trotzdem sollte Heine bald, sowohl in der Religion wie in der Politik, eine immer revolutionärere Haltung einnehmen. Von 1820 ab erklärt er, wie wir schon sahen, daß er sich nicht im Gefolge der Romantik auf den Weg der kirchlichen Reaktion fortreißen lassen will. Seine Bekanntschaft mit der Philosophie Hegels während seines Berliner Aufenthaltes bestärkt ihn in rationalistischen Tendenzen. Zugleich erweckt das immer klarere Bewußtsein der kläglichen und demütigenden Stellung der Juden in der modernen Gesellschaft eine immer lebhaftere Abneigung bei ihm gegen das Christentum. Der Erlaß von 1822, der das Toleranzedikt von 1812 zum großen Teil widerrief, entlockt ihm einen wahren Wutschrei gegen die Verfolger seiner Rasse. „Dieser endliche Sturz des Christentums wird mir täglich einleuchtender. Lange genug hat sich diese faule Idee gehalten. Ich nenne das Christentum eine Idee, aber welche! Es gibt schmutzige Ideenfamilien, die in den Ritzen dieser alten Welt, der verlassenen Bettstelle des göttlichen Geistes, sich eingenistet, wie sich Wanzenfamilien einnisten in der Bettstelle eines polnischen Juden. Zertritt man eine dieser Ideen-Wanzen, so läßt sie einen Gestank zurück, der jahrtausendelang riechbar ist. Eine solche ist das Christentum, das schon vor achtzehnhundert Jahren zertreten worden, und das uns armen Juden seit der

Zeit noch immer die Luft verpestet."*) In „Almansor" schildert er unter dem Deckmantel der Kämpfe zwischen den spanischen Christen des XV. Jahrhunderts und den Mauren die Lage der Juden im heutigen Europa und tritt leidenschaftlich gegen den Glaubensfanatismus auf. Er zeigt sich freilich nicht als unentwegten Vorkämpfer der Muselmänner gegen das Christentum. Seine Helden sind nicht die fanatischen Mauren wie Hassan und Abdullah, die der Sitte der Väter unwandelbar treu bleiben und die dem Islam Abtrünnigen mit wildem Haß verfolgen. Er erklärt ausdrücklich durch die Stimme des Chores seine Vorliebe für die spanisch-maurische Kultur, wie sie unter den Omejaden blühte, nachdem die spanischen Moslim zu Feinden ihrer orientalischen Brüder geworden. Seine Sympathien liegen bei Aly, der Christ geworden ist, weil er nicht zur alten Barbarei des Orients zurückkehren will und für sein Land ein strahlendes Ideal von Freiheit und hoher Kultur träumt. Dagegen legt er den Vertretern des fanatischen, verfolgungswütigen Christentums die gehässigsten Züge bei.

„. . . . Ritterliche Großmut war es nicht,
Als jüngst sein Wort, womit er Glaubensfreiheit
Verbürget hatt', der Sieger listig brach,
Und den Besiegten nur die Wahl gelassen,
Entweder Christ zu werden, oder fort
Aus Spanien nach Afrika zu fliehen."

Er läßt ein paar rohe Haudegen vor den bekehrten Mauren laut Wildschweinskopf und Wein loben und den Propheten, der seinem Volke solche Gerichte ver-

---

*) Briefe XIX, 76. Diese Stelle ist im Originalbriefe durchgestrichen.

sagt hat, mit schnöden Bemerkungen überschütten. Er läßt alberne und anmaßliche Frauenzimmer über die maurischen Gewänder Zuleimas spotten. Er schildert uns den gewissenlosen Abenteurer Don Diego, der die schmählichsten Kniffe anwendet, um die reiche Zuleima zum Ehebund mit einem entronnenen Zuchthäusler Don Enrique zu zwingen, dem er zu diesem Zweck einen Stammbaum erdichtet hat, einen Pfaffen, der aus Geldgier zu diesem schnöden Komplott die Hand reicht, oder schließlich einen fanatischen Abt, der zu seinen Nachbarn sagt:

„Das war ein herrliches Auto-da-fe!
So etwas labt das Herz des frommen Christen
Und schreckt die starren Sünder auf den Bergen.“*)

Und fortan führt Heine einen erbitterten Krieg gegen Unduldsamkeit und Obskurantismus, gegen Gewissensbedrückung im Namen der Religion, gegen die „katholische Propaganda und die deutschen Jesuiten“,**) gegen die ehrgeizigen und rachsüchtigen Priester. Er rächt sich blutig an seinen Verleumdern, diesen „bissigen Ratten, die in den Sakristeien Bayerns und Österreichs herumrascheln“, an dem „verfaulten Pfaffengeschmeiß“,***) das ihn überall erbittert anschwärzt.

Sein Religionswechsel im Jahre 1825 ändert nichts an seinen Gefühlen, noch an seiner Stellung. Wenn er jetzt nicht zum Katholizismus übertritt, der ihn in seiner Jugend so angezogen hatte, sondern zum Protestantismus, so empfindet er für diese Form des Christentums nicht etwa eine besondere Achtung. Der

*) Werke II, 301.
**) Ebenda VII, 299.
***) Ebenda VI, 67f.

bigotte Pietismus, die unduldsame Orthodoxie, die englische Hochkirche, dieser Katholizismus ohne Poesie, erscheinen ihm ebenso hassenswert wie die römische Kirche. Und der rationalistische Protestantismus ist seiner Ansicht nach fast keine Religion mehr, er enthält nur noch ein ganz klein wenig Christentum in homöopathischer Verdünnung. Der brave Hirsch Hyazinth sagt er wäre zwar eine vernünftige Religion, so rein wie ein Glas Wasser; aber sie hilft auch nichts. Um sie auszuprobieren, hat Hirsch in der Altonaer Lotterie auf die Gesangbuchnummern, die in einer Hamburger protestantischen Kirche aushängen, gesetzt, aber keine davon ist herausgekommen und er wird nicht so ein Narr sein, auf diese Religion seine ganze Glückseligkeit zu setzen.*) Wenn Heine trotzdem Protestant wird, so geschieht dies nicht lediglich deshalb, weil der Protestantismus in Preußen, wo er sich um eine Anstellung bewarb, Staatsreligion war, sondern auch, weil die Reformation ihm als der Ausgangspunkt des großen Befreiungskampfes der Geister und der deutschen Revolution erschien. So gehörte er dem „lutherischen Glauben nicht nur durch die Taufe, sondern auch durch seine kriegerische Begeisterung an, kraft deren er an den Kämpfen dieser ecclesia militans teilnimmt.“**)

Fortan sehen wir ihn, wie in der berühmten Stelle der „Nordsee“,***) im Namen der Gedankenfreiheit Protest erheben gegen die geistige Bedrückung, welche die katholische Kirche für immerdar auf Europa ausüben möchte. Er versagt zwar der christlichen Kirche des Mittelalters nicht die Anerkennung ihrer großen

*) Werke III, 325 ff.
**) Ebenda VII, 299 f.
***) Ebenda III, 92 ff.

Verdienste. Indem die Kirche alle Lebensbeziehungen, alle Kräfte und Erscheinungen, den ganzen physischen und moralischen Menschen unter ihre Vormundschaft nahm, hat sie die geistige Einheit des Abendlandes für lange Zeit gesichert. „Es läßt sich nicht leugnen, daß viel ruhiges Glück dadurch gegründet ward und das Leben warm und inniger blühte und die Künste, wie still hervorgewachsene Blumen, jene Herrlichkeit entfalteten, die wir noch jetzt anstaunen und mit all unserem hastigen Wissen nicht nachahmen können." Aber dies auf Knechtschaft und Lüge gegründete Glück ist kein dauerndes. „Der Geist hat seine ewigen Rechte, er läßt sich nicht eindämmen durch Satzungen und nicht einlullen durch Glockengeläute; er zerbrach seinen Kerker und zerriß das eiserne Gängelband, woran ihn die Mutterkirche leitete, und er jagte im Befreiungstaumel über die ganze Erde, erstieg die höchsten Gipfel der Berge, jauchzte vor Übermut, gedachte wieder uralter Zweifel, grübelte über die Wunder des Tages und zählte die Sterne der Nacht." Eine neue Zeit bricht für die Menschheit an: sie trachtet nach Wissenschaft und nach dem Recht der Selbstbestimmung; sie beginnt das Welträtsel allmählich zu entziffern und sich ihren eigenen Weg vorzuschreiben. Man kann freilich zweifeln, ob die Herrschaft der bewußten Vernunft der großen Masse bis jetzt jenes selbe ruhige Glück gebracht hat, wie in den lang hinvegetierten Jahren eines dumpfen Köhlerglaubens. Aber für die höheren Menschen war die Befreiung von der unerträglichen Tyrannei, die Rom über das Menschengeschlecht ausübte, eine Notwendigkeit und Wohltat. „Rom wollte immer herrschen, und als seine Legionen fielen, sandte es Dogmen in die Provinzen. Wie eine

Riesenspinne saß Rom im Mittelpunkte der lateinischen Welt und überzog sie mit seinem unendlichen Gewebe. Generationen der Völker lebten darunter ein beruhigtes Leben, indem sie das für einen nahen Himmel hielten, was bloß römisches Gewebe war; nur der höherstrebende Geist, der dieses Gewebe durchschaute, fühlte sich beengt und elend, und wenn er hindurchbrechen wollte, erhaschte ihn leicht die schlaue Weberin und sog ihn das kühne Blut aus dem Herzen; — und war das Traumglück der blöden Menge nicht zu teuer erkauft für solches Blut? Die Tage der Geistesknechtschaft sind vorüber; altersschwach zwischen den gebrochenen Pfeilern ihres Koliseums sitzt die alte Kreuzspinne und spinnt noch immer das alte Gewebe, aber es ist matt und morsch, und es verfangen sich darin nur Schmetterlinge und Fledermäuse und nicht mehr die Steinadler des Nordens."*)

So läuft der Kampf gegen die Kirche schließlich auf die Eroberung der Freiheit, jenes höchste Ziel der menschlichen Entwickelung, hinaus. Das alte Ägypten, die Heimat des Krokodils, des Priester- und Kriegerstandes, „hat jenes Kastentum hervorgebracht, das seit zwei Jahrtausenden in jede Landestracht sich zu vermummen und jede Zeit in ihrer eigenen Sprache zu täuschen wußte, das vielleicht jetzt tot ist, aber, den Schein des Lebens erheuchelnd, noch immer bösäugig und unheilstiftend unter uns wandelt, mit seinem Leichendufte unser blühendes Leben vergiftet, ja, als ein Vampir des Mittelalters, den Völkern das Blut und das Licht aus den Herzen saugt."**) Diesen Kasten-

*) Werke III, 92f.

**) Ebenda 494.

geist, der in den Kirchen und Adelsverbänden verkörpert ist, gilt es heute zu bekämpfen. Hier wie dort steht man vor einer Minderheit von Bevorrechteten, die ihre Tyrannei über die Massen auf ewig ausdehnen und sie zu ihrem Vorteil ausbeuten wollen; und dies Joch muß gebrochen werden. Ebenso wie der Adel die Staatsgewalt im eigenen Interesse an sich reißt und den König bevormundet, ebenso reißt der Priester die Religion an sich und macht sie zum Werkzeug seiner Herrschaft. Solange die Religionen frei bleiben, solange keine von ihnen die andere mit Gewalt zu verdrängen und sich allen Gewissen aufzudrängen sucht, sind sie groß und achtenswert. Aber wenn sie durch die Ränke der Priester zu Dogmen erstarren oder endlich sich mit dem Staat verbünden, um die weltliche Macht zur Dienerin ihrer Herrschsucht zu erniedrigen, werden sie verderblich. Heine haßt nicht den Altar, sondern „die Schlangen, die unter dem Gerölle der alten Altäre lauern, die argklugen Schlangen, die unschuldig wie Blumen zu lächeln wissen, während sie heimlich ihr Gift spritzen in den Kelch des Lebens." Er ist ein Freund der Religion und des Staates, aber er haßt „jene Mißgeburt, die man Staatsreligion nennt, jenes Spottgeschöpf, das aus der Buhlschaft der weltlichen und der geistlichen Macht entstanden, jenes Maultier, das der Schimmel des Antichrists mit der Eselin Christi gezeugt hat." Die Staatsreligionen sind die große Geißel unserer Zeit; sie sind nicht nur eine stetige Bedrohung der geistigen Freiheit des Menschengeschlechts, sondern auch ein Hemmnis für die äußere Entwickelung der Völker. „Gäbe es keine solche Staatsreligion, keine Bevorrechtung eines Dogmas und eines Kultus, so wäre Deutschland einig und stark und seine Söhne

wären herrlich und frei. So aber ist unser armes Vaterland zerrissen durch Glaubenszwiespalt, das Volk ist getrennt in feindliche Religionsparteien, protestantische Untertanen hadern mit ihren katholischen Fürsten oder umgekehrt, überall Mißtrauen, ob Kryptokatholizismus oder Kryptoprotestantismus, überall Verketzerung, Gesinnungsspionage, Pietismus, Mystizismus, Kirchenzeitungsschnüffeleien, Sektenhaß, Bekehrungssucht, und während wir über den Himmel streiten, gehen wir auf Erden zugrunde. Ein Indifferentismus in religiösen Dingen wäre vielleicht allein imstande uns zu retten, und durch Schwächerwerden im Glauben könnte Deutschland politisch erstarken."*) — Krieg den Pfaffen! Krieg den Staatskirchen! Krieg dem Adel! — Das ist die Losung, die Heine fortan allen Freunden der Freiheit, allen, welche die allgemeine Befreiung anstreben, gibt.

Ja, es ist sogar sehr zweifelhaft, ob er die Grundlagen der Religion, insbesondere des Christentums, in jeder Hinsicht achtbar und verehrungswürdig findet. Er ehrt gewiß die innere Heiligkeit jeden Glaubens, er bewundert die Leidensgestalt Christi tief, er erkennt an, daß das Christentum in vieler Hinsicht eine Wohltat für die Menschheit war. Aber er erklärt deutlich, daß er dem jüdisch-christlichen Anthropomorphismus nicht huldige**) und er ist weit entfernt, den krankhaften Spiritualismus der christlichen Religion uneingeschränkt zu bewundern. Ohne Zweifel enthält das Christentum vielleicht einen Keim der Religion der Zukunft, welche die Religion der Freiheit ist; ohne Zweifel

*) Werke III, 417f.
**) Ebenda.

ist Christus, wo nicht der Gott, „so doch ein hoher Priester derselben."*) Aber alle positiven Religionen, das Christentum inbegriffen, beruhen auf jener „überlieferten Offenbarung, die sich nur in wenigen Auserlesenen bekundet und von der großen Menge nur geglaubt werden kann." Mit dieser aristokratischen Offenbarungsart kann man aber die Macht der Aristokraten, das bevorrechtete Kastenwesen, nicht bekämpfen. Der auf Glauben und überlieferter Offenbarung beruhenden Religion muß eine demokratische Religion der Vernunft entgegengestellt werden, denn die Vernunft ist eine „unaufhörliche Offenbarung, welche sich in jedem Menschenhaupt wiederholt und ein Wissen begründet."**) Dieser Religion der Vernunft, der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, jauchzt Heine begeistert zu: „Sei mir gegrüßt, Freiheit, junge Sonne der verjüngten Welt! Jene älteren Sonnen, die Liebe und der Glaube, sind welk und kalt geworden und können nicht mehr leuchten und wärmen. Verlassen sind die alten Myrtenwälder, die einst so übervölkert waren, und nur noch blöde Turteltauben nisten in den zärtlichen Büschen. Es sinken die alten Dome, die einst von einem übermütig frommen Geschlechte, das seinen Glauben in den Himmel hineinhauen wollte, so riesenhoch aufgetürmt wurden; sie sind morsch und verfallen, und ihre Götter glauben an sich selbst nicht mehr. Diese Götter sind abgelebt, und unsere Zeit hat nicht Phantasie genug, neue zu schaffen. Alle Kraft der Menschenbrust wird jetzt zu Freiheitsliebe, und die Freiheit ist vielleicht die Religion der neuen

*) Werke III, 501.
**) Ebenda 498.

Zeit, und es ist wieder eine Religion der neuen Zeit, und es ist wieder eine Religion, die nicht den Reichen gepredigt wurde, sondern den Armen, und sie hat ebenfalls ihre Evangelisten, ihre Märtyrer und Ischarioths!“*)

Seinem begeisterten Rationalismus zum Trotz läßt die Romantik, die es Heine in seiner Jugend angetan hatte, doch tiefe Spuren in ihm zurück. Dieser Antichrist ist zunächst keineswegs ein Heide im Sinne Goethes oder Nietzsches. Seine Sympathien für das klassische Altertum sind höchst flau. Zu der Zeit, wo er am Düsseldorfer Lyceum seine humanistischen Studien machte, hatte er seine „liebe Freude an dem Göttergesindel, das so lustig nackt die Welt regierte“, und kein Schulknabe im ganzen Rom kannte die Liebschaften der Venus besser auswendig als er. Aber die antiken Sprachen waren ihm sehr zuwider. Das Griechische nannte er eine „Erfindung des Teufels“, und „den Römern würde gewiß nicht Zeit genug übrig geblieben sein, die Welt zu erobern, wenn sie das Latein erst hätten lernen sollen.“**) Dies sind augenscheinlich Mutwilligkeiten Heines, aber sie lassen doch erkennen, wie wenig klassisch seine Seele gestimmt ist. Als begeisterter Künstler betet er gewiß die Schönheit an. Als Sinnenmensch, der Leben und Glück leidenschaftlich liebt, nimmt er Partei gegen die „tristen Götter“ des Christentums und für die Olympier und ihr „gutes ambrosisches Recht.“ Aber diese lachenden Gottheiten, deren „unauslöschliches Gottesgelächter“ bei den himmlischen Gastmählern erschallt, und die es in Kämpfen der Menschen stets mit der Partei der Sieger gehalten, sind ihm im Grunde nicht

*) Werke III, 433. **) Ebenda 153, 151, 150.

sympathisch, und wenn er jetzt auf ihre Seite tritt, so geschieht dies nur, weil er es „in Götterkämpfen mit der Partei der besiegten Götter“ hält, weil er Mitleid hat mit ihrem traurigen Schicksal, wenn er sie droben am Himmel erschaut als „tote nachtwandelnde Schatten, nebelschwache, die der Wind verscheucht.“ Aber zu Zeiten ihres Glanzes liebte er diese „heiteren Götter, die selbst keine Schmerzen fühlten“, diese Götter ohne Liebe und Mitleid durchaus nicht. „Es waren Festtagsgötter,“ sagt er, „um die man lustig herumtanzte, und denen man nur danken konnte. Und als in die Versammlung der olympischen Götter ein bleicher, bluttriefender Jude mit einer Dornenkrone auf dem Haupt und einem großen Holzkreuz auf der Schulter hineintrat, verstummten die Götter und erblichen, bis sie endlich ganz in Nebel zerrannen.“ Christus hatte gesiegt.*)

Wenn Heines Seele der „Sinnenfreude der Griechen“ offen steht, so erschauert sie vielleicht noch mehr vor „Judäas göttlichem Gedanken.“

Was ist ursprünglich das Christentum, fragt Heine, wenn nicht die erhabene Legende „von einem heimlichen Gotte, der in sanfter Jünglingsgestalt unter den Palmen Palästinas wandelte und Menschenliebe predigte und jene Freiheits- und Gleichheitslehre offenbarte, die auch später die Vernunft der größten Denker als wahr erkannt hat, und die, als französisches Evangelium, unsere Zeit begeistert.“ Das Christentum ist seinem Wesen nach identisch mit der Religion der Vernunft. Christus ist der Prophet des neuen Ideals. „Er ist der Gott, den ich am meisten liebe — nicht

*) Werke I, 187ff.; III, 394f.

weil er so ein legitimer Gott ist, dessen Vater schon ein Gott war und seit undenklicher Zeit die Welt beherrschte, sondern weil er, obgleich ein geborener Dauphin des Himmels, dennoch demokratisch gesinnt, keinen höfischen Zeremonialprunk liebt, weil er kein Gott einer Aristokratie von geschorenen Schriftgelehrten und galonierten Lanzenknechten, und weil er ein bescheidener Gott des Volkes ist, ein Bürger-Gott, un bon dieu citoyen. Wahrlich, wenn Christus noch kein Gott wäre, so würde ich ihn dazu wählen, und viel lieber als einem aufgezwungenen absoluten Gotte würde ich ihm gehorchen, ihm, dem Wahlgotte, dem Gotte meiner Wahl."*)

Christus ist der Gott der Liebe, der Gott der Unglücklichen, Enterbten und Leidenden. Und als solchen verehrt ihn auch Heine. Es gefällt ihm zwar gar nicht, daß das Christentum die Welt in einen Schleier von Trauer und Leiden gehüllt hat. Wie Nietzsche hält auch Heine das Christentum für eine Religion von Entarteten, die das Leben als eine Krankheit, die Welt als ein Lazarett und den Tod als den Arzt ansehen, der allzeit bereit ist, die Leiden der Menschheit mit seinem einzigen Mittel, dem ewigen Schlafe, zu heilen. Als er in Lucca einer nächtlichen Prozession durch die erleuchteten Straßen beiwohnt und die Menschenmenge sich durch die Gassen wälzt, sieht er frische und blühende Mädchengesichter sich aus den Fenstern herabneigen, und ihm ist, als ob „das Leben selbst sein Vermählungsfest mit dem Tode feiert und Schönheit und Tugend dazu eingeladen hat". Die Prozession erscheint ihm als ein Zug Unheilbarer, die sich kläg-

*) Werke III, 401 f.

lich zu ihrem Grabe schleppen. „Es war gewiß der Tod selbst, den ich an der Seite eines blassen, bekümmerten Priesters gehen sah; in dünnen zitternden Knochenhändchen trug er diesem die flimmernde Kerze, nickte dabei gar gutmütig besänftigend mit dem ängstlich kahlen Köpfchen, und so schwach er selbst auf den Beinen war, so unterstützte er doch noch zuweilen den armen Priester, der bei jedem Schritte noch bleicher wurde und umsinken wollte. Er schien ihm Mut einzusprechen: »Warte nur noch einige Stündchen, dann sind wir zu Hause, und ich lösche die Kerze aus, und ich lege dich aufs Bett, und die kalten, müden Beine können ausruhen, und du sollst so fest schlafen, daß du das wimmernde Sankt Michaelsglöckchen nicht hören wirst.«" Wie Nietzsche empört sich auch Heine gegen diese pessimistische Weltanschauung. Aber anstatt wie der „harte" Zarathustra gegen die Kranken und Entarteten zu Felde zu ziehen und das Christentum als einen großen Sklavenaufstand gegen die Herren, als eine Erhebung der Entarteten gegen die Gesunden zu brandmarken, läßt er sich vom Mitleid überwältigen und schließt: „Gegen den Mann will ich auch nicht schreiben, dacht' ich, als ich den armen bleichen Priester sah, dem der leibhaftige Tod zu Bette leuchtete."*)

Und ebenso wie Heine dem Christentum keine unversöhnliche Feindschaft erklärt, hütet er sich wohl, die römische Kirche fanatisch anzugreifen. Er vergleicht sich in seinen Geständnissen mit einem „officier de fortune", der sich brav schlägt, aber nach der Schlacht keinen Tropfen Groll im Herzen bewahrt, weder gegen die bekämpfte Sache, noch gegen ihre

*) Werke III, 390—394.

Vertreter.... „Ich kenne zu gut meine geistige Taille," fährt er fort, „um nicht zu wissen, daß ich einem Kolosse, wie die Peterskirche ist, wenig schaden dürfte; nur ein bescheidener Handlanger konnte ich sein bei dem langsamen Abtragen seiner Quadern, welches Geschäft freilich noch viele Jahrhunderte dauern mag. Man nennt die katholische Kirche die Bastille des Geistes und behauptet, dieselbe werde jetzt nur noch von Invaliden verteidigt. Aber es ist darum nicht minder wahr, daß auch diese Bastille nicht so leicht einzunehmen wäre und noch mancher junge Anstürmer an ihren Wällen den Hals brechen wird." Auch er zollt seine Bewunderung jenem riesenhaften Gebäude, in welchem Nietzsche den letzten „Römerbau" sah, das Meisterwerk eines Volkes, das für die Ewigkeit zu bauen wußte. Er bewundert auch „die Konsequenz der römisch-katholischen Dogmatik"; er rühmt sich, weder das Dogma noch den Kultus je durch Witz oder Spötterei bekämpft zu haben, und weist es als zuviel Ehre und zugleich zuviel Unehre zurück, wenn man ihn einen deutschen Voltaire nennt.*)

Mehr noch als die gewaltige Majestät der Peterskirche bezaubert ihn die Poesie, welche in der Symbolik des katholischen Dogmas blüht und lodert. Sie übt auf sein Dichtergemüt einen unendlichen Reiz aus. Ihn überwältigt „die unendliche Süße, die geheimnisvoll selige Überschwenglichkeit und schauerliche Todeslust" des katholischen Spiritualismus. Er vergleicht die christliche Poesie mit einer „Passionsblume, die dem Blute Christi entsprossen ist. ... Es ist jene sonderbare, mißfarbige Blume, in deren Kelch man die

*) Werke VI, 66.

Marterwerkzeuge, die bei der Kreuzigung Christi gebraucht worden, abkonterfeit sieht, eine Blume, die durchaus nicht häßlich, sondern nur gespenstisch ist, ja, deren Anblick sogar ein grauenhaftes Vergnügen in unserer Seele erregt, gleich den krankhaft süßen Empfindungen, die aus dem Schmerze selbst hervorgehen."*) In seiner romantischen Jünglingszeit lauschte Heine, wie er in seinen Geständnissen erzählt, oft den Eingebungen der christlichen Muse, schwärmte für die hochgebenedeite Königin des Himmels und brachte die Legenden ihrer Huld und Güte in zierliche Reime.**) Und wenn er diese etwas konventionellen Dichtungen in späteren Sammlungen sorgsam ausmerzte, so behält er doch ein tiefes Gefühl für die Poesie des Christentums. Wenige Dichter haben es verstanden, wie er in der „Wallfahrt nach Kevlaar", den rührenden Zauber des reinen und naiven Volksglaubens zu schildern, oder wie im „Frieden" die Vision des Erlösers hervorzuzaubern, der im weißen wallenden Gewande riesengroß über Land und Meer wandelt und die Hände segnend über die Welt streckt, während sein Herz, die rote flammende Sonne, sein Erlöserblut gnädig über die Welt ausgießt.

III.

Wenn Heine in religiöser Hinsicht mit einem romantischen, leise katholisch gefärbten Mystizismus beginnt, so ist sein politischer Ausgangspunkt jener idealistische Patriotismus, der nach den Freiheitskriegen unter der deutschen studierenden Jugend blühte. Nach-

*) Werke V, 217.
**) Ebenda VI, 66.

dem die Hoffnungen der Patrioten durch den Wiener Kongreß zu schanden geworden, schlossen sich die Studenten zu der bekannten Burschenschaft zusammen, um an der Verwirklichung des Traumes vom einigen und freien Deutschland zu arbeiten, der die Besten des Volkes den preußischen Fahnen hatte folgen heißen. Heine stimmt in jeder Hinsicht mit seinen Schulgenossen überein und ist voll patriotischer Begeisterung. Ein Jahr, nachdem er sich mit seinen Klassenkameraden als Freiwilliger zum Feldzug gegen den aus Elba zurückkehrenden Napoleon gemeldet hat, frohlockt er, als er bei seinem Onkel Salomon „den herrlichen, homerisch göttlichen Blücher" erblickt.*) Auf der Universität Bonn versenkt er sich mit Leidenschaft in das Studium der germanischen Vorzeit, hört Geschichte der deutschen Sprache bei Schlegel, bei Arndt über die Germania des Tacitus, bei Hüllmann deutsches Recht, bei Radloff deutsche Urgeschichte und begeistert sich bei Hundeshagen für deutsche Architektur. In Göttingen hört er die Vorlesungen des Germanisten Benecke über Althochdeutsch und ist empört, daß von dreizehnhundert Studenten nur neun Interesse für das geistige Vermächtnis der deutschen Vorzeit haben. In Berlin hat er jedenfalls die allerdings mittelmäßigen Vorlesungen von Zeume über das Nibelungenlied gehört. Das Mittelalter begeistert ihn. In seinem Artikel über Polen von 1822 beklagt er die Gleichgültigkeit der Deutschen gegen ihre eigene Vergangenheit und ihre Unkenntnis der Denkmäler altdeutscher Kunst und Geschichte. „Möge bald die Zeit kommen, wo man auch dem Mittelalter sein Recht widerfahren läßt, wo kein alberner

*) Briefe XIX, 15.

Apostel seichter Aufklärung ein Inventarium der Schattenpartien des großen Gemäldes verfertigt, um seiner lieben Lichtzeit dadurch ein Kompliment zu machen; wo kein gelehrter Schulknabe Parallelen zieht zwischen dem Kölner Dom und dem Pantheon, zwischen dem Nibelungenlied und der Odyssee, wo man die Mittelalter-Herrlichkeiten aus ihrem organischen Zusammenhange erkennt, und nur mit sich selbst vergleicht, und das Nibelungenlied einen versifizierten Dom und den Kölner Dom ein steinernes Nibelungenlied nennt." — Zahlreiche Jugenddichtungen Heines sind in dem patriotischen Stil jener Zeit geschrieben; eins der seltsamsten in dieser Hinsicht ist ein „Deutschland" betiteltes von 1815. Es ist erheiternd zu sehen, wie Heine im Tone tiefer Überzeugung von der „Hölle schlau, gewandt" spricht, die sich aus dem Frankenlande über Deutschland ergossen und „Schmach und schnöde Schande in dem (!) frommen deutschen Land" gebracht habe. Er erinnert an die auf den Bergen lodernden Feuer, die zum Befreiungskampf riefen, feiert die deutschen Helden, Hermanns Enkel, als Löwen — „Helden zeugen keine Tauben" — und doch als sanft und menschlich; er preist überschwenglich die Tugenden der deutschen Frau, die als treue Krankenpflegerin die vom heiligen Krieg geschlagenen Wunden pflegt, während „an der Seine Strand die Schöne nur um feiles Gold buhlet". Das Gedicht endet mit einer Anrufung der Königin Luise und dem Wunsche: „Herrlich blüh' das deutsche Reich!"*) — Ebenso stellt Heine in einem Gedicht, das

*) S. das Gedicht „Deutschland", veröffentlicht 1829 in den „Allgemeinen Unterhaltungsblättern zur Verbreitung des Schönen, Guten und Nützlichen", V, 2461 (kürzlich wieder abgedruckt von Elster: „Heines erstes Gedicht", Deutsche Dichtung, XXV, 7).

wahrscheinlich in seinen Studienjahren zu Bonn entstand, der heutigen Verderbnis die Größe der guten alten Zeit gegenüber:

„Wo die Sitte und die Tugend
Prunklos gingen Hand in Hand;
Wo mit Ehrfurchtscheu die Jugend
Vor dem Greisenalter stand;

Wo kein Jüngling seinem Mädchen
Modeseufzer vorgelügt;
Wo kein witziges Despötchen
Meineid in System gefügt;

Wo ein Handschlag mehr als Eide
Und Notarienakte war;
Wo ein Mann im Eisenkleide,
Und ein Herz im Manne war.“*)

Und am 18. Oktober, dem Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, erstieg Heine mit seinen Studiengenossen den Drachenfels und saß in den Ruinen beim Freudenfeuer. Dabei wurde ein Hoch auf Blücher und die deutsche Freiheit ausgebracht, „das Lied von Deutschlands heil'gen Siegen“ erscholl; sie tranken „Deutschlands Wohl aus Rheinweinkrügen“ — und brachten „den Schnupfen und den Husten mit nach Hause“.**)

Da er die patriotische Begeisterung der Burschenschafter teilte, machte er sich auch ihre sehr aufrichtige, aber etwas unklare Freiheitsbegeisterung zu eigen und ward somit zum Gegner der deutschen Regierungen in ihrem gerade ausbrechendem Kampfe gegen die liberalen Strömungen auf den Universitäten. In demselben Jahre, wo Heine bei der neuen Universität

*) Werke II, 160.
**) Ebenda 64.

Bonn immatrikuliert wurde, unternahm die preußische Regierung aus Furcht vor revolutionären Bestrebungen, die sich unter den Studenten zeigten, insbesondere entsetzt über Kotzebues Ermordung durch Karl Sand, die schroffsten reaktionären Maßregeln und begann mit unbeugsamer Härte die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse durchzuführen, kraft deren die Universitäten überwacht und die Presse einer strengen Zensur unterworfen werden sollten. Im Juli 1819 begannen die Untersuchungen und Verhaftungen in Bonn und gleichzeitig in Berlin; eine Menge Studenten, Professoren und allgemein geachtete Patrioten wie Jahn und Arndt wurden gefangen gesetzt und in endlose Prozesse verwickelt. Am 18. Oktober, als Heine und seine Genossen beim Fackelschein zum Drachenfels emporklommen, befahl der König von Preußen die Bekanntmachung der Karlsbader Beschlüsse im ganzen Königreich und bestätigte ein von dem Staatskanzler in höchster Eile ausgearbeitetes Zensuredikt.*) Zugleich entlud sich ein Hagel von kleinen Plackereien über die Studenten. Die Zensur verstümmelte in lächerlicher Weise das neue Kommersbuch der Bonner Studenten; die Zusammenkünfte der Burschenschaft wurden verboten und konnten nur im geheimen fortgeführt werden, wobei man übrigens in aller Unschuld die revolutionärsten Pläne schmiedete. Infolge eines ungenauen Berichtes wurden mehrere Freunde Heines wegen der auf dem Drachenfels gehaltenen Rede vor den Universitätsrichter zitiert und Heine selbst mußte in dieser Sache als Zeuge erscheinen. Ein paar Jahre später in Berlin fanden die-

*) Treitschke, Deutsche Geschichte, II, 540, 576ff., 580; Geiger, „Das Junge Deutschland und die preußische Zensur", S. 5f. (Berlin 1900).

selben Verfolgungen statt; die Studentenvereinigung, der Heine angehörte, wurde von der Polizei aufgelöst und etwa dreißig Studenten aus Berlin ausgewiesen. Die demagogischer Umtriebe gegen Rußland verdächtigen polnischen Studenten ereilte ein noch schlimmeres Los. Die einen wurden ins Gefängnis geworfen, die anderen entzogen sich durch schleunige Flucht den Verfolgungen der Polizei. Um ein Gegner der in Deutschland losbrechenden feudalen und klerikalen Reaktion zu werden, brauchte Heine sich nur der großen liberalen Gegenströmung anzuschließen, die damals einen großen Teil der studierenden Jugend erfaßte.*)

Übrigens war nichts verworrener, als dieser romantisch gefärbte Liberalismus der Burschenschafter. Er paßte sich den verschiedenen Temperamenten an. Und man findet in den Reihen des Burschen neben den Liberalen oder Radikalen künftige Konservative wie Leo oder Stahl, Hengstenberg, Menzel und Jarcke. Heine stand ihnen in diesem Augenblick ganz nahe, ohne irgend zu ahnen, welche tiefen Klüfte sie später trennen würde; er verknüpfte das patriotisch romantische Ideal der „Teutomanen" ohne Schwierigkeit mit den immer fortschrittlicheren demokratischen Anschauungen, die sich bei ihm bildeten. Trotzdem gingen diese beiden Gedankenrichtungen zu sehr auseinander, als daß Heine den Abstand nicht früher oder später bemerkt und seine Wahl zwischen beiden getroffen hätte. Dieser Augenblick kam im Jahre 1821; fortan sehen wir ihn sich dem Patriotismus immer mehr

*) H. Hüffer, „Aus dem Leben Heinrich Heines", S. 74ff. (Berlin 1878). Vgl. Strodtmann, „Heines Leben und Werke", 3. Aufl., I, 66, 132f. (Hamburg 1884).

entfremden und der Revolutionspartei immer näher kommen.

Durch Zweierlei scheint Heine sich seines Gegensatzes zu den „Teutomanen" besonders bewußt geworden zu sein: durch seine Ausschließung aus der Burschenschaft gegen Ende seiner Göttinger Studienzeit*) und seine Abneigung gegen den Antisemitismus und Franzosenhaß, der damals unter den Burschen wütete; fortan empörte ihn die Engherzigkeit ihres Patriotismus. Von 1822 ab stoßen wir in seinen Briefen auf jene berüchtigten Hohnreden über Deutschland und die Deutschen, welche die öffentliche Meinung so sehr gegen ihn einnahmen und ihn in den Ruf antinationaler Gesinnung gebracht haben. „Alles Deutsche wirkt auf mich wie ein Brechpulver", schreibt er an seinen Freund Sethe und fährt dann französisch fort: „je n'aurais jamais cru que ces bêtes qu'on nomme Allemands, soient une race si ennuyante et malicieuse en même temps." Oder: „Eigentlich bin ich auch kein Deutscher ... Ich würde mir auch nichts darauf einbilden, wenn ich ein Deutscher wäre. Oh, ce sont des barbares! Es gibt nur drei gebildete zivilisierte Völker: die Franzosen, die Chinesen und die Perser. Ich bin stolz darauf

*) Die Gründe dieses Bruchs sind unklar. Die Angabe, er wäre wegen Verstoß gegen das Sittlichkeitsprinzip der Burschen ausgeschlossen worden, und zwar infolge einer Krankheit, die ihn in Göttingen zurückhielt, gerade als er im Januar 1821 das Consilium abeundi erhielt, scheint eine einfache Vermutung zu sein. Wahrscheinlicher hat die Unduldsamkeit und der kampflustige Nationalismus der Burschen Heine abgestoßen. Vielleicht war auch Massmann, den Heine später so grausam verspottete, an dieser Angelegenheit beteiligt, was den langen Haß des Dichters erklären würde. S. G. Karpeles, „H. Heine, Aus seinem Leben und aus seiner Zeit", S. 111 (Leipzig 1899).

ein Perser zu sein".*) Er spricht von den „Altdeutschen" als von seinen „alten grimmigsten Gegnern".**) In seinen Briefen aus Berlin stellt er der Engherzigkeit und dem Sektengeist der Teutomanen die wahre Freiheitsliebe entgegen, die nicht aus der Branntweinflasche quillt und nicht auf Franzosenhaß und Nationalegoismus basiert ist. Und er erklärt, daß seine Liebe für Deutschland und die Deutschen ihn nicht hindere, die Bewohner des übrigen Erdballs zu lieben, deren Zahl vierzig Mal so groß ist als die Zahl aller Deutschen, und daß sie, da die Liebe dem Menschen seinen wahren Wert gibt, auch vierzig Mal mehr wert ist, als die Liebe derer, die sich nicht aus dem Sumpfe der Nationalselbstsucht hervorwinden können. Er spottet über Körners Gedichte, „jene faden, schalen, flachen, poesielosen Verse", welche die Freiheitskrieger so sehr enthusiasmierten und die „deutschen Jungfrauen" auch heute noch in Wonneschauer versetzen. Er entschuldigt sich wegen des bitteren, spottenden Tones, womit er von Dingen spricht, die anderen Leuten teuer sind, und schließt mit den Worten: „Meine Seele glüht zu sehr für die wahre Freiheit, als daß mich nicht der Unmut ergreifen sollte, wenn ich unsere winzigen, breitschwatzenden Freiheitshelden in ihrer aschgrauen Armseligkeit betrachte; in meiner Seele lebt zu sehr Liebe für Deutschland und Verehrung deutscher Herrlichkeit, als daß ich einstimmen könnte in das unsinnige Gewäsche jener Pfennigsmenschen, die mit dem Deutschtume kokettieren; und zu mancher Zeit regt sich in mir fast krampfhaft das Gelüste, mit kühner Hand den

*) Briefe XIX, 50f, 200.
**) Ebenda 136.

alten Lügen den Heiligenschein vom Kopfe zu reißen und den Löwen selbst an der Haut zu zerren, — weil ich einen Esel darunter vermute.“*)

Fortan sehen wir Heine die Deutschtümelei und ihre Helden fast in allen seinen Werken verspotten. Einmal persifliert er den Turnvater Jahn als einen feigen und albernen Gesellen, dessen Grobheit geheuchelt sei und der den Patriotismus zu einem einträglichen Handwerk gemacht habe.**) Ein anderes Mal verhöhnt er den Germanisten Massmann mit seiner Stumpfnase, seinem „altdeutschen Rock“ und seinen schmutzigen Händen. Er stellt ihn als Typus eines „altdeutschen Demagogen“ hin, der ebenso ungefährlich wie grotesk ist und immerfort Arminius den Cherusker und Frau Thusnelda im Munde führt, bei jeder Gelegenheit gegen welsches Babeltum, gegen die Erfindung der Seife, gegen die heidnisch-griechische Grammatik und gegen Handschuhe zu Felde zieht. „Er springt wirklich sehr gut übern Stock, macht auch Verzeichnisse von allen möglichen Lesarten altdeutscher Gedichte und kriecht erbärmlich vor den Machthabern des Tages.“***) — Immerfort spottet Heine über die „schwarzen Narren“, die „bei ihren Narrensprüngen, die sie turnen nannten, so ernsthafte Gesichter schnitten,

*) Werke VII, 592, 183, 587f.

**) Ebenda IV, 18.

***) Ebenda III, 220f. Die Schilderung, die Heine von Massmann entwirft, trifft nur auf einige Äußerlichkeiten zu. Im ganzen genommen, scheint sie sich mit der Wirklichkeit nicht zu decken. Man muß dies Bild Massmanns also nicht als Porträt, sondern als Typus auffassen, in dem er alle Verkehrtheiten und Laster, die er an den Teutomanen haßte, zusammenfaßte. S. Karpeles, Opus citatum, S. 107ff., sowie E. Euler und R. Harstein, „H. F. Massmann“, Berlin 1902.

daß die Regierungen endlich aufmerksam werden und sie einstecken mußten",*) über die unwissenden und noch pedantischeren Pseudodemagogen, die lieber Bücher verbrennen, als sie zu lesen, die über die Kennzeichen deutscher Nationalität gelehrt diskutieren und im voraus ihre Proskriptionslisten anfertigen für den Tag, wo sie zur Herrschaft gelangen würden. Sie sind ihm keine Vorkämpfer der Freiheit, sondern verspätete Romantiker. Beim Wartburgfest, wo der Teutonismus seine Orgien feierte, „krächzte die Vergangenheit ihren obskuren Rabengesang, und bei Fackellicht wurden Dummheiten gesagt und getan, die des blödsinnigsten Mittelalters würdig waren."**)

In seiner Abneigung gegen diese Narren des Patriotismus geht Heine so weit, auch den ehrlichen Patriotismus in Abrede zu stellen. Das Vaterlandsgefühl der Freiheitskrieger erscheint ihm im ganzen genommen nicht viel achtenswerter als die Phrasen Jahns und seinesgleichen. Er zieht die ganze Epoche der Freiheitskriege ins Lächerliche, „die schlechten Befreiungsgedichte, Hermann und Thusnelda, Hurrah, und den Frauenverein und die Vaterlandseicheln und das ewige Prahlen mit der Schlacht bei Leipzig und die Bilder, wo gar bunt und erbaulich abkonterfeit war, wie die hohen Heerführer auf dem Schlachtfelde

*) Werke III, 252.

**) Werke VII, 94f. Vgl. auch III, 568: „Da entstand eine schwarze Sekte, die von Deutschheit, Volkstum und Ureichelfraßtum die närrischsten Träume ausheckte und durch noch närrischere Mittel auszuführen dachte. Sie waren nicht unwissend, denn sie hatten alles gelesen. Sie waren vielseitig in der Beschränktheit. Sie waren durchaus keine französisch-oberflächlichen Demagogen. Sie waren gründlich, kritisch, historisch ..."

knieten und Gott dankten." Er vergleicht die siegreichen Deutschen mit Knaben, „die sich vor Freude nicht zu lassen wissen, wenn sie einmal ihren Schulmeister ausgeprügelt haben", und meint, daß es besser gewesen wäre, sie hätten selbst die Prügel bekommen.*) Die patriotische Begeisterung der Freiheitskriege erscheint ihm als ein Betrug. Im Jahre 1813, als das Vaterland unter fremdem Joche seufzte, riefen die Könige ihre Völker zu den Waffen und versprachen ihnen die Freiheit, wenn sie siegten. Und das Volk stand auf und fegte die fremden Eindringlinge hinaus. Aber die Könige haben es gehalten, wie der Herr eines Sklavenschiffes, der bei einem Sturme seinen Sklaven die Freiheit versprach, wenn durch ihre Tätigkeit das Schiff gerettet würde. Als die Gefahr vorüber war, wurden sie wieder in den Schiffsraum hinabgeführt und angefesselt, und in ihrem dunkeln Elend machten sie demagogische Betrachtungen über Versprechungen von Seelenverkäufern . . . .**) Der Patriotismus erscheint Heine im ganzen genommen entweder als eine Pose von Intriganten und Narren, oder als eine hochherzige, aber blinde Leidenschaft, welche die Großen der Welt geschickt gefördert und klug geschürt haben, um sie zu ihren Zwecken auszubeuten.

Und trotzdem erklärt Heine bei all seiner Abneigung gegen patriotische Phrasen, bei all seinen offenen Sympathien für Frankreich und die französische Kultur, seine leidenschaftliche Liebe für Deutschland und den deutschen Geist. In dieser Hinsicht ist nichts bezeichnender als der eigenartige Brief, den er im

---

*) Werke III, 235.
**) Ebenda 234.

Jahre 1824 an R. Christiani richtet. Nach einer Reihe von Bosheiten gegen die „schwarzen Narren“ erklärt er seinem Freunde kategorisch, daß man zu Unrecht wähnte, er suche seine deutsche Natur absichtlich los zu werden. Im Gegenteil weiß er bestimmt, daß er „eine der deutschesten Bestien“ ist, daß ihm „das Deutsche das ist, was dem Fische das Wasser ist“, daß er „zum Stockfisch werden muß, wenn er aus dem Wasser des Deutschtümlichen herausspringt“, daß er „sogar im Grunde das Deutsche mehr als alles auf der Welt liebt“, daß seine Brust „ein Archiv deutschen Gefühls“ ist, wie seine Bücher „ein Archiv deutschen Gesanges“ sind.*)

Unter diesen Umständen ist es nicht leicht, die heißumstrittene Frage zu lösen, was man von Heines Patriotismus halten soll. Es fehlt offenbar nicht an triftigen Beweisen, um Heine als einen nicht voll germanisierten rheinischen Juden hinzustellen, dessen nationaler Instinkt nur sehr wenig entwickelt ist, der die deutschen Gewissen ruchlos verwirrt hat, indem er die Helden von 1813 mit schnödem Spott herabzerrte, der den heiligsten Traditionen des Deutschtums fremd geblieben ist und unter dem Vorwande, falschen und wahren Patriotismus zu scheiden, die Axt an die Wurzel des Nationalgefühls gelegt hat. — Aber dies scheint mir ein sehr summarisches Urteil, das der Vielseitigkeit von Heines Natur nicht gerecht wird. Ich glaube vielmehr, daß er seinen Patriotismus und seinen Kosmopolitismus gleich aufrichtig gemeint hat, daß er als guter Romantiker die tiefste Liebe für die

*) Brief vom 7. März 1824, veröffentlicht von Elster, Deutsche Rundschau, Bd. 107, S. 282.

heimatliche Scholle, den heimischen Geist, die alten Überlieferungen und das deutsche Mittelalter hatte, aber gleichzeitig und vielleicht infolge seines jüdischen Ursprunges sowie seiner halb französischen Erziehung mit schmerzlicher Deutlichkeit alles Enge und Unduldsame in einem beschränkten Nationalismus empfunden hat. Oft genug mag er das Maß überschritten, seine eigenen Gedanken übertrieben, die Menschen und Ereignisse ungerecht beurteilt haben. Wir werden bei ihm keine Theorie darüber finden, wie man die Liebe zum kleinen und zum großen Vaterlande vereinen kann. Aber wir können annehmen, daß er diese beiden Gefühle mit gleicher Kraft empfunden hat. Er ist weder ein Systematiker noch ein Fanatiker. Er hat nichts von dem gewaltigen Auftreten und dem harmonischen Gleichgewicht abgeklärter Naturen. Sein Verdienst ist es, eines der Probleme, an deren Lösung wir uns noch heute abmühen, aufgerollt zu haben, ohne daß ihm freilich eine endgültige Lösung gelungen wäre.

* *
*

In dem Maße, wie Heine sich von dem nationalen Ideal lossagt, wird er ein immer leidenschaftlicherer Anhänger der demokratischen Sache. Seit 1822 wirft er sich, wie wir aus einem Briefe an Immermann ersehen, zum Vorkämpfer der Freiheit auf und macht es sich zur Aufgabe, die verderblichen Gewalten der Vergangenheit erbarmungslos zu bekämpfen. „Kampf dem verjährten Unrecht, der herrschenden Torheit und dem Schlechten! Wollen Sie mich zum Waffenbruder in diesem heiligen Kampfe, so reiche ich Ihnen freudig

die Hand. Die Poesie ist am Ende doch nur eine schöne Nebensache."*)

Wenn wir verstehen wollen, warum der Dichter des Buches der Lieder erklärte, daß die Kunstperiode abgeschlossen wäre und die Revolution in die Literatur träte, und warum er selbst sich leidenschaftlich in den politischen Kampf stürzte, so erkennen wir sehr bald, daß er nicht einzig idealen Antrieben folgt. Heine ist zwar ein Rationalist, der mit stets wachsender Leidenschaft an den endgültigen Sieg der Vernunft und Freiheit glaubt, aber er ist weder ein Dogmatiker, noch ein Sektierer, und er wirft sich zweifellos nicht aus Liebe zu einer abstrakten Theorie zum Tribun auf. Gewiß hat auch Heine ein quälendes Gefühl beschlichen, wenn er das Elend eines unter ungerechten Gesellschaftszuständen leidenden Volkes sah. Ein Schauder durchläuft ihn, wenn er in den Zeitungen liest, daß Menschen in den Straßen von London vor Kälte oder in den Straßen von Neapel vor Hunger umgekommen sind, und er wird folglich ein Radikaler in England und ein Carbonaro in Italien sein.**) Aber man tut ihm, glaube ich, kein Unrecht mit der Annahme, daß sein sehr aufrichtiges Mitleid mit dem Elend der unteren Klassen nicht genügt hätte, um ihn zur Tat zu treiben. Er hat zu wenig in unmittelbarer Berührung mit dem Volke gelebt und seine Leiden zu wenig gekannt, als daß er den unbezwinglichen Drang gespürt hätte, ihm zu helfen. In Wahrheit wurde Heine vor allem deshalb zum erbitterten Gegner der damaligen Gesellschaft, weil er sehr persönliche Beschwerden gegen sie hatte.

---

*) Briefe XIX, 59.

**) L. Emden, Heines Familienleben, S. 9.

Er war zu der Überzeugung gelangt, daß er in Deutschland unter dem gegenwärtigen System niemals eine Anstellung bekäme, wie er sie erträumte und auf die ihm seine geistige Bedeutung einen Anspruch gab.

Zunächst sieht Heine als Schriftsteller seine Freiheit stetig bedroht durch die kleinliche Überwachung der Regierungsorgane. Von seinem ersten schriftstellerischen Auftreten an hatte er mit der Zensur ein Hühnchen zu rupfen; diese war durch die Verordnung von 1819 in Preußen reorganisiert worden und verfuhr mit immer unerträglicherer Strenge, verfolgte die politische Presse unerbittlich bis zur völligen Ausmerzung, überwachte sogar die Leihbibliothekskataloge und entstellte selbst die harmlosesten Aufsätze in Zeitschriften durch lächerliche Streichungen.*) Einzelne Zensoren verlangten sogar, daß die Lücken in den ihnen vorgelegten Werken, die ihr Rotstift geschaffen hatte, dem Publikum nicht bemerklich werden dürften. Man konnte der vorherigen Zensur eines Buches nur dann entgehen, wenn dieses mehr als zwanzig Bogen stark war, und dieser Zwang wurde in gewissen Fällen sehr peinlich. So mußte Heine, um sein Buch Le Grand zu veröffentlichen, ohne daß es durch die Zensur ging, es zwischen seinen Gedichtzyklus „Die Nordsee“ und seine „Briefe aus Berlin“ einschieben, um den nötigen Umfang zu erreichen. Übrigens konnte die Regierung das Buch nach der Veröffentlichung ebenso ungehindert verbieten und den Autor wie den Verleger dadurch auf das empfindlichste schädigen. So wurde der zweite Band der „Reisebilder“ bei seinem

*) L. Geiger, „Das junge Deutschland und die preußische Zensur“, S. 5ff. (Berlin 1900).

Erscheinen in Hannover, Preußen, Österreich, Mecklenburg und den meisten kleineren Staaten verboten. Allerdings war es für Heine eine ausgezeichnete Reklame, daß dieses Buch auf den Index gesetzt wurde; es wurde nun erst recht verkauft und bis nach Österreich in einem Stoß von Grammatiken und anderen harmlosen Büchern, oder gar unter falschem Umschlag eingeschmuggelt. Trotzdem war dieser Schleichhandel nicht immer durchführbar und es geschah oft, daß die geschmuggelten Bücherballen an der Grenze aufgefangen wurden. Man begreift also, daß Heine eine ganz persönliche Feindschaft gegen die Zensoren hegte; um sie zu ärgern, setzte er das ganze zwölfte Kapitel im „Buch Le Grand" aus Gedankenstrichen zusammen, wie sie an Stelle der unterdrückten Sätze gebraucht wurden, und ließ nur die beiden Worte stehen: „Die deutschen Zensoren . . . Dummköpfe" . . . Diese kleinlichen Plackereien einer lächerlich argwöhnischen Zensur haben ohne Zweifel stark dazu beigetragen, Heine in die Opposition zu drängen. Ihn, der mehr Dichter als Denker war, ließ ein Prinzipienstreit gleichgültig; so gesteht er selbst, daß die Debatten in den kleinen süddeutschen Parlamenten nur ein sehr geringes Interesse bei ihm erweckt hätten. Aber diese empörende Verfolgung der schriftstellerischen Freiheit berührte ihn unmittelbar und erregte seine ehrliche Entrüstung. Sie reizte ihn als eine Absurdität, ein Nonsens, denn nach seiner Meinung gibt es keine größere Garantie für die Ordnung als die Freiheit. „Das ist ja eben der Segen der Preßfreiheit, sie raubt der kühnen Sprache des Demagogen allen Zauber der Neuheit, das leidenschaftliche Wort neutralisiert sie durch ebenso leidenschaftliche Gegenrede, und sie

erstickt in der Geburt schon die Lügengerüchte, die, von Zufall oder Bosheit gesät, so tödlich frech emporwuchern im Verborgenen, gleich jenen Giftpflanzen, die nur in dunklen Waldsümpfen und im Schatten alter Burg- und Kirchentrümmer gedeihen, im hellen Sonnenlichte aber elendiglich und jämmerlich verdorren." Die Zensur ist „für den Sklaven, der lieber im Dunkeln die allerhöchsten Fußtritte hinnimmt, wie für den Despoten, der seine einsame Ohnmacht nicht gern beleuchtet sieht, sehr angenehm". Aber sie ist eine öffentliche Gefahr. Einer der Hauptgründe für die Exzesse der französischen Revolution war nach Heines Meinung die politische Unwissenheit, in welcher das absolute Königtum das Volk systematisch erhalten hat. Die Zensur ist für den Tod Ludwigs XVI. verantwortlich. „Dort, wo die Ideenguillotine gewirtschaftet, wird auch bald die Menschenzensur eingeführt, so daß derselbe Sklave, der die Gedanken hinrichtet, späterhin mit derselben Gelassenheit seinen eigenen Herrn ausstreicht aus dem Buche des Lebens, und diese Geisteshenker demoralisieren nicht nur das Volk, sondern auch den Schriftsteller; aus wahnsinniger Angst vor dem Richtschwerte des Zensors wird er selbst zum Kindermörder und unterdrückt erbarmungslos die lebendigen Gedanken, die er in sich trägt und die ans Tageslicht drängen."*)

Ein zweiter, noch stärkerer Beweggrund treibt Heine zum politischen Eingreifen. Als Jude sieht er sich aus der Gesellschaft ausgeschlossen; das Prinzip der Gleichheit ist zu seinem Schaden durchbrochen und er lehnt sich gegen diese Ungerechtigkeit auf.

---

*) Werke VII, 284.

Das Gesetz von 1822, das den Juden das Recht zu akademischen Stellungen absprach, verschlimmerte ihre Stellung in Deutschland noch; es rief bei ihm ein Gefühl der Empörung sowohl gegen das intolerante Christentum wie gegen die ganze Gesellschaft wach. Damals schlug er Immermann vor, sich mit ihm zu einem heiligen Kampfe gegen verjährtes Unrecht zu verbinden. Gleichzeitig ließ er in seinem Artikel über Polen sehr liberale Tendenzen durchblicken, die ihn „bei den Baronen und Grafen sehr verhaßt machen"; „auch höhern Ortes" ist er schon „hinlänglich angeschwärzt".*)

Übrigens ist er keineswegs ein unversöhnlicher Revolutionär. Er verlangt im Gegenteil nichts als eine völlige Aufnahme in die Gesellschaft. Er trachtet nach einer Stellung, die ihm die nötigen Existenzmittel verschafft. Da erheben sich aber Schwierigkeiten. Ohne Talent zum Handelsstand kann er unmöglich daran denken, den Kaufmannsberuf zu wählen. Er erringt zwar die Doktorwürde, zeigt aber wenig Fähigkeit zum Advokatenberuf, in dem er sich kurze Zeit versucht. Die Verlobung von Therese Heine im Jahre 1827 benimmt ihm endgültig die Hoffnung auf Sicherstellung seines äußeren Daseins durch eine Heirat mit seiner reichen Cousine. Auch als Schriftsteller von den Einkünften seiner Feder zu leben, erscheint ihm undurchführbar. Ihm dünkt kein anderer Ausweg offen, als der eines öffentlichen Amtes, welches ihm Unabhängigkeit und die nötige Muße sichert. Und je deutlicher er die Unmöglichkeit einsieht, dieses Ziel zu erreichen, desto mehr wächst auch sein Groll gegen die Gesellschaft. Von 1826 ab, als er inne wird, daß

*) Briefe XIX, 72.

sein Übertritt zum Christentum ihn dem gewünschten Ziele keineswegs näher gebracht hat, wird seine Haltung immer feindlicher. Den Dichter Wilhelm Müller beschwört er, „ernsthaft in den Kampf zu gehen gegen das Schlechte, das sich so aufbläht, und gegen das Mittelmäßige, das sich so unerträglich breit macht.“*) Seine „Reisebilder“ werden immer agressiver. Nach der Veröffentlichung des zweiten Bandes erklärt er aufs deutlichste seinen Entschluß, sich in den politischen Kampf zu stürzen. „Ich kann jetzt viel tun,“ schreibt er an seinen Freund Moser, „ich habe jetzt eine weitschallende Stimme. Du sollst sie noch oft hören, donnernd gegen Gedankenschergen und Unterdrücker heiligster Rechte. — Ich werde eine ganz extraordinäre Professur erlangen in der Universitas hoher Geister.“**) Und „der dritte Band soll noch fürchterlicher ausgerüstet werden, das Kaliber der Kanonen soll noch größer ausfallen und ich habe schon ein ganz neues Pulver dazu erfunden.“***) — Trotzdem wünscht Heine selbst in diesem Augenblick nichts sehnlicher, als sich mit den Machthabern wieder auszusöhnen. Während seines Aufenthalts in München verkehrt er in aristokratischen Kreisen, gewinnt die Freundschaft des Ministers Eduard von Schenk und trachtet danach, sich die Gunst des Königs zu erringen. Sein Ziel ist, an der Universität München einen Lehrstuhl zu erhalten, und wenn diese Hoffnung in Erfüllung gegangen wäre, so hätte er seine kriegerische Leier gewiß etwas herabgestimmt.†)

---

*) Briefe XIX, 380.

**) Ebenda XX, 22.

***) Ebenda 38.

†) In einem Briefe an Cotta (XX, 72) bittet Heine den berühmten Verleger, ihn dem König von Bayern zu empfehlen, und

Es wäre indessen ungerecht, wollte man hieraus schließen, daß er sich für eine vorteilhafte Stellung verkauft hätte. Heines Benehmen in dieser Sache ist keineswegs heroisch, aber ebensowenig verächtlich. Er hat nie daran gedacht, seine Feder zu verkaufen, und niemand hat sie zu kaufen versucht. Es wäre ihm aber sehr erwünscht gewesen, hätte er einen ehrenvollen Frieden mit den Machthabern des Tages schließen und eine Stellung erhalten können, die ihm zusagte, ohne ihm die Freiheit des Denkens und Schreibens irgendwie zu beschneiden. Ein solches Verhalten ist gewiß nicht das eines Parteiführers. Aber Heine dachte im Jahre 1828 nicht daran, Politiker zu werden; er ist zeitlebens mehr Dichter als Tribun geblieben. Ich sehe keine Notwendigkeit ein, ihn deswegen zu tadeln. Vor allem liegt kein Grund vor, ihm darum die Ehrlichkeit seiner demokratischen Überzeugungen abzustreiten. Wäre Heine Universitätsprofessor geworden, so hätte das politische Aposteltum in seinem Dasein wie in seinen Werken keinen so großen Platz eingenommen, aber aller Wahrscheinlichkeit nach hätte er keine seiner Überzeugungen verleugnet und wäre ein glühender Anhänger der

---

fährt dann fort: „Es käme mir auch sehr zugute, wenn Sie ihm andeuten wollten: der Verfasser selbst sei viel milder, besser, und vielleicht jetzt auch ganz anders als seine früheren Werke. Ich denke, der König ist weise genug, die Klinge nur nach ihrer Schärfe zu schätzen, und nicht etwa nach dem guten oder schlimmen Gebrauch, der schon davon gemacht worden.“ — Zur selben Zeit sehen wir Heine in dauernden Beziehungen zu einem wenig achtenswerten literarischen Abenteurer Wit von Dörring, der erwiesenermaßen im Solde des Herzogs von Braunschweig stand. Heine bemüht sich sogar durch ihn um einen braunschweigischen Orden. S. Elster, Deutsche Rundschau, Bd. 91, S. 379.

Religion der Freiheit und Gleichheit geblieben, die er in seinen Schriften gepredigt hat. — Wie dem aber auch sei, so erlitt Heines Ehrgeiz auf einen Lehrstuhl Schiffbruch. Die Ultramontanen, denen nichts daran lag, den Verfasser der „Reisebilder“ in einflußreicher Stellung in der bayrischen Hauptstadt zu sehen, intrigierten gegen ihn und der König verweigerte schließlich die Bestätigung seiner Berufung, die der Minister von Schenk ihm vorlegte. So sah Heine sich von neuem in die Opposition zurückgedrängt. Und im dritten und vierten Bande der „Reisebilder“ nimmt er den heiligen Kampf für die liberalen Ideen mit verdoppelter Leidenschaft auf.

* * *

Heines Begeisterung für die Grundsätze der französischen Revolution ging, wie man weiß, Hand in Hand mit leidenschaftlichster Begeisterung für Napoleon.*)

Wenn man sich die Entstehungsursachen seines Napoleonkultus verständlich machen will, so muß man sich zunächst sagen, daß er nicht der einzige ist, der Bonapartismus und Liberalismus derart verknüpft. Man weiß, welchen plötzlichen Umschlag die Meinung zugunsten Napoleons nach dem Sturze des Kaiserreichs erfuhr, und das nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa, namentlich in Deutschland. Sobald er keine öffentliche Gefahr mehr war, hörte man auf, in ihm den korsischen Bedrücker zu sehen. Die heilige Allianz hatte zwei Feinde: die Revolution und Napoleon.

*) Über Heines Bonapartismus verweise ich ein für allemal auf Holzhausens Buch „H. Heine und Napoleon I.“, Frankfurt 1903.

Und je klarer die reaktionären Tendenzen der Restaurationszeit hervortreten, je mehr die öffentliche Meinung sich gegen die Regierungen wendet, welche die Patrioten um ihre Hoffnungen betrogen haben, je mehr die Sympathien für die Grundsätze der Revolution sich wieder hervordrängen, desto mehr nimmt auch der Haß gegen Napoleon ab. Man hat Mitleid mit dem Mißgeschick des gestürzten Titanen, man ist empört über das perfide Albion, welches den großen Besiegten als Gefangenen behandelt, wo er Englands Gastfreundschaft angerufen hatte; man vergißt allmählich die blutigen Katastrophen, die Napoleon über Europa heraufbeschworen hat; man gedenkt mit wachsender Bewunderung der einzelnen Abschnitte seiner großartigen Laufbahn; man spricht weniger vom 18. Brumaire und denkt um so mehr daran, daß Napoleon einen der Hauptgrundsätze der Revolution, nämlich die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze, in Frankreich durchgeführt hat; man erinnert sich auch seiner liberalen Versprechungen während der hundert Tage. Die Schlacht bei Belle-Alliance erscheint nicht mehr als der Sieg der verbündeten europäischen Völker gegen ihren Tyrannen und Bedrücker, sondern als ein Sieg der alten Monarchie, der feudalen und klerikalen Reaktion gegen die Revolution. Sie ist ein vergeblicher Sieg, weil die Völker nichts davon gehabt haben, als daß an Stelle eines Tyrannen mehrere getreten sind. Sie war vielleicht selbst ein Unglückstag, denn es ist nicht gesagt, ob die neue Tyrannei nicht ärger ist, als die alte.

Heine treibt den Bonapartismus, der sich in der öffentlichen Meinung Deutschlands auf verschiedene Weise ausprägt, bis zu seinen äußersten Konsequenzen. In seiner Jugend, zur Zeit der Franzosenherrschaft,

sahen wir ihn als Bewunderer Napoleons; dann riß ihn der Groll gegen die Fremdherrschaft so weit fort, daß er im Jahre 1815 gegen Napoleon kämpfen wollte, sich für die patriotischen Hoffnungen der Deutschen begeisterte und sein Gedicht Deutschland im Stil der deutschtümelnden Zeitmode verfaßte. Aber allmählich kam er auf seine Jugendschwärmerei für Napoleon zurück und feierte in seiner Ballade „Die Grenadiere“ die Treue des kaiserlichen Heeres gegen seinen besiegten Herrn. In dem Maße, wie er sich von dem nationalistischen Ideal freimacht, in dem Maße, wie seine Abneigung gegen das unduldsame, judenfeindliche Preußen und das reaktionäre Deutschland mit seiner christlich-feudalen Romantik zunimmt, in dem Maße, wie er sich für die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit erwärmt, wächst auch seine Sympathie für Frankreich und Napoleon, in welchem er dessen prachtvollsten Vertreter erblickt. Er fühlt sich zu ihm hingezogen als zum Gegner der verachteten Deutschtümler und des verhaßten Preußens, zum unversöhnlichen Feinde der Heiligen Allianz. Er liebt ihn als Demokrat, weil er in ihm den Exponenten der Revolution erblickt; er liebt ihn als Dichter, weil er in ihm einen der Ruhmreichsten und Größten aller Zeiten begrüßt, einen Übermenschen, der die große Masse der Mittelmäßigen regiert. Er verschlingt die Literatur von St. Helena, die Memoiren von Maitland, O'Meara, Antommarchi und Las Cases. Er begeistert sich im Oktober 1825 für die Geschichte des russischen Feldzuges von Ségur; sie ist ihm „ein Ozean, eine Odyssee und Ilias, eine Ossiansche Elegie, ein Volkslied, ein Seufzer des ganzen französischen Volkes!“ Er nennt sie eine epische Dichtung, die sich mit dem

Mahabharata oder der Edda, dem Nibelungenlied und dem Rolandslied vergleichen läßt, ein französisches Volkslied, „das in seinem Tone und Stoffe den epischen Dichtungen aller Zeiten gleich steht ... Ein Heldengedicht, das durch den Zauberspruch »Freiheit und Gleichheit« aus dem Boden Frankreichs emporgeschossen, hat wie im Triumphzug, berauscht von Ruhm und geführt von dem Gotte des Ruhmes selbst, die Welt durchzogen, erschreckt und verherrlicht, tanzt endlich den rasselnden Waffentanz auf den Eisfeldern des Nordens, und diese brechen ein, und die Söhne des Feuers und der Freiheit gehen zugrunde durch Kälte und Sklaven."*) Und fortan preist Heine in der „Nordsee", im „Buch Le Grand", in seiner Kritik von Walter Scotts Kaisergeschichte, in seiner „Reise von München nach Genua", in seinen „Englischen Fragmenten" unermüdlich Napoleon und höhnt oder schmäht seinen Besieger Wellington, seinen Henker Hudson Lowe und alle Verkleinerer seines Ruhmes. Er nimmt die Napoleonlegende von Ségur und alle Schriften von St. Helena begeistert, unumschränkt und kritiklos an. Er schildert uns Napoleon als einen der Großen aller Zeiten, die in einer mystischen Gemeinschaft leben. „Über die Jahrtausende hinweg nicken sie einander zu und sehen sich an bedeutungsvoll, und ihre Blicke begegnen sich auf den Gräbern untergegangener Geschlechter, die sich zwischen sie gedrängt hatten, und sie verstehen sich und haben sich lieb." Er ist ein Ausnahmemensch, dessen Verstand nicht wie der unsrige diskursiv, sondern intuitiv ist und von der Anschauung eines Ganzen zum besonderen geht, das

*) Werke III, 117f. Vgl. Briefe XIX, 310.

ist von dem Ganzen zu den Teilen. Er ist ein synthetischer Geist, der die Kunst besitzt, die Massen zu begreifen und zu lenken, der auf wunderbar geniale Weise die Mittel zu verbinden weiß, um zu seinem Zwecke zu kommen. Er ist die vollkommenste Verkörperung des Geistes der Zeit. „Da aber dieser Geist der Zeit nicht bloß revolutionär ist, sondern durch den Zusammenfluß beider Ansichten, der revolutionären und der konterrevolutionären, gebildet worden, so handelte Napoleon nie ganz revolutionär und nie ganz konterrevolutionär, sondern immer im Sinne beider Ansichten, beider Prinzipien, beider Bestrebungen, die in ihm ihre Vereinigung fanden."*) Und Heine läßt absichtlich den konterrevolutionären Napoleon außer acht und preist den großen Kaiser als den Helden der Revolution, als den Mann des Volkes, der an der Spitze seines Heeres den Siegeszug durch die ganze Welt unternommen, morsche Throne umgestürzt und das neue Evangelium der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit mit Kanonenschlünden gepredigt hat. Der Untergang in Rußland erscheint ihm nicht als eine verdiente Strafe, sondern als der große und unverdiente Zusammenbruch der Welt, die in Napoleon ihren Mittelpunkt hatte, jenen gewaltigen Katastrophen vergleichbar, mit denen die Heldenlieder aller Zeiten schließen. Baldur und Siegfried, Roland und Achilles, auch sie fielen als Opfer des Verrats und des Schicksals. Die „schreckliche Gastfreundschaft des Bellerophon", Englands großer Verrat, welches den Gast, der sich an seinen Herd gesetzt hatte, zum Gefangenen machte, erscheint ihm als unsühnbares Verbrechen. „Britannia!

*) Werke III, 113f.

Dir gehört das Meer," ruft er aus. „Doch das Meer hat nicht Wasser genug, um von dir abzuwaschen die Schande, die der große Tote dir sterbend vermacht hat." Mit frommer Verehrung spricht er von dem Märtyrer von St. Helena; er versichert feierlich, „die Heiligsprechung des toten Kaisers strömt aus allen edlen Herzen,"*) und schließt mit den begeisterten Worten: „Sankt Helena ist das heilige Grab, wohin die Völker des Orients und Occidents wallfahrten in buntbewimpelten Schiffen und ihr Herz stärkten durch große Erinnerung an die Taten des weltlichen Heilands, der gelitten unter Hudson Lowe, wie es geschrieben steht in den Evangelien Las Cases, O'Meara und Antommarchi."**)

Von dem konterrevolutionären Napoleon ist zunächst nicht die Rede. Erst bei der berühmten Beschreibung des Schlachtfeldes von Marengo in der „Reise von München nach Genua" zieht Heine deutlich die Grenze seiner Napoleonverehrung. Seine „Huldigung gilt nicht den Handlungen, sondern nur dem Genius des Mannes." Unbedingt liebt er ihn nur bis zum 18. Brumaire: da verriet er die Freiheit, und zwar nicht aus Notwendigkeit, sondern aus geheimer Vorliebe für den Aristokratismus. „Napoleon Bonaparte war ein Aristokrat, ein adeliger Feind der bürgerlichen Gleichheit, und es war ein kolossales Mißverständnis, daß die europäische Aristokratie, repräsentiert von England, ihn so todfeindlich bekriegte; denn wenn er auch in dem Personal dieser Aristokratie einige Veränderungen vorzunehmen beabsichtigte, so hätte er doch den größten Teil derselben und ihr

---

*) Werke III, 454.
**) Ebenda 160.

eigentliches Prinzip erhalten, er würde die Aristokratie regeneriert haben, statt daß sie jetzt darniederliegt durch Altersschwäche, Blutverlust und Ermüdung von ihrem letzten, gewiß allerletzten Sieg."*) Heine verwahrt sich also dagegen, ein „unbedingter Bonapartist" zu sein; er will sich ein für allemal dahin verstanden wissen, daß seine Bewunderung für den großen Kaiser kein blinder Götzendienst ist. Wenn er Napoleon über alles liebt, so tut er dies, wie er sehr wohl weiß, weil Napoleon für ihn eine gewaltige dichterische Erscheinung ist, deren geschichtliche Treue er nicht allzu genau nachprüft, obwohl er im Grunde genau weiß, daß seine Vision sich nicht genau mit der Wirklichkeit deckt. Er liebt jenes Kolossalbild, das in der menschlichen Phantasie weiterlebt und von der Zeit in sagenhafte Nebel gehüllt wird; und „vielleicht nach Jahrtausenden wird ein spitzfindiger Schulmeister in einer grundgelehrten Dissertation unumstößlich beweisen: daß der Napoleon Bonaparte ganz identisch sei mit jenem anderen Titane, der den Göttern das Licht raubte und für dieses Vergehen auf einem einsamen Felsen, mitten im Meere, angeschmiedet wurde, preisgegeben einem Geier, der täglich sein Herz zerfleischte."**)

* * *

Das politische Ideal, dem Heine zustrebt, ist keineswegs der Zäsarismus, sondern jene Religion der Vernunft und Freiheit, die wir jetzt näher betrachten wollen.

---

*) Werke 273f.; vgl. 551.
**) Ebenda III, 273.

Der Feind, dem er den Krieg erklärt, in der Politik wie in der Religion, ist jener „ägyptische“ Kastengeist, der die beiden privilegierten Kasten der Priester und Krieger zur Herrschaft erhebt. Die Weltgeschichte erscheint ihm als der große Volksaufstand gegen die Gewalt jener geistlichen und weltlichen Hierarchie, die sich aus einer Verbindung des Priestertums und der Kriegerkaste, der katholischen Kirche und des Feudaladels, gebildet hatte. Die Renaissance und die Reformation stellen den ersten Abschnitt dieses Riesenkampfes dar. Die „schwarze Kunst“ — die Buchdruckerei und das Pulver — bildet den „Gegenzauber wider die schlimmste aller ägyptischen Plagen . . . Die Druckerpresse zersprengt das Dogmengebäude, worin der Großpfaffe von Rom die Geister gekerkert . . . Das Pulver macht die Menschen gleich; eine bürgerliche Flinte geht ebensogut los als eine adelige Flinte,“ und die Kriegerkaste verliert ihre Macht. In Deutschland wie in England erhebt sich das Volk im Namen der Freiheit und Gleichheit. Aber die Bewegung schlug fehl. Der deutsche Adel erstickte den Bauernaufstand in Strömen von Blut. Und wenn in England der Kampf nicht mit einem so vollkommenen Mißerfolg endete, so blieb doch das Gerüste der alten bürgerlichen und politischen Institutionen unzerstört; „die Kastenherrschaft hat sich dort bis auf den heutigen Tag erhalten, und, obgleich getränkt von dem Lichte der neueren Zivilisation, verharrt England in einem mittelalterlichen Zustande.“*)

Aber im Jahre 1789 nimmt Frankreich den Kampf wieder auf. Wie einst der Bergprediger gegen die Aristokratie von Jerusalem gesprochen und die Um-

*) Werke III, 494f.

gestaltung des gesellschaftlichen Lebens gepredigt hatte, so predigten „spätere Bergprediger von der Höhe des Konvents zu Paris ein dreifarbiges Evangelium herab, wonach nicht bloß die Form des Staates, sondern das ganze gesellschaftliche Leben nicht geflickt, sondern neu gestaltet, ja neu geboren werden sollte." Man hat die Revolution verleumdet und sie als „ein Fürstenschrecknis und eine Volksscheuche" dargestellt, „und auf allen Jahrmärkten sah man einige Zeit nichts anderes, als grell kolorierte Bilder der Guillotine". Heine läßt sich durch die Betonung dieser Greuel nicht täuschen. „Es ist freilich nicht zu leugnen," sagt er, „diese Maschine, die ein französischer Arzt, ein großer Welt-Orthopäde, Monsieur Guillotin, erfunden hat, und womit man die dummen Köpfe von den bösen Herzen sehr leicht trennen kann, diese heilsame Maschine hat man etwas oft angewandt, aber doch nur bei unheilbaren Krankheiten, z. B. bei Verrat, Lüge und Schwäche, und man hat die Patienten nicht lange gequält, nicht gefoltert und nicht gerädert, wie einst tausende und abertausende Rotüriers und Vilains, Bürger und Bauern gequält, gefoltert und gerädert wurden in der guten alten Zeit. Daß die Franzosen mit jener Maschine sogar das Oberhaupt ihres Staates amputiert, ist freilich entsetzlich, und man weiß nicht, ob man sie deshalb des Vatermordes oder des Selbstmordes beschuldigen soll; aber bei milderungsgründlicher Betrachtung finden wir, daß Ludwig von Frankreich minder ein Opfer der Leidenschaften als vielmehr der Begebenheiten geworden, und daß diejenigen Leute, die das Volk zu solchem Opfer drängten und die selbst zu allen Zeiten in weit reichlicherem Maße Fürstenblut vergossen haben, nicht als laute Kläger auftreten sollten. Nur

Hegel?

zwei Könige, beide vielmehr Könige des Adels als des Volkes, hat das Volk geopfert, nicht in Friedenszeit, nicht niedriger Interessen wegen, sondern in äußerster Kriegsbedrängnis, als es sich von ihnen verraten sah, und während es seines eigenen Blutes am wenigsten schonte; aber gewiß mehr als tausend Fürsten fielen meuchlings, und der Habsucht oder frivoler Interessen wegen, durch den Dolch, durch das Schwert und durch das Gift des Adels und der Pfaffen. Es ist, als ob diese Kasten den Fürstenmord ebenfalls zu ihren Privilegien rechneten und deshalb den Tod Ludwigs XVI. und Karls I. um so eigennütziger beklagten. O, daß die Könige endlich einsähen, daß sie als Könige des Volkes im Schutze der Gesetze viel sicherer leben können, als unter der Garde ihrer adligen Leibmörder."*) Das Werk der Revolution war gerecht und heilig; trotz ihrer Irrtümer und Gewalttaten hat sie das Evangelium der neuen Zeit gepredigt. „Die Franzosen sind das auserlesene Volk der neuen Religion, in ihrer Sprache sind die ersten Evangelien und Dogmen verzeichnet, Paris ist das neue Jerusalem, und der Rhein ist der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister."**)

Die große Aufgabe des Jahrhunderts ist die Vollendung dessen, was die Revolution begonnen hat. Nach Napoleons Sturz hat die alte Staatsform wieder das Haupt erhoben, die besiegten Aristokratien haben einen letzten Sieg davongetragen. Sie gilt es ohne Erbarmen zu bekämpfen. Alle fortschrittlich Gesinnten müssen sich zusammenschließen, um die allgemeine

*) Werke III, 499f.
**) Ebenda 501.

Emanzipation durchzusetzen. Es genügt nicht, Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, Schwarze und dergleichen gedrücktes Volk zu befreien, sondern die ganze Welt, absonderlich Europa, das mündig geworden ist und sich jetzt losreißt von dem eisernen Gängelbande der Bevorrechteten. Als Revolutionär und Kosmopolit sieht Heine einen großen Kampf nicht mehr zwischen zwei Völkern, sondern zwischen den Klassen sich vorbereiten. „Es gibt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien,"*) erklärt er. Die Ära der großen Volkskriege hält er für abgeschlossen und Napoleon war vielleicht der letzte Eroberer. „Der Haupthebel, den ehrgeizige und habsüchtige Fürsten zu ihren Privatzwecken in Bewegung zu setzen wußten, nämlich die Nationalität mit ihrer Eitelkeit und ihrem Haß, ist abgenutzt." Die nationalen Vorurteile verschwinden, die schroffen Besonderheiten gehen unter in der Allgemeinheit der europäischen Zivilisation. Die materielle Staatenpolitik wird abgelöst von der „Geistespolitik" der Parteien; man schlägt sich nicht mehr für Interessen, sondern für Prinzipien. Auf der einen Seite steht die Partei der Freiheit, auf der anderen die der Bedrücker.

Aus welchen Elementen setzt sich diese Partei der Bedrücker zusammen? Aus Adel und Geistlichkeit. Heine polemisiert weder gegen das Königtum noch gegen die Geldaristokratie. Er respektiert das monarchische Prinzip, wie er seine Sympathie für den Grundgedanken der Religionen bekennt. Vielleicht aus Klugheit und um Verfolgungen zu entgehen, aber ohne Zweifel auch aus Überzeugung, weil er nicht abergläubisch an politischen Formen hängt und bereits

*) Werke III, 274.

meint, daß die Freiheit in einer Monarchie ebenso durchführbar ist wie in einer Republik. Andererseits vermeidet er alle Angriffe auf den Kapitalismus, obwohl er die neue Geldaristokratie, die er in Hamburg bei seinem Onkel Salomon in der Nähe gesehen hat, noch verächtlicher findet als die alte Geburtsaristokratie. Er sieht sehr wohl ein, daß das Kapital dem Volke ein viel härteres und drückenderes Joch auferlegt, als die Herrschaft der Könige und Priester. Bisweilen entschlüpfen ihm heftige Äußerungen gegen die Reichen, die

„In Sammt und Seide schimmern, Austern schlürfen,
Sich in Champagner baden . . .
In goldnen Wagen durch die Straßen rasseln,
Und stolz herabsehn auf den Hungerleider,
Der, mit dem letzten Hemde unterm Arm,
Langsam und seufzend nach dem Leihhaus wandert."

Er höhnt die „klugen, satten Leute",

„Wie sie mit einem Walle von Gesetzen,
Sich wohlverwahret gegen allen Andrang
Der schreiend überläst'gen Hungerleider!"*)

Und in seinen Briefen glaubt er sich sogar entschuldigen zu müssen, daß er in den „Reisebildern" nur Regierung und Kirche angreift. „Ich weiß sehr gut, daß die Revolution alle sozialen Interessen umfaßt und Adel und Kirche nicht ihre einzigen Feinde sind. Aber ich habe, zur Festlichkeit, die letzteren als die einzig verbündeten Feinde dargestellt, damit sich der Ankampf konsolidiere. Ich selbst hasse die aristocratie bourgeoisie noch weit mehr."**) — Trotzdem vermeidet er

*) Werke II, 322f.
**) Briefe XX, 208f. (Brief vom 19. November 1830).

für den Augenblick alle Ausfälle gegen den Kapitalismus, ganz wie er die Angriffe gegen das Königtum ausschaltet. Er hält sich an Feinde, die ihm unmittelbarer schädlich erscheinen.

Sein Grundsatz ist, daß man, um die Freiheit auf Erden zu begründen, zunächst die Macht des Adels und der Priester brechen muß. Seine Polemik gegen die Kirche haben wir soeben beleuchtet. Die gegen den Adel ist nicht minder leidenschaftlich. Als Anhänger des Königtums und des monarchischen Prinzips haßt er „das windige Adelsgeziefer, das sich in den Ritzen der alten Throne eingenistet hat."*) Er verliert keine Zeit damit, Rechtsansprüche des Adels zu bestreiten; er begnügt sich mit dem Hinweis auf die faktischen Usurpationen des Adels; er brandmarkt „das unsichtbare Bündnis aller derjenigen, die so und und viel Ahnen aufzuweisen haben, um sich aller leitenden Macht der Staaten zu bemächtigen, die bürgerlichen Rotüriers zurückzudrängen, fast alle höheren Offiziersstellen und durchaus alle Gesandtschaftsposten an sich zu bringen und solchermaßen die Völker durch ihre untergebenen Soldaten in Respekt zu halten und durch diplomatische Verhetzungskünste zu zwingen, gegeneinander zu fechten, wenn sie die Fessel der Aristokratie abschütteln oder zu diesem Zwecke fraternisierend sich verbünden möchten."**) Er möchte die Könige von der Vormundschaft des Adels befreien und die Fürsten überzeugen, daß sie unter dem Schutze der Gesetze viel sicherer leben würden, als unter der Garde ihrer adligen Leibmörder. Um jeden Preis muß

---

*) Werke III, 417.
**) Ebenda VII, 289.

man sie der Tyrannei entziehen, die eine kleine Kaste von Privilegierten auf sie ausübt, in der Heine die verantwortlichen Urheber jener feudalen Reaktion sieht, die seit Napoleons Sturz überall frech das Haupt erhebt.

In diesem heiligen Kampfe der Völker gegen die Privilegierten sind die Schriftsteller die Wortführer und Diplomaten der Völker. Dieser Pflicht will Heine sich nicht entziehen. Er will sich ganz der edlen Aufgabe weihen, und er glaubt an ihren endlichen Sieg. „Ja, es wird ein schöner Tag werden, die Freiheitssonne wird die Erde glücklicher wärmen, als die Aristokratie sämtlicher Sterne; emporblühen wird ein neues Geschlecht, das erzeugt worden in freier Wahlumarmung, nicht im Zwangsbette und unter der Kontrolle geistlicher Zöllner; mit der freien Geburt werden auch in den Menschen freie Gedanken und Gefühle zur Welt kommen, wovon wir geborenen Knechte keine Ahnung haben.“*) Durch die Nebel der Zukunft sieht Heine eine Zeit heraufdämmern, wo die ganze Menschheit geeint und versöhnt an demselben Fest teilnehmen und siegreich gegen alle Weltübel kämpfen wird, „vielleicht am Ende gar gegen den Tod — dessen ernstes Gleichheitssystem uns wenigstens nicht so sehr beleidigt wie die lachende Ungleichheitslehre des Aristokratismus.“**) Inzwischen aber ist der Kampf erbittert und die Stunde des Sieges ungewiß; ja, der Partei der Vergangenheit scheint sogar der Sieg zuzufallen; ein Heer von Leiden droht den Verteidigern der guten Sache. Aber was tut es? Als Don Quichotte der Freiheit wird er stets seinen Weg ziehen und Lanzen für seine Erkorene brechen, ja, selbst besiegt

---

*) Werke III, 280. **) Ebenda 276.

und aus dem Sattel gehoben, wird er ihren Ruhm verkünden. Er wird den gerechten Kampf bis zum Ende kämpfen, selbst wenn seine Tapferkeit nie belohnt wird, selbst wenn er nie das Morgenrot der neuen Zeit anbrechen sieht. „Ich weiß wirklich nicht," sagt er, „ob ich es verdiene, daß man mir einst mit einem Lorbeerkranze den Sarg verziere. Die Poesie, wie sehr ich sie auch liebte, war immer nur heiliges Spielzeug, oder geweihtes Mittel für himmlische Zwecke. Ich habe nie großen Wert gelegt auf Dichterruhm, und ob man meine Lieder preiset oder tadelt, es kümmert mich wenig. Aber ein Schwert sollt ihr mir auf den Sarg legen; denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit."*)

IV.

Frühzeitig hatte Heine die Möglichkeit ins Auge gefaßt, sein Vaterland zu verlassen und sein Glück in Frankreich zu probieren, falls er in Deutschland keine ihm zusagende Stellung fände. Seit seinem Aufenthalt in Berlin plant er für den Fall, daß seine Absicht, sich am Rhein niederzulassen, nicht in Erfüllung geht, seine Studien in Paris zu vollenden und sich durch Veröffentlichung einiger aufsehenerregender Bücher einen Ruf als französischer Schriftsteller zu erwerben, sich dadurch die diplomatische Laufbahn zu eröffnen und gleichzeitig das französische Publikum mit der deutschen Literatur und Kultur bekannt zu machen.**) Wenn er von diesem Plan einstweilen Abstand nimmt, weil sein Onkel Salomon sich

*) Werke III, 281.
**) Briefe XIX, 80, 88, 91, 100.

ihm widersetzt, und in Göttingen Jura studiert, so fühlt er sich doch bald wieder von Deutschland abgestoßen. „Es ist ganz bestimmt," schreibt er am 8. Juli 1826 an Moser, „daß es mich sehnlichst drängt, dem deutschen Vaterland Valet zu sagen. Minder die Lust des Wanderns, als die Qual persönlicher Verhältnisse (z. B. der nie abzuwaschende Jude) treibt mich von hinnen."*) Von Varnhagen ermuntert, kommt er im Monat Oktober auf den Plan zurück, nach Paris zu gehen, dort in den Bibliotheken zu arbeiten und ein „europäisches Buch" zu schreiben.**) Aber auch diesmal gelangt sein Vorhaben nicht zur Ausführung. Seine Reise nach England, sein Aufenthalt in München und seine italienische Reise geben seinen Gedanken einen anderen Lauf. Aber das Scheitern seiner Hoffnungen auf eine Heirat, das Mißlingen seines Plans, eine Professur in München zu erhalten, und die üblen Folgen seiner Fehde gegen Platen machen ihm den Aufenthalt in Deutschland immer unliebsamer. Und als in Frankreich die Julirevolution ausbricht, die alle deutschen Liberalen mit Hoffnung und Begeisterung erfüllt, als kurz darauf die Aussicht, in Hamburg eine Syndikusstelle zu erhalten, zu schanden wird, als er sich immer deutlicher der Unmöglichkeit bewußt wird, in Deutschland eine unabhängige Stellung zu erringen, nimmt der Gedanke, nach Paris überzusiedeln, immer bestimmtere Formen bei ihm an.

Er begeistert ihn keineswegs. Der Beruf eines Tribunen erscheint ihm im Gegenteil durchaus nicht verführerisch. Er ist zwar überzeugt, daß der Schrift-

*) Briefe XIX, 382.
**) Ebenda 419; vgl. XX, 15.

steller sich nicht wie Goethe in den Elfenbeinturm seiner Gedanken zurückziehen darf, sondern daß er sich an den Kämpfen seiner Zeit beteiligen, auf seine Zeitgenossen einwirken und für seinen Glauben kämpfen soll. Aber er ist doch weit entfernt, den Künstler gegen den Politiker einzutauschen. Er fühlt sich nach wie vor im wesentlichen als Künstler. Er hat keinen höheren Ehrgeiz mehr, als die nötige Ruhe zu gewinnen, „um einige große Bücher, die ihm quälend in der Seele liegen, an den Tag zu fördern".*) Nur deshalb möchte er sich eine sichere Stellung verschaffen. Er fühlt sich nicht zum Apostel noch zum Mann der Tat berufen; er weiß wohl, daß nur die Umstände, die Plackereien der Zensur und die religiösen und politischen Vorurteile, die seinem Ehrgeiz Schranken setzten, ihn in die politische Laufbahn gedrängt haben. In dem Augenblick, wo er nach Paris gehen will und der endgültige Bruch mit den heimischen Machthabern bevorsteht, beängstigt ihn der Gedanke, sein Leben lang zum Parteiführer verurteilt zu sein, in das Heer der Radikalen eintreten zu müssen und ewig die Fesseln des publizistischen Berufes zu tragen. Ihn bangt um seine Unabhängigkeit. Vielleicht ahnt er auch dunkel, daß er nicht das Zeug zu einem Parteiführer hat, daß er zu schwankend, zu unstät, zu sehr den Eindrücken des Augenblicks unterworfen und zu vielseitig ist, um dieses Amt gut auszufüllen, daß seine individualistische Tendenz und seine Spottsucht ihn unfähig machen, sich einer strengen Parteidisziplin zu unterwerfen, daß es ihm so sehr an Tatsachensinn gebricht, daß er z. B. den Zaren Nikolaus für einen Schirmherrn

*) Brief an Varnhagen vom 4. Januar 1831.

des Liberalismus hält, daß sein Programm viel zu unbestimmt ist, um eine bedeutende Wirkung auszuüben. Jedenfalls ist er sich deutlich bewußt, daß er, wenn er nach Paris geht, „eine Rolle spielen müßte, wobei all sein künstlerisches, poetisches Vermögen zugrunde ginge."*) Er sieht klar ein, daß der Beamte, der Diplomat, der Professor die Muße haben, sich in aller Freiheit der Poesie zu widmen, daß man aber von einem Tribunen verlangt, sich ganz seiner Aufgabe hinzugeben, seiner Unabhängigkeit zu entsagen und seine Muse in den Dienst seiner Partei zu stellen. Und was noch mehr ins Gewicht fällt: selbst seine demokratische Begeisterung hat ihre Grenzen. Gewiß wünscht Heine sehnlichst den Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung und die Heraufkunft des liberalen Staates und des gleichen Rechtes für alle. Aber diese Aussicht flößt ihm doch etliche Bedenken ein. Er kann sich nicht verhehlen, daß er als Dichter durch und durch Aristokrat geblieben ist: die allgemeine Gleichheit widert ihn an, und gegen das souveräne Volk hat er große Bedenken; er fürchtet seine Launen und Wutausbrüche. Als Varnhagen ihm eines Tages schreibt, man nenne ihn in der Berliner Gesellschaft einen „Salon-Demagogen", antwortet er: „Der Witz ist gewiß richtig, aber er kann mir mal den Kopf kosten."**) Der Gedanke beängstigt ihn, daß „wenn eine Revolution ausbricht, er nicht der letzte Kopf ist, der fällt."***) Wie Kaiser Maximilians Hofnarr, Kunz von Rosen, der in seinen Kerker drang, um ihm Trost und Rat zu bringen,

*) Brief an Varnhagen vom 4. Januar 1831.

**) Briefe XX, 225.

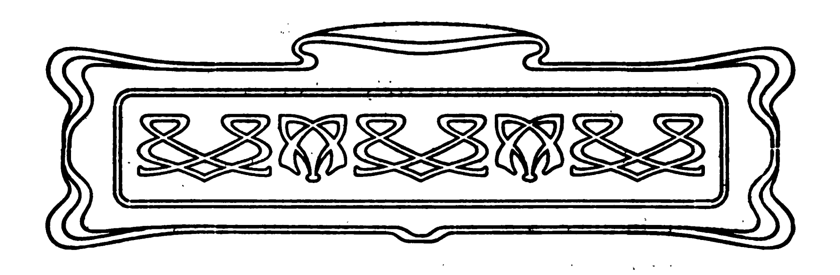
***) Nach dem Zeugnis von Wienbarg bei Strodtmann, H. Heine", I, 665.

hat Heine Narrenkleider angelegt, um zum deutschen Volke zu sprechen und es in den Zeiten seiner Knechtschaft zu trösten; und zum Lohn für seine Treue erbittet er von seinem befreiten Herrn nur eine Gnade, ihn nicht umzubringen.*) Heine fühlt recht wohl, daß er kein überzeugter Demokrat ist und wie sehr ihn in seiner Lage sein aristokratisches Temperament gefährdet. „Am gefährlichsten," schreibt er an Varnhagen, „ist mir noch jener brutale aristokratische Stolz, der in meinem Herzen wurzelt und den ich noch nicht ausreuten konnte, und der mir so viel Verachtung gegen den Industrialismus einflüstert und zu den vornehmsten Schlechtigkeiten verleiten könnte, ja der mich vielleicht, durch allerlei Degout und Depit, dahin bringt, das ganze unbequeme Leben mit all seinen plebejischen Nöten zu verlassen."**) Man begreift, daß Heine unter diesen Umständen nicht ohne Besorgnis den Fuß nach Paris setzte.

Trotzdem fügt er sich in sein Schicksal. Er hat jede Hoffnung auf Anstellung in seinem Vaterlande verloren und ist überzeugt, daß eine Ära der Reaktion und der unerhörtesten Bedrückung über Deutschland hereinbrechen wird. Um seine persönliche Freiheit zu wahren, will er sich der Machtsphäre der von ihm angegriffenen Regierungen entziehen und verbrennt schließlich seine Schiffe hinter sich, um nach Paris zu gehen und dort, wie er an Varnhagen schreibt, „frische Luft zu schöpfen, ganz den heiligen Gefühlen meiner neuen Religion mich hinzugeben und vielleicht als Priester derselben die letzten Weihen zu empfangen."***)

---

*) Werke III, 504f.
) Briefe XX, 210. *) Ebenda 224.



Drittes Kapitel.

Heine und der Saint-Simonismus.

I.

In den ersten Maitagen des Jahres 1831 langte Heine in Paris an. Er war weder ein Ausgewiesener, noch ein Flüchtling. Er hatte Deutschland verlassen, weil eine „große Hand gar besorglich winkte", daß er fortginge, und weil er sich weder sicher noch wohl in seinem Vaterlande fühlte, „wo er nichts als Kampf und Not hatte, wo er nicht sicher schlafen konnte, wo man ihm alle Lebensquellen vergiftet".*) Müde, sich erfolglos um ein Amt zu bewerben, von dem er leben konnte, und um die üblen Folgen der zahlreichen Ausfälle in seinen letzten Schriften besorgt, war er freiwillig ins Exil gegangen, und dies nicht ohne Schwermut. In einem seiner ersten Briefe parodiert er Dantons berühmtes Wort: „Fliehen wäre leicht, wenn man nicht das Vaterland an den Schuhsohlen mit sich schleppte," — aber ohne zerrissenes Herz und allzu peinigendes Heimweh. Paris zog ihn an, die Stadt, wo der Glanz

* Briefe XX, 230 (Brief an Varnhagen vom 27. Juni 1831).

der „Julisonne“ aufgeflammt war, die Stadt der Freiheit, wo er wenigstens offen und ohne Furcht vor den preußischen Zensoren und Gendarmen sagen konnte, was er in Deutschland entweder mildern oder für sich behalten mußte. Es war ihm wie so vielen seiner Landsleute, Börne, Maltitz oder Michael Beer, schließlich sehr recht, die heilige Stadt der Revolution zu betreten. Er wollte „mit eigenen Augen Weltgeschichte sehen“, sich „in den Strudel der Tageswellen, der brausenden Revolution“ werfen. Das fieberhaft bewegte Leben der Hauptstadt lockte seine nach neuen Erlebnissen und unbekannten Eindrücken begierigen Nerven. Dieses halb freiwillige Exil konnte Heine allerdings in müden Stunden drückend erscheinen, wo er sich vereinsamt fühlte in diesem Paris, das den „geistreichen Deutschen“ feierte, ohne sich die Mühe zu geben, seine wahre Originalität zu verstehen, in dieser Menschenwüste, wo er so viele Bekannte, aber keinen wirklichen Freund besaß. Zu anderen Zeiten dagegen war er mit seinem Schicksal vollauf zufrieden; er war entzückt, im Strudel des Pariser Lebens aufzugehen, in der besten französischen Gesellschaft zu verkehren, alle literarischen und künstlerischen Berühmtheiten der Hauptstadt kennen zu lernen, „von den außerordentlichsten Ehrenbezeugungen fast erdrückt zu werden“ und zu einer „europäischen Größe“ aufzusteigen.*)

Sein Gesundheitszustand scheint anfangs zwar nicht glänzend, aber doch erträglich. Allerdings zeigten sich schon in der ersten Pariser Zeit die Anzeichen der Nervenkrankheit, der Heine schließlich erliegen

---

*) Briefe vom 21. April 1834 an Maximilian Heine, vom 7. April und 2. Juli 1835 an Campe.

sollte; im Jahre 1832 klagt er, daß zwei Finger seiner linken Hand gelähmt seien, und die Muskellähmung macht von diesem Augenblick an langsame, aber beständige Fortschritte. Sein Allgemeinbefinden scheint aber gegen die vorhergehenden Jahre gehoben. Théophile Gauthier spricht von ihm als von einem schönen Manne mit anscheinend robuster Gesundheit, einem deutschen Apollo mit hoher, weißer Stirn, die rein wäre, wie eine Marmortafel, mit blondem Haar und blauen Augen, vollen und rosigen Wangen, denen die bleiche Romantik nicht ihr Mal aufgedrückt hätte. Heine rühmt sich in seiner Korrespondenz selbst seiner roten Backen; er erklärt, daß er körperlich fast gar nicht mehr leide und klagt sogar, daß er dick und unschön würde.*)

Unter diesen Umständen erklärte er sich anfangs durchaus zufrieden mit dem neuen Leben, das jetzt für ihn anbrach. „Fragt Sie jemand, wie ich mich hier befinde, so sagen Sie: ‚Wie ein Fisch im Wasser‘ oder vielmehr, sagen Sie den Leuten, daß, wenn im Meere ein Fisch den anderen nach seinem Befinden fragt, so antworte dieser: ‚Ich befinde mich wie Heine in Paris‘.“**) Das unaufhörliche Schauspiel des politischen und künstlerischen Lebens interessierte ihn in hohem Maße und steigerte seine schriftstellerische Produktionskraft. Er fand in Paris mannigfache Zerstreuungen, ein ihm zusagendes Milieu und ein Publikum, das geneigt war, ihn zu bewundern. Er fand dort sogar ein philosophisches und soziales System, welches den ziemlich widerspruchsvollen Anforderungen seiner

*) Briefe XX, 250; XXI, 95.
**) Ebenda XX, 250.

Doppelnatur des romantischen Dichters und rationalistischen Demokraten zusagte: den Saint-Simonismus.*)

Im Frühjahr 1831, als Heine nach Paris kam, erreichte der Saint-Simonismus gerade seinen Gipfelpunkt. Die zahlreichen Anhänger dieser kleinen Kirche hatten sich, besonders seit der Juli-Revolution, in der Rue Monsigny zusammengefunden. Die Lehre wurde nach Saint-Simons Tode im Jahre 1825 durch den „Producteur“ (1825—26) entwickelt, dann in den Versammlungen in der Rue Taranne (1828—30) verbreitet, schließlich in den beiden Bänden der „Exposition de la doctrine Saint-Simonienne“ (1830—31) festgelegt und von zwei Zeitungen, dem „Organisateur“ und dem „Globe“, vor der Öffentlichkeit vertreten. Ihre Verbreitung wurde auch durch zahlreiche Vorträge gefördert; es gab in Paris bis zu neun verschiedenen Cyklen von Vorlesungen, die sich teils an das Publikum, teils an eine besondere Gruppe von Zuhörern wandten und meistenteils in dem Saal in der Rue Taitbout oder im Athénée auf der Place Sorbonne stattfanden. Eine begeisterte Propaganda begann in Paris, um das Volk zu gewinnen und die Arbeiter zu organisieren. Saint-Simonistische Vereine bildeten sich auch in der Provinz und im Ausland, namentlich in Belgien. — Zu dieser Zeit war es, wo Heine in persönliche Beziehungen zu mehreren Führern der kleinen Gemeinde trat.**) Insbesondere schloß er sich an Michel Chevalier an, den er in seinen Briefen einen sehr lieben Freund und einen der edelsten Menschen

*) Über den Saint-Simonismus s. S. Charléty, Histoire du Saint-Simonisme, Paris 1896, und G. Weill, l'École Saint-Simonienne, Paris 1896.

**) Strodtmann, H. Heine, II, 77; vgl. Karpeles, „H. Heine und seine Zeitgenossen“, S. 111 (Berlin 1888).

nennt, den er kannte.*) Er achtete die Führer der Partei, Olinde Rodrigues und namentlich Enfantin, den er für den bedeutendsten Geist der Gegenwart erklärte.**) Diese Beziehungen wurden für ihn sogar kompromittierend, so daß er es für angezeigt hielt, seinen öffentlichen und völligen Übertritt zum Saint-Simonismus, der in Deutschland bereits von schlecht unterrichteten oder böswilligen Landsleuten kolportiert wurde, ausdrücklich abzuleugnen.

Kaum einige Monate nach Heines Ankunft begann der jähe Zerfall der neuen Kirche. Es genügt, kurz an die Tatsachen zu erinnern. Zunächst im November 1831 fand der Bruch zwischen den beiden Parteihäuptern Bazard und Enfantin wegen der Frage der neuen Moral und der Frauenemanzipation und das Schisma Bazards statt, dessen Austritt aus der Gemeinde sich mehrere der hervorragendsten Mitglieder anschlossen. Etwas später kam es zur Empörung und zum Austritt von Olinde Rodrigues, dann griff die Regierung ein, indem sie am 22. Januar 1832 das Versammlungslokal in der Rue Taitbout schließen ließ und gegen die Saint-Simonisten einen Prozeß anstrengte. Ein wenig später siedelte Enfantin angesichts der immer zahlreicheren Abfälle von der Sache und der steigenden finanziellen Schwierigkeiten mit seinen letzten Getreuen in sein Haus in Ménilmontant über, wo er seine Schüler, um sie zu Aposteln auszubilden, von der Welt abschloß und sie an Handarbeit und an das Leben des Proletariers gewöhnte. Ein paar Monate darauf empfing die Kirche, die sich zur Neu-

*) Briefe XX, 245.
**) Ebenda XXII, 59.

gestaltung der Welt berufen glaubte, den Gnadenstoß. Am 27. und 28. August 1832 fand der Prozeß gegen die letzten Saint-Simonisten statt; sie wurden wegen unerlaubter Versammlungen und Verletzung der Sittlichkeit vor das Schwurgericht gezogen und Enfantin mit zweien seiner Schüler zu einem Jahr Gefängnis und hundert Francs Geldstrafe verurteilt. Dieser Ausgang erschien Heine durchaus nicht unerwartet; er wußte seit dem Mai 1832, daß die führende Rolle der Saint-Simonisten vorüber war. Damals schrieb er an Varnhagen von Ense: „Daß sich die Saint-Simonisten zurückgezogen, ist vielleicht der Doktrin selbst sehr nützlich; sie kommt in klügere Hände. Besonders der politische Teil, die Eigentumslehre, wird besser verarbeitet werden. Was mich betrifft, ich interessiere mich eigentlich nur für die religiösen Ideen, die nur ausgesprochen zu werden brauchten, um früh oder spät ins Leben zu treten. Deutschland wird am kräftigsten für seinen Spiritualismus kämpfen; mais l'avenir est à nous."*) Die Verfolgungen, denen die Saint-Simonisten ausgesetzt waren, bestärkten übrigens nur seine Sympathien für sie. Ohne alle ihre Ideen zu teilen, konnte er doch keineswegs zugeben, daß sie vor den Strafrichter gehörten. Sie wurden in seinen Augen zu Märtyrern der guten Sache, er sah in ihnen die fortschrittlichste Partei der Emanzipation, von Gendarmen und Liebedienern der alten Gesellschaft niedergeworfen; und ohne selbst die Lächerlichkeit zu scheuen, mit der ihre Sache etwas behaftet war, ergriff er entschlossen die Partei der Besiegten, die in den Zeitungen wie in der Gesellschaft erbarmungslos ver-

*) Briefe XX, 245 f.

spottet wurden. In seinem Buche „Über Deutschland“, dessen erste Auflage er „Prosper Enfantin in Ägypten“ widmete, freut er sich, mit ihm über den Raum weg zu verkehren, und trägt Theorien vor, die den Saint-Simonistischen sehr nahe kommen. Ebenso tritt er kurz danach in der französischen Ausgabe der „Reisebilder“ (1834) nach ihrem Vorbilde gegen „die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen“ auf und erklärt offen, daß die sozialen und religiösen Grundsätze des Saint-Simonismus auch die seinen wären.

* * *

Welche unter diesen Theorien haben auf Heine wohl den meisten Eindruck gemacht?

Man kann im Saint-Simonismus — und dies ist vielleicht seine bedeutendste Seite — zunächst ein Wirtschaftssystem sehen, das den Zweck hat, die von den Gelehrten entdeckten wissenschaftlichen Gesetze zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse im weitesten Umfange auszunutzen. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, läuft er auf eine wissenschaftliche Ausgestaltung des Industriestaates, auf eine gewaltige Arbeiterorganisation hinaus, welche das gesamte öffentliche Vermögen besitzt, Arbeitsinstrumente und Industrieprodukte verteilt und als Zentralorgan ein großes Bankunternehmen hat, in welchem alle Gelder angelegt sind, nach dem alle Bedürfnisse hinlaufen und von dem alle Impulse ausgehen. Diese Seite des Saint-Simonismus hat Heine nur wenig interessiert. Er scheint nicht viel von der praktisch-wissenschaftlichen Bedeutung jener Lehre verstanden zu haben, die von Anfang an eine ganze Elite positiver, nach wissenschaftlichen Methoden gebildeter Geister anzog, und die sich rühmen

kann, nicht nur Propheten wie Enfantin, sondern auch Praktiker wie Chevalier, Talabot und Péreire gebildet zu haben, die späterhin zur Entwickelung des Kreditwesens und der öffentlichen Arbeiten Großes beigetragen haben.

Zweitens brachte der Saint-Simonismus eine soziale Doktrin, die auf Heine sehr bestechend wirkte, weil sie ihm eine Lösung jenes inneren Widerspruches zwischen seinen demokratischen Tendenzen und seinen aristokratischen Künstlerinstinkten lieferte. In der Tat bekämpft der Saint-Simonismus ganz wie Heine die alte Gesellschaftsordnung. Er will der Kirche, dem Adel, dem Richterstand die Macht entwinden und sie den Industriellen und Gelehrten anvertrauen; er erklärt den Müßiggängern, den Drohnen, die genießen, ohne zu arbeiten, den Krieg; er verlangt, daß alle sozialen Einrichtungen die materielle und moralische Hebung der zahlreicheren und ärmeren Klassen zum Ziel haben sollen, daß alle Privilegien der Geburt ausnahmslos fallen sollen und daß die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen unbedingt aufhören muß. In allen diesen Punkten stimmt Heine mit ihm überein. Er erkennt sogar ohne Umschweife an, daß er vor 1830 in seiner Befehdung der Aristokratie noch bei der Terminologie von 1789 stehen geblieben ist und nur den Adel allein bekämpft hat, während die Aristokratie in Wahrheit, wie die Saint-Simonisten wollen, nicht nur die Geburts-Aristokratie umfaßt, sondern alle, welche auf Kosten des Volkes leben, welchen Namen sie auch tragen mögen. Auch in einem anderen Punkte stimmte er mit den Saint-Simonisten überein, z. B. wenn diese die Ohnmacht des Liberalismus brandmarken, die Leiden des Volkes zu heilen, da er ihm nur „einige

mystische Tröstungen“ oder „die Ausübung einiger metaphysischer Rechte“ zu bieten weiß, wenn sie feststellen, daß die Herrschaft der „Freiheit“ in einem konstitutionellen Staate nur der Trumpf der Anarchie ist, wenn sie die Unzulänglichkeit der Parlamentsherrschaft und die zunehmende Gleichgültigkeit des Volkes gegen das Verfassungsleben brandmarken. Die Saint-Simonisten sind nämlich nichts weniger als Gleichmacher oder Anarchisten. Wenn sie die alte Gesellschaftseinteilung in Herren und Sklaven, in Staatsbürger und Fremde verwerfen, wenn sie die Willkürherrschaft eines einzelnen, die Begründung der Autorität auf die Gewalt, die Ausbeutung der ärmeren und zahlreicheren Klassen durch die Mächtigen bekämpfen, so wollen sie doch die Ungleichheit nicht aus der Welt schaffen, sondern nur die alte Ungleichheit, die auf dem Zufall der Geburt oder des Vermögens, auf der Autorität des Herrschers beruhte und sich nur durch die Furcht erhielt, mit einer Ungleichheit vertauschen, die auf dem Verdienst beruht, und mit dem Gehorsam, der aus Liebe geleistet wird. Sie wollen eine Rangordnung des Talentes schaffen, und diese soll sich gliedern in die Priester als Vertreter der Religion, in die Gelehrten als Vertreter der Wissenschaft und in die Industriellen, deren Ziel die vernünftige Ausbeutung des Erdballes ist. Der Priester des Saint-Simonismus verdankt seinen Rang allein seiner Begabung; er herrscht durch den Einfluß, den er ausübt, durch die Achtung, die er einflößt. Und die Autorität dieses lebendigen und persönlichen Gesetzes, das durch Überzeugung herrscht, ist nicht nur größer als die des königlichen Absolutismus oder der Unfehlbarkeit der Päpste; sie steht auch höher als die Autorität des geschriebenen unpersön-

lichen Gesetzes, das alle Menschen fühllos unter das gleiche Joch beugt. So läuft der Saint-Simonismus auf eine ziemlich aristokratische Auffassung des Fortschrittes hinaus: er kommt nicht von unten, vom Volke, sondern von oben, von der geistigen und sozialen Elite. Deshalb sind die Saint-Simonisten in ihrer Propaganda auch immer mehr darauf ausgegangen, diese Elite als die Massen zu gewinnen. Derselben Ursache entspringt auch ihre tiefe Verehrung für das Genie. Immer, wenn die Menschheit Großes zu vollbringen hatte, so lautet ihre Lehre, fand sich ein Mann, der seine Umgebung turmhoch überragte, der sie fortriß und auf den sie gehört hat. Diese Großen, wie Moses, Orpheus, Jesus, Mohammed, Saint-Simon, Gregor VII. und Karl der Große, Luther und Napoleon, haben über ihre Zeitgenossen eine wahre Diktatur ausgeübt. Nach ihrem Vorbild wird das Oberhaupt der Saint-Simonistischen Hierarchie auf seine Untertanen einen unwiderstehlichen Ansporn ausüben; es wird von allen geliebt werden und bei jedermann ohne Anwendung von Zwang einen freudigen und gläubigen Gehorsam finden. Ebenso wie Heine mit den Saint-Simonisten einig ist, daß die Ausbeutung des Volkes durch die Mächtigen ein Ende haben muß, ebenso stimmt er auch ihrem Postulat von der Notwendigkeit einer sozialen Hierarchie bei und predigt mit ihnen die Verehrung des Genius. Heine war entzückt, den anderen wie sich selbst beweisen zu können, daß man fortschrittlich sein könne, ohne in Gleichheitssucht zu verfallen, und ein guter Demokrat, ohne darum den großen Individualitäten, den mächtigen Willensmenschen, seine Hochachtung zu versagen; er war glücklich, drastisch beweisen zu können, daß seine Anhänglichkeit

an die Sache des Volkes sich sehr wohl mit dem Kultus eines „Saint-Simonistischen Kaisers“ wie Napoleon vereinigen ließ, da dieser seinen Rang nur seinem Genie verdankte und nur das Verdienst und das Talent belohnte.

Endlich stellte sich der Saint-Simonismus als eine Erneuerung der Religion und Moral dar, und hierdurch nahm er Heine wohl am meisten gefangen. In einer Broschüre „Le Nouveau Christianisme“, die Saint-Simon in seinem Todesjahre (1825) verfaßte, hatte er die Notwendigkeit einer Reform des Christentums und einer neuen religiösen Bewegung aufzuzeigen versucht. Die materialistischen Philosophen des XVIII. Jahrhunderts und der Revolutionszeit sahen in der Religion eine Priestererfindung, um das leichtgläubige Volk zu mißbrauchen, und prophezeiten, daß die Wissenschaft den Glauben endgültig verdrängen würde. Saint-Simon vertritt im Gegensatz zu denen, welche die Religionslosigkeit der Zukunft proklamierten, die Fortdauer des religiösen Gefühls auf Erden und sucht sein soziales System nicht nur auf Philosophie und Wissenschaft, sondern auch „auf das in der zivilisierten Welt verbreitetste religiöse Gefühl, nämlich das christliche“ zu stützen.

Wenn die Menschheit in der Mathematik und Naturwissenschaft seit achtzehn Jahrhunderten unendliche Fortschritte gemacht hat, so trifft dies für die wichtigste Sozialwissenschaft, die Moral, nicht zu. Nie hat man einen Grundsatz aufgestellt, der in seiner Allgemeingültigkeit oder Klarheit übertroffen worden wäre durch die Lehre Christi: die Menschen sollen sich als Brüder betrachten, was so viel heißt wie: die Religion soll die Gesellschaft dem großen Ziel der Hebung der ärmeren Klassen so schnell wie möglich zuführen. Darin liegt das göttliche, das ewig frucht-

bringende Prinzip des Christentums. Nun aber entsprechen die bestehenden Religionen, der Protestantismus und Katholizismus, diesem Prinzip durchaus nicht; im Gegenteil haben sie die Menschheit von ihrem Ziele abgebracht.

Die Religion soll die Menschen einigen und ihre Kräfte zusammenfassen; der wahre Beruf der Priester wäre also der, sich mit den drei friedlichen Elementen, den Gelehrten, den Industriellen und Künstlern, zusammenzutun und die menschliche Gesellschaft möglichst im Sinne des Fortschrittes zu organisieren. Nun aber haben die positiven Religionen nie ein Interesse an den Künsten, der Wissenschaft, der Industrie genommen, sondern sie als gottlos oder zum mindesten Gott nicht sehr wohlgefällig angesehen; sie haben die mystischen Ideen als die wichtigsten zur Förderung des Menschengeschlechtes hingestellt und asketische Mittel, wie Fasten und Gebet, anempfohlen oder gar die Bibel als Quelle aller Wahrheit hingestellt. Kurz, die Religion hat sich immer im Gegensatz zu den weltlichen Mächten befunden; sie hat fälschlich gelehrt, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt sei; sie hat den Gläubigen nur ein metaphysisches Lebensziel, das Paradies, gegeben. „Gewiß", schließt Saint-Simon, „trachten alle Christen nach dem ewigen Leben, aber die einzige Art, es zu erreichen, besteht darin, in diesem Leben am Glück des Menschengeschlechtes zu arbeiten."

Andererseits soll die Religion danach trachten, das Loos der Armen so viel wie möglich zu verbessern. Das Christentum hatte die historische Aufgabe, die Macht des sowohl in seinem Ursprung wie in seinen Forderungen gottlosen römischen Reiches zu brechen; es sollte die verhängnisvollen Wirkungen des Rechtes

des Stärkeren wett machen und die Institutionen beseitigen, die der Hebung der materiellen und moralischen Lage der Armen im Wege standen. Aber die Priester sind ihrer Aufgabe untreu geworden; sie haben beständig nach der Macht getrachtet, sie haben sich an Cärars Stelle gesetzt. Anfangs im Kampfe mit der weltlichen Macht, haben sie sich vom XV. Jahrhundert an mit ihr zu einem gottlosen Bunde zusammengetan, um überall die Interessen der Reichen und Mächtigen gegen die der Armen zu vertreten. Für einige Ehren und Privilegien hat die Kirche sich dazu hergegeben, im Verein mit den Fürsten die zu bedrücken, die sie verteidigen und schirmen sollte. Die Menschheit ist selbstsüchtig geworden, und dieses Gefühl der Selbstsucht ist das herrschende in allen Klassen und allen Individuen geworden; es ist die Ursache der politischen Krankheit, an der gegenwärtig alle der Gesellschaft nützlichen Arbeiter leiden.

Saint-Simon hatte sich vor allem mit der Reform der christlichen Moral befaßt; er nahm sich aber vor, sein Werk dadurch zu vollenden, daß er auch das Dogma, den Kultus und das Glaubensbekenntnis der neuen Religion festsetzte; doch der Tod verhinderte ihn an der Ausführung dieses Vorhabens. Aber seine Schüler, namentlich Bazard und ganz besonders Enfantin, nahmen die etwas unklaren Gedanken des „Nouveau Christianisme“ wieder auf, systematisierten sie und gaben der Religion, die Saint-Simon nur in ihren Umrissen festgelegt hatte, ihre vollendete Form und ihren endgültigen Charakter.*)

---

*) S. namentlich „Exposition de la doctrine de Saint-Simon“; vgl. Enfantin, „Oeuvres“ I (Bd. XIV der ganzen Sammlung).

In den meisten Religionen, heißt es in der „Exposition“, im Fetischismus wie im griechischen Polytheismus, in der altorientalischen Theologie wie im alten Testament, findet man das Dogma von den beiden sich ewig bekämpfenden Mächten, dem Prinzipe des Guten und dem des Bösen. Auch das Christentum, obwohl es die häretischen Sekten der Gnostiker und Manichäer verdammte, die jene beiden Prinzipien den orientalischen Religionen entlehnt hatten, ist doch selbst von diesem dualistischen Dogma des ewigen Weltgegensatzes tief durchdrungen. Die Kirchenväter haben zwar gelehrt, daß ein guter Gott von Ewigkeit an gewesen sei, aber durch den Sturz der Engel und den Sündenfall der Menschen ist das Böse in die Welt gekommen, so daß der Mensch in seinem Erdenwallen fortwährend zwischen den beiden Mächten des Guten und des Bösen hin- und hergerissen wird. „Die Kirche gibt zwar zu, daß die menschliche Vernunft und das Fleisch durch die Erbsünde in Verderbnis geraten sind, aber bei der Ausbildung dieses Dogmas tritt die Verderbnis der Vernunft immer mehr in den Hintergrund und die Verderbnis des Fleisches immer mehr in den Vordergrund und es wird ihm schließlich alle Schuld zugeschoben ... In allen kirchlichen Lehr- und Erbauungsbüchern findet man die geistlichen und fleischlichen Gedanken immer als Gegensätze hingestellt, und wenn der Mensch nach der Kirchenlehre den Teufel bisweilen bekämpfen mag, indem er die Antriebe seines Geistes bezwingt, so bekämpft er ihn immer, indem er seine fleischlichen Triebe bezwingt.“ Gott, das Urbild der Vollkommenheit, ist also als reiner Geist aufgefaßt, und die natürliche Schlußfolgerung dieser Lehre ist, daß der Mensch sich Gott nur im

Geiste nähern kann. Vor Christi Erscheinen war die jugendliche Menschheit den Gelüsten ihres Fleisches preisgegeben; fortan sollten sie am Geistesquell des Evangeliums ihren Durst löschen. Die Kirche wollte von der materiellen Welt nichts wissen; sie verfluchte das Fleisch und sagte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt". . . „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist". Sie ließ die politischen Einrichtungen, die Naturpoesie, die Wissenschaft und Industrie außerhalb ihrer Sphäre und riß immer tiefere Abgründe zwischen Seele und Leib, Geist und Materie auf.

Die Religion der Zukunft soll vereinigen, was das Christentum getrennt hatte. An Stelle des Dualismus soll die Einheit, an Stelle des ewigen Weltgegensatzes die Weltvereinigung treten. Achtzehn Jahrhunderte hindurch hat das Christentum die Menschen nur in geistiger Hinsicht ausgebildet, während es das Fleisch in Bann tat. Die neue Religion soll die zum Schaden der Materie zerstörte Harmonie wieder herstellen. „Man muß das Fleisch rehabilitieren!" erklärt Enfantin, „dies ist die auffälligste und neueste Seite des Fortschrittes, zu dem die Menschheit heute berufen ist."*) Das christliche Dogma betrachtet Gott als rein geistig und sieht im Fleische das Prinzip des Bösen. Die Religionsauffassung der Zukunft muß die Materie wieder in die ewige Weltordnung einfügen, in

*) Übrigens betont Enfantin, daß die „Rehabilitation des Fleisches" und die Frauenemanzipation nicht das Endziel der neuen Religion sei. „Diese Worte bedeuten nur eine vorübergehende, wenn auch hervorragende Aufgabe; sie drücken den Gegensatz zwischen der Zeit des Aposteltums und der endgültigen Bildung der Weltvereinigung aus" (Werke XIV, 45).

Gott selbst einbeziehen; sie muß den Gott, der nur Geist ist, durch den Gott, der Geist und Materie ist, durch den pantheistischen Gott ersetzen. Daher Enfantins Formel: „Gott ist alles Seiende; alles ist in ihm, alles durch ihn. Nichts ist außer ihm, aber keiner von uns ist er. Jeder von uns nimmt an seinem Leben teil und wir alle vereinigen uns in ihm, denn er ist alles, was ist."*) — Überall, auf allen Stufen menschlicher Tätigkeit, muß man an harmonischer Vereinigung der sich heute widersprechenden oder bekämpfenden Kräfte arbeiten. Ebenso wie man dem Fleische wieder sein Recht werden läßt, muß man auch das Weib befreien, das bisher unter der Vormundschaft des Mannes gestanden hat und von ihm als minderwertig behandelt worden ist; an Stelle der geistlichen und weltlichen Macht von Kirche und Staat muß man eine

*) Bei dieser endgültigen Formel ist Enfantin stehen geblieben; s. auch seinen Kommentar zu ihr, Werke XIV, 116f. Übrigens sei bemerkt, daß Enfantin, obwohl er die Einheit der Substanz klar und deutlich proklamiert, sich gegen die Anschuldigung des Spinozismus und der pantheistischen Verwirrung verwahrt und erklärt, ebensowenig Pantheist wie Materialist oder Anhänger der Sittenfreiheit zu sein (Werke XIV, 37f.). In seinem Briefe an Heine spricht er abfällig über die „Unvollkommenheit des höchst theoretischen, höchst philosophischen und nicht religiösen Pantheismus Spinozas, eine Unvollkommenheit, die darin besteht, daß das Gefühl für die Hierarchie, der Sinn für Unterschiede, die Unterscheidung von Gut und Böse, wenn überhaupt vorhanden, zu wenig darin zu bedeuten haben; eine Unvollkommenheit, die den Spinozismus praktisch und politisch unverwertbar macht, weil er nicht sowohl die Idee der Ordnung, als die der Freiheit darstellt, weil er unmittelbar nur die Idee der Gleichheit erzeugt, während die Unterschiede zu unwesentlichen Kleinigkeiten zusammenschrumpfen" (Werke X, 114).

einzige Gewalt setzen, einen Priesterkönig, ein Oberhaupt der Menschheit.*) Endlich muß man dem alten Gegensatz von reich und arm, schwach und mächtig ein Ende setzen, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen beseitigen und auf Erden die wahre Gleichheit und Brüderlichkeit dadurch einführen, daß man einen Weltbund bildet und alle Menschen in den Rahmen einer ungeheueren, von allen freiwillig angenommenen Hierarchie eingliedert.

Man sieht sofort, welches große Interesse diese Saint-Simonistische Religion für Heine bot: sie befriedigte sowohl seine rationalistischen wie seine romantischen Bedürfnisse, seine Abneigung gegen die positiven Religionen wie den religiösen Instinkt, der in ihm lebendig geblieben war. Als antiklerikaler und rationalistischer Demokrat war er glücklich, bei den Saint-Simonisten eine strenge Kritik des Christentums, der spiritualistischen Moral und der geschichtlichen Rolle von Kirche und Geistlichkeit zu finden. Nicht minder zufrieden war er, die Weltbrüderschaft, den Zusammenschluß aller zu gemeinsamem Wirken und die Rehabilitation des Fleisches zum Dogma erhoben zu sehen. Als romantischer Dichter, dessen Seele sich oft religiösen Empfindungen hingab, stimmte er gern bei, daß die systematische Feindschaft gegen jede Art von Religion ein beschränkter Gesichtspunkt ist, und daß es sich künftig nicht darum handelt, die alte Kirche zu zerstören oder lächerlich zu machen, sondern eine neue Kirche zu gründen, daß die Anhänger des

*) Bekanntlich setzte Enfantin in Übereinstimmung mit seinen Theorien über die Frauenemanzipation an die Spitze seiner Hierarchie nicht einen Mann allein, sondern einen Mann und eine Frau, ein Priesterpaar.

Fortschritts nicht etwa das Priestertum abschaffen, sondern im Gegenteil selbst Priester werden sollen, daß die Zeit unfruchtbarer Verneinung vorüber ist und daß man, ehe man die Vergangenheit in Staub verwandelt und alte Glaubensmeinungen stürzt, zusehen soll, was man an ihre Stelle setzen kann.*) In einer götterlosen Welt, in einer Gesellschaft ohne Ideale, deren einziges Ziel die Entwicklung des Massenglückes ist, hätte er sich sehr wenig heimisch gefühlt. Hingegen fühlt er sich sehr wohl in einer Welt, wo alles göttlich ist, Materie wie Geist, in einer Gesellschaft, wo man sich nicht mehr ausschließlich dem gemeinen Nutzen opfert, sondern wo auch Platz ist für das selbstlose Trachten nach Wahrheit und Schönheit, wo Kunst und Wissenschaft ebenso geehrt werden wie die Industrie. Mit einem Wort: Heine freute sich, im Saint-Simonismus sowohl Argumente gegen die alte Religion und Moral, mit der er gebrochen hatte, wie ein neues religiöses und moralisches Ideal zu finden, das er zu dem seinen machen konnte.

II.

Mit dem, was er aus den Saint-Simonistischen Lehren schöpfte, verknüpft Heine nun seine alten revolutionären Theorien und die Reminiszenzen von Hegel zu einer mächtigen historischen, philosophischen und literarischen Synthese, die allen divergierenden Neigungen seiner vielseitigen Natur Genüge leistet. Er hat diese Synthese in seinem Buche über Deutschland niedergelegt.**)

---

*) Vorrede der französischen Ausgabe der „Reisebilder".

**) Das Werk erschien fast zugleich deutsch und französisch. Französisch erschien es zuerst in Form von Artikeln in L'Europe

Er entlehnt dem Saint-Simonismus zunächst seine Geschichtsphilosophie. Er sieht als Haupttatsache der menschlichen Geistesgeschichte den ewigen Widerspruch zwischen Geist und Materie, den Gegensatz zwischen dem Spiritualismus, der den Geist verherrlicht, und dem Sensualismus, der den Körper der Knechtschaft der Seele entreißen will und die unverjährbaren Rechte der Sinne zurückfordert, die der Spiritualismus verkannt und mit Füßen getreten hat. Auch er unterscheidet drei große Geschichts-Perioden: die heidnisch-sinnliche, wo die jugendliche Menschheit sich den Gelüsten ihres Fleisches überließ, die christlich-spiritualistische und endlich die moderne und die pantheistische, die Geist und Fleisch wieder aussöhnen und für immerdar vereinigen soll.

Vor dem Siege des Christentums, lehrt Heine, waren die europäischen Völker in Nord und Süd pantheistisch und sensualistisch. Der Mensch lebte im Frieden mit sich selbst und in enger Beziehung zur Natur; er genoß das Leben und betete die äußere Welt, die Naturkräfte an. In jedem Element verehrte er ein übernatürliches Wesen, in jedem Baume, in jedem Felsen

littéraire (März, April und Mai 1833 unter dem Titel: Etat actuel de la littérature en Allemagne; de l'Allemagne depuis Madame de Staël) und in der Revue des Deux Mondes (1. März, 15. November, 15. Dezember 1834 unter dem Titel: De l'Allemagne depuis Luther), dann in Buchform bei Renduel 1835 und bei Michel Lévy 1855. Auf deutsch erschien zuerst: „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland" bei Heideloff und Campe (Paris und Leipzig 1833), dann „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" bei Hoffmann und Campe im zweiten Bande des „Salon" (1834), endlich „Die romantische Schule" bei Hoffmann und Campe (1836), eine Umarbeitung des 1833 bei Heideloff erschienenen Buches.

erkannte er eine Gottheit. Aber diese heidnische Sinnenfreude entartete schließlich zu einem ungeheuerlichen Materialismus, der die ganze geistige Bedeutung des Menschen in Frage stellte. Und siehe, inmitten der Orgien und Festfreuden des kaiserlichen Roms, aus dem Schoße des sterbenden Heidentums, wächst ein neuer, erhabener und läuternder, aber streng asketischer Glaube empor. Das Christentum „war eine Wohltat für die Menschheit während achtzehn Jahrhunderten, es war providentiell göttlich, heilig.“ Alles, was es der Zivilisation genützt hat, indem es die Starken zähmte und die Zahmen stärkte, die Völker verband durch gleiches Gefühl, ist unbedeutend in Vergleichung mit jener großen Tröstung, die es den Menschen hat angedeihen lassen. „Ewiger Ruhm gebührt dem Symbol jenes leidenden Gottes, des Heilands mit der Dornenkrone, des gekreuzigten Christus, dessen Blut gleichsam der lindernde Balsam war, der in die Wunden der Menschheit herabrann.“*) Aber die, welche dem neuen Heiland nachfolgen wollen, müssen der Welt, den Freuden des Fleisches und der Materie entsagen. Die ganze Welt, die Natur, unser Leib sind dem Bösen verfallen; sie sind das Reich des Teufels, des ewigen Versuchers. „Der wahre Christ spazierte mit ängstlich verschlossenen Sinnen, wie ein abstraktes Gespenst in der blühenden Natur umher.“**) Das Erdenleben ist nicht mehr ein köstliches Geschenk, eine Gottesgabe, sondern eine schmerzliche Prüfung, ein fortwährender Kampf; es ist der Leidensweg, den man ohne Fehl und Schwäche durchwandern muß,

*) Werke IV, 171. Vgl. VII, 51.
**) Ebenda 173.

ehe man das Reich Gottes und das ewige Leben erreicht. Den Starken und Mächtigen predigt Christus Sanftmut und Milde, den Schwachen und Enterbten Ergebung und freiwilliges Ertragen von Leid und Elend. Und alle lehrt er, daß das Fleisch verächtlich sei, weil es dem Tod und der Verderbnis unterworfen ist, daß unsere wahre Heimat nicht die Erde ist, wo Tod und Sünde herrschen, sondern der Himmel, wo unsere Seele, aus allen Erdenbanden erlöst, durch Leid und Entsagung geläutert, nach ihrer irdischen Verbannung Ruhe finden wird. — Und die neue Lehre verbreitet sich mit unbegreiflicher Schnelle; Rom stirbt an dem Gifte des jüdischen Spiritualismus; die edlen Römer suchen aus Langeweile oder Stolz den Tod, oder wenn sie der Welt nicht mit einem Schlage entgehen wollen, wählen sie den langsamen Selbstmord der christlichen Askese. Die alten heidnischen Götter, durch den eifersüchtigen Christengott besiegt und entthront, sterben langsam hin oder sinken zu finsteren Dämonen herab, zu bösartigen, beunruhigenden, spukhaften Gewalten. In ganz Europa wütet bald das Fieber des Spiritualismus, der asketische Taumel; die Menschen kasteien ihren Körper und vergewaltigen die Materie, damit die Seele, geläutert und erlöst, sich desto stolzer emporschwingen kann zum Reiche des Lichtes.

Von diesem trüben asketischen Ideal, dieser Aschermittwochs-Religion loszukommen und sie durch ein neues, mit der wahren Natur des Menschen besser im Einklang stehendes Ideal, durch praktischere und mildere Lehren zu ersetzen, ist das Ziel der modernen Menschheit. Heißt dies soviel wie eine erbitterte Bekämpfung des Spiritualismus? Nein, der Spiritualismus ist an sich

nicht schlecht. „Rosenöl ist eine kostbare Sache, und ein Fläschchen desselben ist erquicksam, wenn man in den verschlossenen Gemächern des Harems seine Tage vertrauern muß. Aber wir wollen dennoch nicht, daß man alle Rosen des Lebens zertrete und zerstampfe, um einige Tropfen Rosenöl zu gewinnen, und mögen diese noch so tröstsam wirken. Wir sind vielmehr wie die Nachtigallen, die sich gern an der Rose selber ergötzen und von ihrer errötend blühenden Erscheinung ebenso beseligt werden, wie von ihrem unsichtbaren Dufte."*) Es handelt sich also nicht um Rückkehr zu dem einstigen Materialismus. Aber der übertriebene Spiritualismus ist eine Gefahr. Das Christentum hat auf der Menschheit gelegen wie eine Krankheit; es hat sie geschwächt und herabgestimmt; „unfähig die Materie zu vernichten, hat es sie überall fletriert; es hat die edelsten Genüsse herabgewürdigt und die Sinne mußten heucheln und es entstand Lüge und Sünde," und jene schöne Harmonie, die einst zwischen Mensch und Natur, zwischen Geist und Stoff herrschte, wurde zerstört. In sozialer Hinsicht endlich ist das Christentum mit der Zeit zur mächtigsten Stütze des Despotismus geworden. „Erhaben und göttlich in ihrem Prinzip, aber ach! zu uneigennützig für diese unvollkommene Welt, wird eine solche Religion die sicherste Stütze der Despoten, welche jene absolute Verwerflichkeit der irdischen Güter, jene naive Demut, jene fromme Geduld und himmlische Entsagung, die von den heiligen Aposteln gepredigt worden, zu ihrem Vorteile auszubeuten gewußt haben."**) Sie hat den

---

*) Werke IV, 187f.

**) Ebenda V, 217; vgl. auch 529 und IV, 220.

Armen und Schwachen die Unterwerfung unter die weltliche Macht und die Verachtung des Reichtums gelehrt; sie hat den Lazarus über sein Elend getröstet und ihn geheißen, seine Leiden geduldig zu tragen, wofür sie ihm das ewige Leben und die Seligkeit in einer besseren Welt versprach. Der Priester wurde zum Verbündeten Cäsars und seiner jüdischen Kammerknechte, um das Volk zu bedrücken und ihm ungestraft das irdische Glück zu rauben. Heute ist die Idee des Christentums überlebt; sie war der Jugendtraum der Menschheit, eine ihrer „überspanntesten Studentenideen, die weit mehr ihrem Herzen als ihrem Verstande Ehre macht." Gegenwärtig ist es Zeit, ihr eine männlichere, praktischere Weltauffassung zu predigen. „Die Menschheit huldigt jetzt dem irdischen Nützlichkeitssystem, sie denkt ernsthaft an eine bürgerlich wohlhabende Einrichtung, an vernünftigen Haushalt und Bequemlichkeit für ihr künftiges Alter."*)

Wenn die Religion der Zukunft, fährt Heine fort, nicht das Christentum ist, so darf sie ebensowenig der Deismus sein. Entschlagen wir uns möglichst bald jener kindlich-platten Vorstellung eines persönlichen und außerweltlichen Gottes, der Schöpfer und Vorsehung der Welt ist. Diese Auffassung Gottes als eines guten Vaters oder eines himmlischen Mechanikus taugt nur „für Kinder, für Genfer, für Uhrmacher". Aber fallen wir darum nicht in das entgegengesetzte Exstrem und flüchten wir uns nicht in den atheistischen Materialismus der Aufklärungsphilosophie und der französischen Revolution. „Ich gehöre nicht zu den Materialisten, die den Geist verkörpern," erklärt

*) Werke IV, 220f.

Heine in einer seiner Vorreden; „ich gebe vielmehr den Körpern ihren Geist zurück, ich durchgeistige sie wieder, ich heilige sie. Ich gehöre nicht zu den Atheisten, die da verneinen; ich bejahe.“*) Hüten wir uns, unter dem Vorwande, die Materie in ihre unverjährbaren Rechte wieder einzusetzen, den Geist der Materie zu opfern und die menschliche Seele herabzuwürdigen. Eine geläuterte Religion ist immer der beste Schutz der Menschenwürde, die sicherste Stütze einer aufgeklärten und autonomen Moral. Kehren wir also nach der Läuterung und Vergeistigung des Christentums zu der alten pantheistischen Religion zurück. Der Pantheismus war stets „die verborgene Religion Deutschlands.“ Man sagt es nicht, aber jeder weiß es; er war die Religion der alten Germanen, Spinozas, Goethes, Hegels, die Religion unserer größten Denker, unserer besten Künstler.“ Gott soll nicht mehr als außerweltliche, noch als rein spiritualistische Gewalt aufgefaßt werden; nach dem Vorbild Hegels und der Saint-Simonisten setzt Heine an Stelle des transzendenten den immanenten Gott. Er manifestiert sich in den Pflanzen, in den Tieren, im Menschen, in welchem die Gottheit zum Selbstbewußtsein gelangt. „Gott ist daher der eigentliche Held der Weltgeschichte, diese ist sein beständiges Denken, sein beständiges Handeln, sein Wort, seine Tat; und von der ganzen Menschheit kann man mit Recht sagen, sie ist eine Inkarnation Gottes.“**)

Aber muß der Pantheismus, fragt Heine, in der Moral nicht notwendig zum Indifferentismus führen?

---

*) Werke V, 528.
**) Ebenda IV, 223 f.

Wenn Gott in allem und überall ist, muß es da nicht gleichgültig sein, womit man sich beschäftigt, und kommt man nicht, wie Goethe, schließlich dahin, das tätige und praktische Leben außer acht zu lassen und sich „mit Wolken oder mit antiken Gemmen, mit Volksliedern oder mit Affenknochen, mit Menschen oder mit Komödianten zu beschäftigen."*) Nein, antwortet Heine, denn wenn Gott auch in allem ist, so ist doch nicht alles Gott. Gott manifestiert sich nicht in gleichem Maße in allen Dingen, er manifestiert sich vielmehr in verschiedenen Abstufungen in den verschiedenen Dingen und jedes trägt in sich den Drang, einen höheren Grad der Göttlichkeit zu erlangen. Gott ist nicht, er wird; er schafft sich selbst allmählich, und die Quietisten, die sich in der indifferenten und unfruchtbaren Betrachtung aller Wirklichkeiten verlieren, verkennen das große Gesetz des Fortschrittes des göttlichen Gedankens. Weit entfernt, uns zum Faulbett zu dienen, ist der Pantheismus vielmehr ein Stachel zum aufopferungssüchtigsten Fortstreben nach höherer Vollendung und Wiederherstellung jener Harmonie von Seele und Leib, von Geist und Materie, die das Christentum zerstört hat. „Und dann müssen der Materie noch große Sühneopfer geschlachtet werden, damit sie die alten Beleidigungen verzeihe. Es wäre sogar ratsam, wenn wir Festspiele anordneten und der Materie noch mehr außerordentliche Entschädigungsehren erwiesen: wir müssen unseren Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehen und alle unsere Gefühle müssen wir durchräuchern wie nach einer überstandenen Pest. Der nächste Zweck aller unserer

*) Werke V, 253.

neuen Institutionen ist solchermaßen die Rehabilitation der Materie, die Wiedereinsetzung derselben in ihre Würde, ihre moralische Anerkennung, ihre religiöse Heiligung, ihre Versöhnung mit dem Geiste."*) Wie die Saint-Simonisten sieht Heine eine herrliche Zukunft für die Menschheit tagen; sie werden schon auf dieser Erde ein wunderbares Glück genießen „durch die Segnungen freier politischer und industrieller Institutionen", wo „die glücklicheren und schönen Generationen, gezeugt durch freie Wahlumarmung, in einer Religion der Freude empor blühen und wehmütig lächeln über ihre armen Vorfahren, die sich aller Genüsse dieser schönen Erde enthielten."**) Die Pantheisten werden also Gehilfen der politischen Revolution sein, die sich auf die Prinzipien des französischen Materialismus stützt, „aber Gehilfen, die ihre Überzeugungen aus einer tieferen Quelle, aus einer religiösen Synthese geschöpft haben. Wir befördern das Wohlsein der Materie, das materielle Glück der Völker, nicht weil wir gleich den Materialisten den Geist mißachten, sondern weil wir wissen, daß die Göttlichkeit des Menschen sich auch in seiner leiblichen Erscheinung kundgibt und das Elend den Leib, das Bild Gottes, zerstört oder aviliert, und der Geist

---

*) Werke IV, 221 f.; vgl. auch die folgende Stelle in der „Exposition": „Man muß das Fleisch rehabilitieren; dies ist die auffälligste und neueste Seite des Fortschritts, zu dem die Menschheit heute berufen ist." Dieser Gedanke wird in gleicher Weise von Enfantin entwickelt: „Nachdem das Christentum die Menschen achtzehn Jahrhunderte lang in geistiger Hinsicht entwickelt hat, kann man da zu jener erwünschten Harmonie gelangen, ohne sie speziell in materieller Hinsicht zu entwickeln?" (Werke XIV, 44).

**) Werke IV, 170; vgl. V, 327; IV, 13 f.; VII, 376.

dadurch ebenfalls zugrunde geht. Das große Wort der Revolution, das Saint-Just ausgesprochen: le pain est le droit du peuple, lautet bei uns: le pain est le droit divin de l'homme. Wir kämpfen nicht für die Menschenrechte des Volkes, sondern für die Gottesrechte des Menschen. Hierin und in noch manchen anderen Dingen unterscheiden wir uns von den Männern der Revolution. Wir wollen keine Sanskulotten sein, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präsidenten: wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien. — Seid deshalb nicht ungehalten, ihr tugendhaften Republikaner! Auf euere zensorischen Vorwürfe entgegnen wir euch, was schon ein Narr des Shakespeare sagte: ‚Meinst du, weil du tugendhaft bist, solle es auf dieser Erde keine angenehmen Torten und keinen süßen Sekt mehr geben?'"*)

*) Werke IV, 223. Vgl. hiermit die folgende Stelle, wo Enfantin beredt ein gleiches Gefühl ausdrückt. „Gewiß sind wir in die Wohnung des Arbeiters gedrungen, haben ihn herausgeholt und mit seinen Brüdern verbündet; wir gründen auch Werkstätten und streben die Aufbesserung des moralischen, geistigen und körperlichen Loses dieser zu uns kommenden Kinder an, aber wir würden der Sendung, die Saint-Simon uns vermacht hat, untreu werden und fast die gegen uns erhobenen Anschuldigungen verdienen, wenn wir den neuen Tempel zu einer Kaserne oder einem Hospiz herabwürdigten. Nicht Hilfe erwarten die ärmeren und zahlreicheren Klassen von den Söhnen Saint-Simons, sie wollen ein ganz neues Leben, ein Leben voller Religion und Poesie, sie bedürfen der Größe, des Ruhmes; sie bedürfen des Künstlers, der ihr Dasein verklärt und sie be-

Die große Revolution, die der Ära des christlichen Spiritualismus ein Ende setzen und dem sensualistischen Pantheismus zum Siege verhelfen wird, ist für Heine das Hauptfaktum der Weltgeschichte. Um die Entwickelung dieser Universal-Revolution in ihren wichtigsten Stadien zu charakterisieren, braucht Heine nur seine Theorien von 1831 wieder aufzunehmen, zu verdeutlichen und seinen neuen Auffassungen anzupassen.

Die Revolution ist seit lange im Gange. In Frankreich hat sie auf geistigem wie auf materiellem Gebiete gesiegt. Die französische Philosophie läuft am Ende des XVIII. Jahrhunderts auf einen materialistischen Sensualismus hinaus,*) der, obgleich er in der Theorie

---

geistert. Der Arbeiter verlangt nach Festen; der Müßiggänger bezahlt sie noch, regt aber nicht mehr zu ihnen an; nicht nur Industrie betreiben wir, sondern Kultus; das Nützliche genügt uns nicht mehr, wir wollen das Schöne; wir sind zu den Arbeitern gegangen und haben sie gebeten, uns ihre Leiden und Tränen zu sagen, aber vergessen wir nicht, daß wir, wenn sie etwas anderes in uns sehen wollen, als Almosengeber Christi, ihnen einen glorreichen, einen freudigen Enthusiasmus bringen und diesen mit ihnen und durch sie über die ganze Welt verbreiten müssen" (Werke XIV, 74f.).

*) Heine unterscheidet sorgfältig den Sensualismus — der sich dem Spiritualismus gegenüberstellt, sich gegen die „frevelhafte Anmaßung des Geistes, die Materie zu zertreten", empört, „ein Rehabilitieren der Materie bezweckt und den Sinnen ihre Rechte vindiziert, ohne die Rechte des Geistes, ja nicht einmal ohne die Suprematie des Geistes zu leugnen" — und den Materialismus, der sich dem Idealismus entgegenstellt, das Dasein der angeborenen Ideen leugnet und den Geist als eine tabula rasa betrachtet, worauf später die Erfahrung täglich etwas Neues schreibt (IV, 208). Der Sensualismus ist nicht notwendig ein Resultat des Materialismus, er ist in Wahrheit nur dann „schön und herrlich" in Heines Augen, wenn er aus dem Pantheismus hervorgeht (Werke IV, 209).

die deistische Hypothese aufrecht zu erhalten pflegt, doch schließlich den menschlichen Geist als eine Art Mechanismus und den Menschen als eine vervollkommnete Maschine auffaßt. Dieser Materialismus war trotz seiner Mängel „ein gutes Gegengift gegen das Übel der Vergangenheit, ein verzweifeltes Heilmittel in einer verzweifelten Krankheit, Merkur für ein infiziertes Volk."*) Er war die kalte und schneidende Axt, mit welcher die Franzosen ihre glorreiche politische Revolution vollführt haben. In Deutschland vollzieht sich die Revolution nicht auf dem Gebiete der Tatsachen; um so radikaler ist sie auf dem Gebiete der Ideen. „Wie in Frankreich jedes Recht, so muß in Deutschland jeder Gedanke sich justifizieren, und wie hier das Königtum, der Schlußstein der alten sozialen Ordnung, so stürzt dort der Deismus, der Schlußstein des geistigen alten régimes."**)

In der Tat ist es der Gottesbegriff, an den sich der deutsche Gedanke zuerst heran macht. Er entkleidet ihn allmählich aller historischen und persönlichen Elemente, die seine göttliche Wesenheit ausmachen. Luther befreit die Menschheit von der Tradition, stellt die Bibel als einzige Quelle des Christentums hin und erkennt, indem er der menschlichen Vernunft das Recht zur Auslegung der heiligen Schrift zuspricht, diese Vernunft als den höchsten Richter in allen religiösen Streitfragen an. So bereitet er die Herrschaft der Geistes- und Gedankenfreiheit vor. Dann bekämpft Lessing den abergläubischen und engherzigen Wortdienst der Bibel, der nach Luther überhand nahm, das

*) Werke IV, 209.
**) Ebenda 245.

Joch des Buchstabens, das den Geist des Christentums verdunkelt, und zeigt, daß dieser Geist im Grunde nichts anderes ist als der Deismus der rationalistischen Philosophie. Aber dabei bleibt es nicht; Gott muß vollends sterben. „Wir haben ihn so gut gekannt, von seiner Wiege an, in Ägypten, als er unter göttlichen Kälbern, Krokodilen, heiligen Zwiebeln, Ibissen und Katzen erzogen wurde — wir haben ihn gesehen, wie er diesen Gespielen seiner Kindheit und den Obelisken und Sphinxen seines heimatlichen Niltals Ade sagte und in Palästina bei einem armen Hirtenvölkchen ein kleiner Gott-König wurde und in einem eigenen Tempelpalast wohnte — wir sahen ihn späterhin wie er mit der assyrisch-babylonischen Zivilisation in Berührung kam und seine allzumenschlichen Leidenschaften ablegte, nicht mehr lauter Zorn und Rache spie, wenigstens nicht mehr wegen jeder Lumperei gleich donnerte — wir sahen ihn auswandern nach Rom, der Hauptstadt, wo er allen Nationalvorurteilen entsagte und die himmlische Gleichheit aller Völker proklamierte und mit solchen schönen Phrasen gegen den alten Jupiter Opposition bildete und so lange intriguierte, bis er zur Herrschaft gelangte und vom Kapitole herab die Stadt und die Welt, urbem et orbem, regierte — wir sahen, wie er sich noch mehr vergeistigte, wie er sanftselig wimmerte, wie er ein liebevoller Vater wurde, ein allgemeiner Menschenfreund, ein Weltbeglücker, ein Philantrop — es konnte ihm alles nichts helfen. — Hört ihr das Glöckchen klingeln? Kniet nieder — man bringt die Sakramente einem sterbenden Gotte.“*)

*) Werke IV, 245f.

Und die deutsche Philosophie von Kant bis Hegel führt Luthers und Lessings Werk bis zu den äußersten Konsequenzen. Zunächst unterwirft Kant den Gott des Deismus, wie er ihn vom XVIII. Jahrhundert übernahm, einer erbarmungslosen Kritik und zerstört nacheinander die Beweise vom Dasein Gottes; er macht Gott zu einem Noumenon, einer unbeweisbaren Hypothese, dem philosophischen Resultat einer natürlichen Illusion. Als deutscher Robespierre hat er den Terrorismus und die Guillotine ins Reich der Gedanken eingeführt; seine „Kritik der reinen Vernunft“ „ist das Schwert, womit der Deismus hingerichtet worden in Deutschland.“ Nach ihm kam Fichte, wie Napoleon am Ende der Revolutionsstürme emporkam; beide „repräsentieren das große unerbittliche Ich, bei welchem Gedanke und Tat eins sind“, und die Riesenbauten, die beide aufführen — die Wissenschaftslehre und das Kaiserreich — „zeugen von einem kolossalen Willen; aber durch die Schrankenlosigkeit dieses Willens gehen jene Gebäude gleich wieder zugrunde und verschwinden ebenso schnell, wie sie entstanden.“ Mit Schelling beginnt eine Restaurations- und Reaktionsperiode, wie die, welche dem Sturze des Kaiserreiches folgt. „Es war zunächst ein Restaurieren im besseren Sinne. Herr Schelling setzte die Natur wieder in ihre legitimen Rechte, er strebte nach einer Versöhnung von Geist und Natur, er wollte beide wieder vereinigen in der ewigen Weltseele. Er restaurierte jene große Naturphilosophie, die wir bei den altgriechischen Philosophen finden, die erst durch Sokrates mehr ins menschliche Gemüt selbst hineingeleitet wird und die nachher ins Ideelle verfließt. Er restaurierte jene große Naturphilosophie, die, aus der alten, pantheistischen Religion

der Deutschen heimlich emporkeimend, zur Zeit des Paracelsus die schönsten Blüten verkündete, aber durch den eingeführten Kartesianismus erdrückt wurde. Ach! und am Ende restaurierte er Dinge, wodurch er auch im schlechten Sinne mit der französischen Restauration verglichen werden kann." Aber die öffentliche Vernunft duldet ihn nicht länger und stößt ihn vom Throne des Gedankens herab. Sein Schüler Hegel, „der größte Philosoph, den Deutschland seit Leibniz hervorgebracht hat", ein Denker von der Gedankenschärfe Kants, von der Kraft Fichtes, aber harmonischer als beide, reißt die Macht an sich und entthront Schelling. Er hat die Naturphilosophie in ein festes System gebracht und die ganze Tatsachenwelt durch seine Synthese erklärt. Und während der entsetzte Schelling wie ein armseliges Mönchlein in München lebte, ein jammervolles Bild heruntergekommener Herrlichkeit, ließ Hegel „sich krönen zu Berlin, leider auch ein bißchen salben und beherrschte seitdem die deutsche Philosophie." Der Kreis der philosophischen Revolution war geschlossen, der sensualistische Pantheismus in der Theorie begründet.*)

Auch in der Literatur bereitet sich eine Revolution vor. Nach den Schrecknissen der französischen Revolution erheben die Mächte der Vergangenheit in Deutschland wieder das Haupt. Die Romantik, die Heine jetzt mit der Bitterkeit eines Überläufers bekämpft, versucht die Vergangenheit wieder zu beleben.

*) Die Parallele zwischen der französischen Revolution und der deutschen Philosophie von Kant bis Hegel ist im dritten Buche „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" (IV, 247—296) entwickelt und bereits in der „Einleitung zu Kahldorf über den Adel" (VII, 281 f.) angedeutet.

In ihrer Reaktion gegen die prosaische Plattheit des herabgesunkenen Rationalismus stellen die Gebrüder Schlegel, um die deutsche Dichtung zu verjüngen und ihr neues Blut zuzuführen, Shakespeare, Calderon und vor allem die naiven und ungekünstelten Dichter des Mittelalters als Muster auf. Sie bringen einen krankhaften Mystizismus, eine gekünstelte Naivetät in Mode, die — abgesehen von ihrem Mangel an Anmut — an die altitalienischen Meister erinnert, eine mittelalterliche Dichtung, die zum Narrenhause reif ist. Nun werden aber die politischen und sozialen Zustände der Entwickelung der romantischen Richtung besonders günstig. Einerseits steigern die Leiden der Fremdherrschaft und des Krieges das religiöse Gefühl — Not lehrt beten, sagt das Sprichwort —, die besiegten Deutschen suchen in der Religion Trost für ihr Unglück und erwarten von Gott allein die Hilfe daraus. Andererseits suchen die Fürsten die lebendigen Kräfte ihrer Völker zusammenzufassen, um Napoleon zu stürzen, und die allerhöchsten Personen fangen an, von deutscher Volkstümlichkeit, von der Vereinigung des christlich-germanischen Stammes, von der Einheit Deutschlands zu sprechen. „Man befahl uns den Patriotismus, und wir wurden Patrioten; denn wir tun alles, was unsere Fürsten befehlen.“*) Die Prinzipien der romantischen Schule gingen nun von Hand zu Hand, unterstützt von den Regierungen, und wurden zum Losungswort der geheimen Gesellschaften. Und als der deutsche Patriotismus gesiegt hatte, da triumphierte auch „die volkstümlich-germanisch-christlich-romantische Schule und die neudeutsch-religiös-patriotische Kunst“. Der große Klassiker Napoleon lag zerschmettert

*) Werke V, 237.

am Boden, während die kleinen Romantiker siegreich die Köpfe erhoben. — In Frankreich bis auf den Tod getroffen, beginnen also die Mächte der Vergangenheit in Deutschland wieder aufzuleben und beschatten den größten Teil des Landes. „Die Mode des Gotischen war in Frankreich eben nur eine Mode, und sie diente nur dazu, die Lust der Gegenwart zu erhöhen. Man läßt sich die Haare mittelalterlich lang vom Haupte herabwallen, und bei der flüchtigsten Bemerkung des Friseurs, daß es nicht gut kleide, läßt man es kurz abschneiden mitsamt den mittelalterlichen Ideen, die dazu gehören. Ach! in Deutschland ist das anders. Vielleicht eben weil das Mittelalter dort nicht, wie bei euch, gänzlich tot und verwest ist. Das deutsche Mittelalter liegt nicht vermodert im Grabe, es wird vielmehr manchmal von einem bösen Geiste belebt und tritt am hellen, lichten Tage in unsere Mitte, und saugt uns das rote Leben aus der Brust“ . . .*)

Aber die Übertreibungen der Romantiker rufen ihrerseits wieder eine Reaktion hervor. Ein furchtbarer Schlag trifft sie durch den Abfall Goethe's, den sie so lange mit Weihrauch umduftet: der große Olympier sagt sich von seinen kompromittierenden Schülern los. „Diese Stimme vernichtete den ganzen Spuk; die Gespenster des Mittelalters entflohen; die Eulen verkrochen sich wieder in die obskuren Burgtrümmer; die Raben flatterten wieder nach ihren alten Kirchtürmen; Friedrich Schlegel ging nach Wien, wo er täglich Messe hörte und gebratene Hähndel aß, und Herr August Wilhelm Schlegel zog sich zurück in die Pagode des Brahma.“**)

*) Werke V, 354.
**) Ebenda 246.

Nach diesem 18. Brumaire, diesem Staatsstreich, ließ Goethe sich zum Alleinherrscher im literarischen Reiche proklamieren, und wiewohl er manchmal etwas despotische Gelüste zeigte, wiewohl er zu sehr dahin neigte, den Adel des Schriftstellerstandes zu unterdrücken und die Mittelmäßigkeit zu loben, wurde er von den ersten deutschen Schriftstellern als der Fürst des Parnasses anerkannt. Man griff ihn zwar von allen Seiten an. Einerseits wetterten die Orthodoxen gegen den alten Heiden und brandmarkten ihn als den gefährlichsten Feind des Kreuzes, andererseits ärgerten sich die Radikalen über die Unfruchtbarkeit seines Wortes, seinen olympischen Indifferentismus, und warfen ihm jenes unfruchtbare Kunstwesen vor, das durch ihn in Deutschland verbreitet wurde und einer politischen Regeneration des Vaterlandes entgegen wirkte; „und während der schwarze Pfaffe mit dem Kruzifix gegen ihn losschlug, rannte gegen ihn zu gleicher Zeit der wütende Sanskulotte mit der Pike."*) Aber dieser Bund der extremsten Parteien war ohnmächtig, seine Herrschaft zu brechen. Und nun erscheint hinter ihm auf dem Plan die Phalanx des jungen Deutschland, Künstler, Volksvertreter und Apostel zugleich, die Politik und Wissenschaft, Kunst und Religion nicht getrennt wissen wollen. Sie schöpfen neue Glut aus einem Glauben, der sie ganz erfüllt, dem Glauben an den Fortschritt, der aus der Wissenschaft geboren ist. „Wir haben die Lande gemessen, die Naturkräfte gewogen, die Mittel der Industrie berechnet, und siehe, wir haben ausgefunden, daß diese Erde groß genug ist, daß sie jedem hinlänglichen Raum bietet, die Hütte seines Glückes darauf zu bauen; daß

*) Werke V, 255.

diese Erde uns alle anständig ernähren kann, wenn wir alle arbeiten und nicht einer auf Kosten des anderen leben will; und daß wir nicht nötig haben, die größere und ärmere Klasse an den Himmel zu verweisen."*) Bei diesen ihrer Zeit vorauseilenden Schriftstellern beginnt die ursprünglich theoretische Revolution sich in die Wirklichkeit umzusetzen: sie wollen im ganzen genommen die Saint-Simonistischen Lehren zur Tat machen.

Das Ziel, dem Deutschland zustrebt, ist also die Bildung einer Idealgesellschaft, die alle positiven Religionen verwirft, ohne in den Atheismus zu verfallen, die die Emanzipation des Fleisches proklamiert, ohne in den Materialismus zu verfallen, die positivistisch auf Nutzen ausgeht und doch nicht auf den Kultus der Schönheit verzichtet, die die Macht der Priester und Despoten bricht, ohne die natürlichen Ungleichheiten zerstören noch die Menschen alle auf das gleiche Niveau herabschrauben zu wollen. In allen diesen Punkten stimmt Heine mit den Saint-Simonisten völlig überein. Ein einziger gewichtiger Unterschied trennt sie. Die Saint-Simonisten glauben, daß ihr Ideal leicht und unmittelbar zu verwirklichen wäre; sie hatten ihre Theorien schleunigst in die Praxis zu übersetzen gesucht, indem sie ihre Kirche und Hierarchie gründeten, und durch ihr Beispiel hofften sie eine schrittweise Gesellschaftsreform, eine fortschreitende Umwandlung der Gewohnheiten und Glaubenssätze herbeizuführen. Sie machten es sich zur Pflicht, niemanden zurückzuweisen, sie suchten geflissentlich die Zwischenstufen zu schonen und trafen halbe Maßregeln, um die Umwandlung von der alten Ordnung der Dinge zur neuen zu erleichtern.

*) Werke V, 328.

Heine nimmt hierin eine ganz andere Stellung ein. Er wiegt sich nicht wie sie in der Hoffnung, daß die Gesellschaft der Zukunft sich friedlich organisieren lasse; er hofft nicht, die sozialistischen Ideen in Deutschland durch Überredung zu verbreiten. Die Zeit der Verneinung ist für die Deutschen noch nicht vorüber; man muß nach wie vor die Könige und Priester, Despotismus und Obskurantismus bekämpfen. Nichts von Kompromiß mit den Mächten der Vergangenheit! Nur durch eine Riesenrevolution, durch Feuer und Schwert werden die neuen Ideen triumphieren. Der Kampf hat längst begonnen. Die geistige Revolution ist in Deutschland vollendet. Die Philosophen haben den persönlichen Christengott getötet; in ihrer mächtigen Weltsynthese ist kein Raum mehr für einen Weltschöpfer und providentiellen Gott, und die Gottheit, die der Mensch einst außer sich suchte, findet er jetzt in der Tiefe seines Wesens. Auf geistigem Gebiete haben die deutschen Denker das gleiche Zerstörungswerk geleistet, wie Robespierre und Napoleon in der Welt der Tatsachen: sie haben die alten Götzenbilder zertrümmert und die alte Gesellschaft bis in ihre Grundvesten erschüttert. Aber die Revolution ist in Deutschland rein spekulativ geblieben. Im Leben leisten die Gewalten der Vergangenheit dem neuen Geiste noch Widerstand: sie wollen im vollen Lichte des XIX. Jahrhunderts das heilige römische Reich wieder begründen; sie verfolgen die Freunde der Freiheit, die das Volk aus seiner Starre aufrütteln wollen. Aber noch nie haben die Deutschen eine Idee auf halbem Wege im Stiche gelassen; sie haben sie stets bis zu den letzten Konsequenzen getrieben. Sie werden von der philosophischen Revolution methodisch zur politischen und

sozialen übergehen. Die modernen Pantheisten, die Kantianer und Fichteaner, besonders die Naturphilosophen, werden die verborgenen Kräfte der Vergangenheit, den altgermanischen Pantheismus, der vom Christentum nur besiegt, aber nicht zerstört ist, wieder heraufbeschwören. Sie werden die Wildheit der alten Germanen wieder entfesseln, jene unsinnige Berserkerwut, von der die alten heidnischen Volksepen erzählen. Die alten Götter werden aus ihrem Grabe auferstehen und mit seinem Riesenhammer wird Thor die gotischen Dome zerschlagen. . . . „Der deutsche Donner ist freilich auch ein Deutscher, und ist nicht sehr gelenkig und kommt etwas langsam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wißt: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusche werden die Adler aus der Luft tot niederfallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrikas werden die Schwänze einkneifen und sich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte. Jetzt ist es freilich ziemlich still; und gebärdet sich auch dort der eine oder der andere etwas lebhaft, so glaubt nur nicht, diese würden einst als Akteure auftreten. Es sind nur die kleinen Hunde, die in der leeren Arena herumlaufen und einander anbellen und beißen, ehe die Stunde erscheint, wo dort die Schar der Gladiatoren anlangt, die auf Tod und Leben kämpfen sollen."*)

---

*) Werke IV, 294f.

III.

Enfantin erhielt die erste französische Ausgabe des Buches über Deutschland „in Ägypten", wohin sie ihm dediziert war und wohin er sich nach Verbüßung seiner Gefängnisstrafe begeben hatte, um sich mit der großen Kulturaufgabe der Nilsperre zu befassen. Er dankte Heine in einem langen, wirren Brief, den er selbst mit den wunderlichen Vorübungen eines Tonkünstlers vergleicht, ehe er zum Komponieren schreitet, und deren Sinn und wahre Absichten nur ein Künstler verstehen kann. Man muß zum Verständnis dieses Briefes hinzusetzen, daß Enfantin ihn am 11. Oktober 1835 am Sterbebett Hoarts, eines seiner treuesten Anhänger schrieb, der am nächsten Tage starb. Der Tod dieses tätigen und treuen Gehilfen, eines der letzten Apostel des Saint-Simonismus, war ein schwerer Schlag für Enfantin. Er konnte sich nicht verhehlen, daß die Verbreitung der neuen Religion im großen Publikum nun ein Ende hätte und er gestand einem seiner Freunde ohne Umschweife ein, daß die Zeit der Propaganda im Volke vorüber sei. Trotzdem erhoffte er für seine Lehre noch eine Zukunft und erblickte eine letzte Aussicht auf Erfolg in der Anrufung der Großen, der Fürsten dieser Welt, in der „Propaganda unter den Königen".*) Man sieht leicht ein, daß Heines kriegerische Fanfaren ihm unter diesen Umständen nur zur Hälfte zusagten. Er mußte die revolutionäre Haltung dieses abenteuerlustigen und kompromittierenden Jüngers, seinen agressiven Ton, seine hochmütige Kriegserklärung an die Mächte der Vergangenheit verurteilen. Und so ist

*) Enfantin, Oeuvres X, 108—136, 139.

denn sein Brief auch voller Ratschläge zur Mäßigung und Vorsicht. Der Krieg gegen die heilige Allianz, sagt er, gegen den Bundestag, gegen den Obskurantismus der Kabinette ist eine abgedroschene Sache; es ist ein unfruchtbares Unterfangen, sich über die Vergangenheit herzumachen, die Religion herabzuziehen, die Fehler und Schwächen der Großen erbarmungslos zu brandmarken; man muß im Gegenteil an dem Gebäude des künftigen Deutschlands arbeiten. Österreich wird in dem regenerierten Deutschland die hohepriesterliche Rolle zufallen; auf ihm beruht die deutsche Moral, das Leben des heiligen römischen Reiches; es ist der Träger der Ordnung, der Hierarchie, des Pflichtgefühls und vor allem des friedlichen Geistes. „Es ist so schön, ein Volk zu sehen, das in einer Zeit, wo alle Grundlagen der Gesellschaftsordnung wanken, untergraben werden und stürzen, seinen alten Glauben solange bewahrt hat, als kein neuer Glaube es am Herzen packt, ein Volk, das sich bewußt ist, was die menschliche Kraft und Vernunft alles getan hat, um das Gebäude der Vergangenheit zu zerstören, und das doch in der Einsicht, daß noch keine gotterwählte Seele den Plan des neuen Gebäudes angeregt oder entworfen hat, klüglich sein altes gotisches Schloß und seine alte Kirche beibehält und unsern Bürgerhäusern und Parlamentssälen vorzieht." Man muß die konservativen Völker, die Menschen der Vergangenheit bewundern, das ist nur recht und billig. Und es ist eine kluge Rechnung, wenn man sie zu bekehren sucht, statt sie zu vernichten. Die Propheten haben bisher immer zum Volke gesprochen; sie haben die Mächtigen der Erde außer acht gelassen oder verachtet; ist das nicht ungerecht? Warum sollten die

Fürsten nicht eines Tages ihre Völker zum Fortschritt führen? Warum soll die künftige Gesellschaft in Schmerz und Tränen, in Feuer und Blut geboren werden? „Denkt daran, Ihr Propheten," schließt Enfantin, „daß die Könige unserer Zeit keine Davids und Salomos, keine Könige und gleichzeitig Propheten sein können. Nehmen wir die Gegenwart nicht für die Zukunft; es gibt noch zwei Mächte auf Erden: die der Propheten und die der Könige; aber diese beiden Mächte werden nicht durch eine Schlacht ihr Ende finden, noch die ganze Menschheit mit ihnen, denn der Sieger könnte die Zukunft nicht lenken, da diese nur einen friedlichen Herrn und keinen blutbedeckten Henker will."

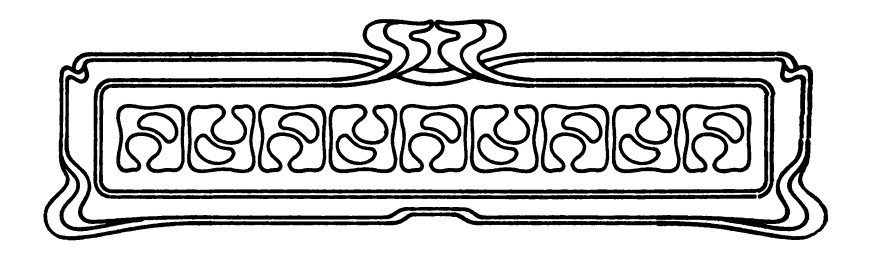
Wir wissen nicht, welchen Eindruck diese sonderbare Epistel auf Heine gemacht hat. Jedenfalls ist es höchst unwahrscheinlich, daß er Enfantins wunderlichen Ansichten über Österreichs Rolle im zukünftigen Deutschland je beigepflichtet habe, und ebenso unwahrscheinlich, daß er je an die Möglichkeit einer friedlichen Revolution geglaubt habe, die von den Königen und Priestern gutgeheißen und geleitet würde. Er war zu hellsichtig, um sich über die „Propaganda unter den Königen" die geringsten Illusionen zu machen, und er konnte sich nicht verhehlen, daß der Saint-Simonismus seine aktive Rolle ausgespielt hatte. In einem wenige Jahre später (1843) geschriebenen Aufsatz erkennt er den Saint-Simonisten das Verdienst zu, die soziale Frage als Frage zum ersten Male deutlich aufgerollt zu haben. „Aber," fährt er fort, „sie sind nicht die prädestinierten Knechte, womit der höchste Weltwille seine ungeheueren Beschlüsse durchsetzt." Die soziale Revolution wird nicht von oben,

von Gelehrten und Denkern, sondern von unten kommen, von der unbewußten Masse des Volkes, das von einer dämonischen Notwendigkeit getrieben wird. Früh oder spät werden die Trümmer der kleinen Gemeinde Saint-Simons „zu dem wachsenden Heere des Kommunismus übergehen und gleichsam die Rolle der Kirchenväter übernehmen."*) Inzwischen verfolgt Heine mit oft ironischem Interesse die allmählichen Wandlungen der einstigen Schüler Enfantins. Er widmet Pierre Leroux einen langen Artikel;**) ein anderes Mal hält er sich über die „Transformationen" von Charles Duveyrier, eines Großwürdenträgers der Saint-Simonistischen Kirche, auf, der danach Lustspieldichter und schließlich politischer Schriftsteller wurde. Er bewundert diese außerordentliche Verwandlungsfähigkeit der Franzosen, alle Rollen zu spielen und „wie durch einen Theatercoup ein Minister, ein General, ein Kirchenlicht, ja ein Herrgott" zu werden.***) Als die Saint-Simonisten später wieder in die Gesellschaft zurückkehrten und mehrere von ihnen sich durch ihre hervorragenden Talente glänzende Stellungen in der Industrie, im Handel und Bankwesen oder in großen öffentlichen Arbeiten erwarben, als Enfantin sich in Lyon, kurz nach seiner Rückkehr aus Ägypten, höchst spießbürgerlich verheiratete und eine lukrative Stellung annahm, verabsäumte Heine, der von der praktischen Seite des Saint-Simonismus nie viel verstanden hatte, nicht, sich über diese Metamorphose aufzuhalten; er sah in ihr ein wenig heroisches Im-Stich-Lassen des einstigen Ideals. In der Vorrede zur zweiten Auflage

*) Werke VI, 409.
**) Ebenda.
***) Ebenda 340.

seines Buches „Über Deutschland“ ließ er die Widmung an Enfantin fort. „Die Märtyrer von ehemals,“ schrieb er zur Motivierung dieser Änderung, „werden jetzt weder verhöhnt noch verfolgt, sie tragen nicht mehr das Kreuz, wenn es nicht etwa von ungefähr das Kreuz der Ehrenlegion ist, sie durchlaufen nicht mehr barfüßig die Wüsten Arabiens, um dort das freie Weib zu suchen; — diese Befreier vom Gattenjoch, diese Zerbrecher der ehelichen Bande haben sich bei ihrer Rückkehr aus dem Orient verheiratet und sind die unerschrockensten Eheliebhaber von der Welt geworden. Die meisten dieser Märtyrer sitzen jetzt in der Wolle; einige von ihnen sind neugebackene Millionäre, und mehr als einer ist zu der ehrenvollsten und einträglichsten Stellung gelangt, — man reist schnell mit den Eisenbahnen. Diese ehemaligen Apostel, welche von einem goldenen Zeitalter für die ganze Menschheit geträumt, haben sich damit begnügt, das silberne Zeitalter, die Herrschaft jenes Geldgottes fortzupflanzen, der die Mutter von Allen und Allem ist, — es ist vielleicht derselbe Gott, den man mit den Worten gepredigt hat: Alles ist in ihm, Nichts ist außer ihm, ohne ihn ist nichts . . .“*)

*) Werke IV, 569. (Französische Vorrede. Deutsch in der Gesamtausgabe von Heines Werken bei Hoffmann und Campe, Hamburg 1861—66, Bd. V, 6f.)



Viertes Kapitel.

Heine als Tribun.

I.

„Jüngsthin“, schreibt Heine an Laube, „hat einer meiner Saint-Simonistischen Freunde in Ägypten ein Wort gesagt, welches mich lachen machte, aber doch sehr ernsthaften Sinn hatte; er sagte, ich sei der erste Kirchenvater der Deutschen.“*) In der Tat will Heine die Rolle des Apostels und Propheten spielen. Was ihn wahrhaft begeistert, ist der Kampf für das religiöse und moralische Ideal, der Kampf gegen den „nazarenischen“ Spiritualismus und für den pantheistischen Sensualismus, den er von den Saint-Simonisten übernommen hat. In diesem Punkt ist er konsequent gegen sich selbst, er macht keine Konzession, er bleibt seinen Überzeugungen unverbrüchlich treu bis zu dem Augenblicke, wo seine Krankheit ihn wieder zum „Nazarener“ werden läßt. — Die eigentlichen politischen Probleme interessieren ihn dagegen weniger. Regierungen und

*) Brief vom 23. Nov. 1835; XX, 307f.

Institutionen erscheinen ihm bloß als Mittel, das religiöse und moralische Ideal im Leben zu realisieren. Ob die Republik besser ist als die Monarchie, ob die demokratischen Institutionen vor den aristokratischen den Vorzug verdienen, diese Frage erregt ihn nicht übermäßig. Er ist in dieser Hinsicht zu den weitesten Konzessionen bereit. Wenn man ihm nur die Freiheit läßt, seine Religion zu predigen, ist er erbötig, die Bedenken der Censur, den Argwohn der Regierungen, die Beschlüsse der öffentlichen Meinung zu schonen. Es macht ihm nichts aus, sich in seiner Polemik frank und frei auf monarchischen Boden zu stellen; er hat keine abergläubische Verehrung für die republikanische Staatsform, er erklärt ohne Zaudern, daß er gegen den Absolutismus keine unüberwindliche Abneigung habe, er verschmäht alle Aufreizung zur Gewalt und verkündet offen, daß er nicht daran dächte, politische Agitation zu treiben und die Massen aufzuwiegeln. — Endlich aber, und das ist die Hauptsache, weigert er sich unbedingt, irgend einer politischen Partei beizutreten. Er schreibt für das ganze gebildete Publikum in Deutschland und in ganz Europa, nicht für eine Partei oder Koterie. Er wünscht den Sieg einer Religion und nicht etwa, daß die oder die Partei unter seinen Mitbürgern zur Macht komme. Er verschmäht jede Solidarität mit den politischen Parteien Deutschlands und widerstrebt jeder Disziplin und Unterordnung. Dem Kampf um die politische Macht will er bloß als Zuschauer beiwohnen, ohne sich in Reih und Glied zu stellen.

Dieser Standpunkt außer und über den Parteien war für Heine äußert schwierig und gefährlich. Die Religion, die er von den Saint-Simonisten übernommen hatte, besaß, wie wir sahen, ein doppeltes Antlitz: ein

sozialistisches, demokratisches, antiklerikales, und ein individualistisches, aristokratisches, autoritätsgläubiges und mystisches. Wäre Heine ein konziliaNter und gutmütiger Charakter gewesen, so hätte er in dieser Theorie gewiß leicht Argumente gefunden, um sowohl die Verteidiger der Tradition und Vergangenheit wie die Vorkämpfer des Fortschritts zu rechtfertigen. Aber er war das gerade Gegenteil eines solchen: sein kriegslustiges Temperament ließ ihn in seinen Theorien vielmehr Gründe finden, um alle Parteien und Meinungen zu verdammen. Er verschonte die Reaktionäre und Konservativen aller Schattierungen nicht mit seinen bittersten Sarkasmen und seinen leidenschaftlichen Verunglimpfungen: aber er bewies nicht viel mehr Rüchsicht gegen die, welche sich für seine politischen Bundesgenossen hielten, die Liberalen und Radikalen, deren Schwächen und Irrtümer er mit unerbittlicher Ironie ans Licht zog. Es war dies das beste Mittel, um sich mit aller Welt zu verfeinden. Die Verteidiger der bestehenden Ordnung ließen sich durch seine ehrlich gemeinten Beteuerungen, er sei monarchisch gesinnt, nicht täuschen; sie witterten in ihm mit sehr sicherem Instinkt einen höchst gefährlichen Feind, der trotz seiner vorgeblichen politischen „Mäßigung" die religiösen und moralischen Grundlagen des konservativen Staates unterwühlte, und sie versuchten mit allen Mitteln, seinem Wirken Einhalt zu tun und seinen Einfluß auf die öffentliche Meinung in Deutschland zu brechen. Seine politischen Glaubensgenossen waren ebenso aufgebracht über die Rücksichten, die er bisweilen gegen die Regierenden walten ließ, und über die Bitterkeit der an Liberalen und Radikalen geübten Kritik; sie wandten ihm mißtrauisch oder feindlich den Rücken, beschuldigten ihn des Verrats oder

der Charakterschwäche, behandelten ihn als einen käuflichen Söldling, was eine Verleumdung war, oder beklagten den Mangel an Ernst in seinen Überzeugungen, was eine Ungerechtigkeit war, denn Heines religiöser und moralischer Glaube war echt und aufrichtig. Die Wohlwollendsten sahen in ihm eine Art von hämischem und boshaftem Mephisto, der weder Menschen noch Dinge achtete und es glänzend verstand, auf wunde Punkte an Menschen oder Systemen hinzuweisen. „Aus allem geht hervor, daß er an gar keine Staatsform glaubte," versichert sein Freund Meißner am Schluß seiner Beweisführung, daß er weder Royalist noch Republikaner war. Er schildert ihn als lachenden Zuschauer des politischen Getriebes seiner Zeit, als einen wahren Dämon des Umsturzes und der Zerstörung. „Es war, als wünschte er, daß etwas zusammenfalle, was es auch sei, damit er nur das Geräusch eines großen Umsturzes vernehme und riesenhafte Trümmer erblicke. Die furchtbarste Krankheit selbst konnte ihn nicht konservativ und zum Freund der Ruhe machen. Der Kampf war seine Natur, das Mißvergnügen mit dem status quo und die Negation sein Wesen."*) Nichts ist zutreffender. Und Heine bekannte selbst ganz offen, daß er die furchtbaren Waffen, die ihm die Natur verliehen, mehr als gut ist, gebraucht hat. „Ich gestehe es," antwortete er denen, welche seine Streitlust beklagten, „ich habe manchen gekratzt, manchen gebissen, und war kein Lamm. Aber glaubt mir, jene gepriesenen Lämmer der Sanftmut würden sich minder frömmig gebärden, besäßen sie die Zähne und die Tatzen des Tigers."**) Und doch

*) Meißner, „H. Heine. Erinnerungen", S. 99 (Hamburg 1856).
**) Werke I, 485.

täte man Heine Unrecht, wollte man ihn einzig als ironischen Verneiner ansehen; neben dem Enttäuschten, in Skepsis Verfallenen, dem der Streit um politische Doktrinen langweilig geworden ist, bleibt er doch der begeisterte und aufrichtige Apostel eines vielleicht utopischen Ideals, über dessen Wert wir hier nicht rechten wollen, das aber jedenfalls von Hochherzigkeit zeugte und ihm als der Ausdruck der heißesten Wünsche der modernen Seele erschien.

Insofern besitzt dieser Abschnitt in Heines Leben nach meiner Meinung eine gewisse melancholische Größe. Der Dichter, der sich in die Politik verirrt hat, ist ein mittelmäßiger Tribun, dem das praktische Verständnis und der ausdauernde Wille eines Parteiführers fehlen; er ist waghalsig in seinen Urteilen, unvorsichtig in seinem Benehmen und erschöpft sich in vergeblichen Versuchen, jene dominierende Stellung, zu der er sich durch sein Genie berufen wähnt, zu erringen; er fühlt, daß er keinen ernsten und andauernden Einfluß ausüben kann, weder in Frankreich, wo er im Grunde ein Fremdling bleibt, noch in Deutschland, wo er trotz seines schriftstellerischen Erfolgs den Regierungen und der Opposition gleichermaßen verdächtig ist. Aber wenn sein Einfluß auf die großen Ereignisse, die sich in seinem Vaterland abgespielt haben, sozusagen Null ist, wenn er nicht zu denen zählt, die eine Führerrolle in der Geistesgeschichte oder in den politischen Annalen der Parteien spielten, so ist er doch einer von denen, die vor Nietzsche den „Tod Gottes", den Zusammenbruch der letzten Grundlagen der gegenwärtigen sozialen Ordnung, auf das Eindringlichste gepredigt und mit großem Mut und großer Freimütigkeit das Evangelium der neuen Zeit zu ver-

künden versucht haben, jene Religion einer freien und gereiften Menschheit, die ihr Glück nicht im Jenseits, sondern im Diesseits sucht.

II.

Seit seiner Ankunft in Paris war Heine äußerst vorsichtig in seiner Haltung. Im höchsten Grade argwöhnisch, glaubte er sich anfangs stets verfolgt und von den deutschen Regierungen besonders überwacht. Er ließ sich seine Briefe unter falschen Namen schicken, witterte in seiner Umgebung überall preußische Spione und bildete sich ein, höheren Orts für einen gefährlichen Revolutionär zu gelten. Nun aber spürte er nicht die geringste Lust, für einen gewöhnlichen Demagogen gehalten zu werden, und er trennte seine Sache fortan geflissentlich von der der radikalen Agitatoren, der Republikaner der Tat, die ihre Propaganda im Volke trieben und die Deutschen zur Revolution aufwiegelten. In seinen Briefen an Varnhagen, Cotta und Immermann betont er stets seine „Mäßigung“ und seinen Wunsch, mit den Vertretern der bestehenden Ordnung auf gutem Fuße zu leben. Er sei kein Parteiführer, sagt er, und denke nicht daran, auf die Masse des Volkes momentan einzuwirken, wünschte auch keine Volkserhebung, die doch scheitern müsse, da die Deutschen noch nicht reif zur Freiheit wären. Er wendet sich nicht an die große Menge der Ungebildeten, sondern an das gebildete, aufgeklärte Publikum und treibt gewissermaßen nach Enfantins Vorbild „Propaganda unter den Königen“.*) Unter solchen Umständen wäre

*) Briefe XX, 244f., 254, 269 usw.

es ein taktischer Fehler, zu radikal vorzugehen. „Es gibt obskure Winkelblätter genug“, sagt er in der französischen Vorrede zu „Lutezia“, „worin wir unser ganzes Herz mit allen seinen Zornbränden ausschütten könnten. Aber sie haben nur ein sehr dürftiges und einflußloses Publikum, und es wäre ebenso gut, als wenn wir in der Bierstube oder im Kaffeehause vor den respektiven Stammgästen schwadronierten, gleich anderen großen Politikern und großen Patrioten.“*) Um die Rolle eines literarischen Erziehers der Deutschen zu spielen, muß man sich „besonnene Ruhe“ aneignen, bedarf es der Vorsicht und Klugheit. Um auf das große Publikum zu wirken, um es zu den Ideen der Freiheit und Gleichheit zu bekehren, darf man es nicht etwa vor den Kopf stoßen, erschrecken und überrumpeln, man muß es vielmehr Schritt für Schritt erziehen, ohne es aufzuregen, und Mäßigung heucheln, um der großen Sache der Demokratie unmerklich Vorschub zu leisten. Heine schreibt also für die „Augsburger Allgemeine Zeitung“, die ihm wegen ihres Ansehens und ihrer ungeheuren Verbreitung als das geeignetste Blatt erscheint, seine Ideen zu verbreiten. Er unterwirft sich damit einer doppelten Zensur: der der bayrischen Regierung und der noch peinlicheren der Zeitungsredaktion. Als „journalistischer Schleichhändler“ ist er oft „genötigt, am Kahn seines Gedankens Wimpel aufzuziehen, deren Embleme sehr wenig dem wahren Ausdruck seiner politischen oder sozialen Ansichten entsprechen.“ Aber wenigstens ist er sicher, wenn er sich diesem Zwang unterwirft, daß seine Stimme vernommen wird, daß seine Ideen tausend Leser finden und daß es ihm oft

*) S. die Ausgabe bei Hoffmann und Campe, IX, 9.

gelingen wird, „die gute Ladung, die er an Bord hat, in den Hafen der öffentlichen Meinung zu führen.“*)

Die Pariser Berichte, die Heine vom Dezember 1831 bis zum Juni 1832 in der „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichte und später unter dem Titel „Französische Zustände“ in Buchform herausgab, zeigen uns deutlich, welche Stellung er den politischen Verhältnissen gegenüber einnahm.

Sein Leitmotiv ist der Kampf gegen die Reaktion, die der Julirevolution in Frankreich wie in ganz Europa folgt. Das Volk hat im Jahre 1830 die Noblesse besiegt, aber seinen Sieg nicht ausgenutzt. An ihre Stelle trat die Bourgeosie, „die ebensowenig taugt wie jene Noblesse, mit demselben Egoismus“ . . . Als Heine nach Paris ging, wollte er den Hund Medor sehen, den berühmten Medor, der seinem Herrn Flinte und Patronentasche apportiert hatte, und als sein Herr auf dem Hofe des Louvre begraben wurde, wie ein Steinbild der Treue auf dem Grabe des siegreichen Insurgenten liegen blieb. Aber der Hund, der „gelagert unter dreifarbigen Fahnen und Trophäen, sich ruhig füttern ließ, war gar nicht der rechte Hund, sondern eine ganz gewöhnliche Bestie, die sich fremde Verdienste anmaßte, wie es bei den Franzosen oft geschieht, und ebenso wie viele andere exploitierte er den Ruhm der Juliusrevolution.“**)

Heine übt also bittere Kritik an der Julimonarchie und ihrer Politik. Er hat nur Verachtung und Widerwillen gegen die Herrschaft der Plutokratie, welche die des Adels abgelöst hat, jene Bankiers- und Unter-

*) Werke VI, 570. (Französische Vorrede. S. die Ausgabe bei Hoffmann und Campe, IX, 11f.)

**) Werke VII, 60, 66.

nehmerherrschaft, die Frankreich an den Rand des Verderbens führt. „Nie stand Frankreich so tief in den Augen des Auslands“, sagt er, „nicht einmal zur Zeit der Pompadour und Dubarry“, denn die Herrschaft des Kapitals ist noch etwas Schlimmeres als die Maitressenherrschaft und „in dem Boudoir einer galanten Dame ist noch immer mehr Ehre zu finden, als in dem Kontor eines Bankiers“. Er vergleicht die Franzosen mit „jenen Verdammten in Dantes Hölle, denen ihr dermaliger Zustand so unerträglich geworden, daß sie nur diesem entzogen zu werden wünschten, und sollten sie auch dadurch in einen noch schlechteren Zustand geraten. So ist den Republikanern das legitime Regime und den Legitimisten die Republik viel wünschenswerter geworden als der Sumpf, der in der Mitte liegt, und worin sie eben jetzt stecken.“*) Und an anderer Stelle erklärt er: „Ich will beileibe nicht das alte Regiment adeliger Bevorrechtung zurückwünschen; denn es war nichts als überfirnißte Fäulnis, eine geschminkte und parfümierte Leiche, die man ruhig ins Grab senken oder gewaltsam in die Gruft hinein treten mußte, im Fall sie ihr trostloses Scheinleben fortsetzen und sich allzu sträubsam gegen die Bestattung wehren wollte. Aber das neue Regiment, das an die Stelle des alten getreten, ist noch viel fataler; und noch weit unleidlicher anwidern muß uns diese ungefirnißte Roheit, dieses Leben ohne Wohlduft, diese betriebsame Geldritterschaft, diese Nationalgarde, diese bewaffnete Furcht, die dich mit dem intelligenten Bajonette niederstößt, wenn du etwa behauptest, daß die Leitung der Welt nicht dem kleinen Zahlensinn, nicht

*) Werke V, 73f.

dem hochbesteuerten Rechentalente gebührt, sondern dem Genie, der Schönheit, der Liebe und der Kraft. — Die Männer des Gedankens, die im achtzehnten Jahrhundert die Revolution so unermüdlich vorbereitet, sie würden erröten, wenn sie sähen, für welche Leute sie gearbeitet haben, wenn sie sähen, wie der Eigennutz seine kläglichen Hütten baut an die Stelle der niedergebrochenen Paläste, und wie aus diesen Hütten eine neue Aristokratie hervorwuchert, die, noch unerfreulicher als die ältere, nicht einmal durch eine Idee, durch den idealen Glauben an fortgezeugte Tugend, sich zu rechtfertigen sucht, sondern nur in Erwerbnissen, die man gewöhnlich einer kleinlichen Beharrlichkeit, wo nicht gar den schmutzigsten Lastern verdankt, im Geldbesitz, ihre letzten Gründe findet."*)

Als das Pariser Volk Louis-Philipp auf den Thron erhob, sah es in ihm „einen Mann, dessen Vater schon, sogar in seinem Namen, die bürgerliche Gleichheit der Menschen anerkannt hat,**) einen Mann, der selbst bei Valmy und Jemappes für die Freiheit gefochten, der von seiner frühesten Jugend an bis jetzt die Worte Freiheit und Gleichheit im Munde geführt und sich, in Opposition gegen die eigene Sippschaft, als einen Repräsentanten der Demokratie dargegeben hat." Diesen Thron, den Louis-Philipp dem Volk und den Pflastersteinen des Julius verdankte, mußte er auf das Vertrauen des Volkes begründen und mit republikanischen Institutionen umgeben; sein Lebensprinzip war die Volkssouveränetät, der er seine Krone verdankte. Aber Louis-Philipp „beging den gewöhnlichen Mißgriff der

*) Werke IV, 627.

**) Der Herzog Philipp von Orleans nannte sich bekanntlich „Philippe Egalité". — D. Ü.

Menschen, die mit ihren Feinden gut stehen wollen und es darum mit ihren Freunden verderben. Er kajolierte die Aristokratie, die ihn haßt, und möchte sich durch eine Quasilegitimität, durch Verbindung mit absoluten Fürsten und durch Fortsetzung der Restaurationsperiode zu erhalten suchen." Dadurch hat er das Volk verletzt, das seine beste Stütze war, und so durch eigene Schuld seinen Thron erschüttert."*) — Und wie er die Julimonarchie nicht schont, so ist er auch ein strenger Richter der politischen Stützen des neuen Regimes. Thiers ist ihm ein „Indifferentist von der tiefsten Art", ein „Goethe der Politik"; Guizot versteht sich vortrefflich darauf, „die illegalsten Dinge mit einem ordre légal zu bekleiden"; Perier vor allem, der Judas der Freiheit, ist eine „trübe Gestalt, die sich zwischen den Völkern und der Sonne des Julius kühn gestellt hat", „der Atlas, der die Börse und das Haus Orleans und das ganze europäische Staatengebäude auf seinen Schultern trägt" und dessen Sturz „die ganze Bude, worin man die edelsten Hoffnungen der Menschheit verschachert", mitreißen würde, der verderbliche Poli-

*) Werke V, 30, 81 f. Heine gibt übrigens zu, daß seine Urteile über Louis-Philipps Persönlichkeit merkliche Schwankungen aufweisen, wenngleich er über die Justemilieuherrschaft immer den Stab gebrochen habe. „Im Beginn," sagt er, „war ich gegen ihn gestimmt, weil ich ihn für einen Aristokraten hielt; später, als ich mich von seiner echten Bürgerlichkeit überzeugte, sprach ich schon von ihm viel besser; als er uns durch den État de siége erschreckte, ward ich wieder sehr aufgebracht gegen ihn; dies legte sich wieder nach den ersten Tagen, als wir sahen, daß der arme Ludwig Philipp nur in der Betäubung der eignen Angst jenen Mißgriff begangen; aber seitdem haben mir die Karlisten durch ihre Schmähung eine wahre Vorliebe für die Person dieses Königs eingeflößt" (V, 155).

tiker, der durch seinen kläglichen, krämerhaften Kleinsinn vor Frankreich und der Menschheit für den Verrat seines Vaterlandes verantwortlich wäre, wenn jemals wieder „die potsdämische Junkersprache durch die Straßen von Paris schnarrte und schmutzige Teutonenstiefel wieder den heiligen Boden der Boulevards befleckten und der Palais Royal wieder nach Juchten röche.“*)

Aber wenn Heine die Justemilieuherrschaft nicht liebt, so hat er ebensowenig Zuneigung für ihre Gegner. Es versteht sich von selbst, daß die Legitimisten, die „Karlisten“, ihm antipathisch sind. Neben ihrem Obskurantismus scheint ihm der Ruhm der Justemilieuvertreter, wie Guizot und Thiers, Dupin und Royer-Collard oder anderer Sterne, deren Glanz von der leuchtenden Julisonne überstrahlt wurde, von neuem aufzuflammen. Zwischen den Bourbonen und den Orleans macht er die genauesten Unterschiede. „Das Haus Orleans hat sich dem französischen Volke so bestimmt angeschlossen, daß es gemeinschaftlich mit demselben regeneriert wurde, daß es aus dem schrecklichen Reinigungsbade der Revolution ebenso wie das französische Volk gesäubert und gebessert, geheilt und verbürgerlicht hervorging; während die Bourbonen, die an dieser Verjüngung nicht teilnahmen, noch zu jener älteren, kranken Generation gehören, die Crebillon, Laclos und Louvet uns in ihrem heitersten Sündenglanze und in ihrer blühenden Verwesung so gut geschildert haben.“ Louis-Philipp kann, wenn er seinem demokratischen Ursprung treu bleibt, „in der Geschichte einen großen Namen hinterlassen, nicht bloß als Stifter einer neuen Dynastie, des Bürgerkönigtums, das der

*) Werke V, 36, 108, 64ff.

Welt eine andere Gestalt gibt. Von den Bourbonen dagegen ist nichts zu erhoffen; das verjüngte Frankreich kann nicht mehr den Gespenstern der Vergangenheit angehören."*)

Kann es etwa auch dem Bonapartismus zufallen? Daran zweifelt Heine stark. Sein Napoleonkult wird durch seine Pariser Erfahrungen freilich nicht beeinträchtigt. Es kommt ihm jetzt sogar sehr gelegen, schlagende Gründe dafür beibringen zu können, daß Napoleon im Grunde ein ausgezeichneter Saint-Simonist und daß seine Herrschaft durchaus legitim war. „Wie er selbst vermöge seiner geistigen Superiorität zur Obergewalt befugt war, so beförderte er nur die Herrschaft der Kapazitäten und erzielte die physische und moralische Wohlfahrt der zahlreicheren und ärmeren Klassen. Er herrschte weniger zum Besten des dritten Standes, des Mittelstandes, des Justemilieu, als vielmehr zum Besten der Männer, deren Vermögen nur in Herz und Hand besteht; und gar seine Armee war eine Hierarchie, deren Ehrenstufen nur durch Eigenwert und Fähigkeit erstiegen wurden. Der geringste Bauernsohn konnte dort, ebensogut wie der Junker aus dem ältesten Hause, die höchsten Würden erlangen und Gold und Sterne erwerben."**) Und Heine betont gern die ungeheure Popularität, die sich Napoleon in Frankreich bewahrt hat. Er ist der einzige Heros, an den die Franzosen noch glauben; „in allen Hütten hängt das Bild des Kaisers"; in Paris „sieht man sein Bild überall, in Kupferstich und Gips, in Metall und Holz und in allen Situationen. Auf allen Boulevards und Carrefours stehen Volkssänger, die seine Taten besingen". Ja,

*) Werke V, 203f. **) Ebenda 194.

selbst die Krüppel betteln „au nom de Napoléon“. Und der Künstler und Aristokrat in Heine denkt mit bitterem Gefühl daran, daß das Volk, das heute den armen Louis-Philipp umjubelt, der seinen Nationalgarden die Hand drückt, dieselben Franzosen sind, die so oft Napoleon Bonaparte vorbeireiten sahen mit seinem marmornen Cäsargesicht, seinen unbewegten Augen und unnahbaren Händen; und wenn er Napoleon mit Lafayette vergleicht, so empfindet er offenbar weit mehr Bewunderung und Hochachtung für den „eisernen Mann“ der Vendômesäule, als für den braven, ordnungstiftenden Genius der Freiheit. Trotzdem ist sein Napoleonkult nicht mehr so unbedingt wie früher. Er empfindet eine gewisse Feindschaft gegen den Veranstalter des 18. Brumaire oder gegen den Eroberer, der Ströme von Blut fließen ließ. Das Martyrium von Sankt-Helena erscheint ihm jetzt nicht mehr als ein unverdientes Verhängnis, sondern als eine gerechte Sühne „für den schlimmsten seiner Irrtümer, für die Treulosigkeit, die er gegen die Revolution, seine Mutter, begangen“.*) Er fragt sich sogar einmal, ob die Zeit des Kaiserreiches wirklich so schön und beglückend war, wie die Bonapartisten behaupten, und die Antwort darauf ist sehr skeptisch: „Die Äcker lagen brach und die Menschen wurden zur Schlachtbank geführt. Überall Muttertränen und häusliche Verödung.“ Und Heine vergleicht die Bonapartisten mit „dem versoffenen Bettler, der die scharfsinnige Bemerkung gemacht hatte, daß, solange er nüchtern blieb, seine Wohnung nur eine erbärmliche Hütte, sein Weib in Lumpen gehüllt und sein Kind krank und hungrig war, daß aber, so-

*) Werke V, 195. Vgl. 86.

bald er einige Gläser Branntwein getrunken hatte, seine Hütte sich in einen Palast verwandelte, sein Weib wie eine geputzte Prinzessin aussah und sein Kind wie die wohlgenährteste Gesundheit ihn anlachte.... Statt Branntwein war es Ruhm, Ehrgier und Eroberungslust, was jene Bonapartisten so sehr berauschte, daß sie die wirkliche Gestalt der Dinge nicht sahen."*) Und Heine erklärt anstandslos, daß ihm der tote Napoleon lieber sei als der lebendige; „denn lebte er noch, so müßte ich ihn ja bekämpfen helfen."**) Der Bonapartismus erscheint ihm übrigens als eine ernste Gefahr für die Julimonarchie; er vergleicht die Justemilieuherrschaft mit der Direktoirezeit und prophezeit, daß früher oder später ein 18. Brumaire kommen wird, wo „der rechte Mann plötzlich unter die erblassenden Machthaber treten und ihnen die Endschaft ihrer Regierung ankündigen wird".***) Der Tod des Herzogs von Reichstadt im Jahre 1832 macht zwar die Hoffnungen zu schanden, die auf eine fleischliche Wiedergeburt des kriegerischen Imperialismus gesetzt waren. Aber er hebt die Möglichkeit einer cäsarischen Reaktion nicht auf, sondern er eröffnet den Bonapartisten, „die an eine Auferstehung des Geistes glauben", die kühnsten Perspektiven. „Ihr Bonapartismus ist ihnen die Idee einer Alleinherrschaft der höchsten Kraft, angewendet zum Besten des Volkes, und wer diese Kraft hat und sie so anwendet, den nennen sie Napoleon II. Wie Cäsar der bloßen Herrschergewalt seinen Namen gab, so gibt Napoleon seinen Namen einem neuen Cäsartume,

*) Werke IV, 517.

**) Ebenda V, 40. Diese Stelle ist in der französischen Ausgabe der „Französischen Zustände" fortgelassen.

***) Werke V, 107.

wozu nur derjenige berechtigt ist, der die höchste Fähigkeit und den besten Willen besitzt.“*)

Den Legitimisten feindlich gesinnt und gegen die Bonapartisten mißtrauisch, achtet Heine nur die Republikaner, glaubt aber nicht an ihren Erfolg. Halb aus Berechnung, um die Zensur und die Regierungen nicht zu verletzen, halb aus Überzeugung spielt er den überzeugten Monarchisten. Er verhehlt zwar seine Bewunderung für die Insurgenten des Juniaufstandes nicht und vergleicht den ungleichen Kampf einer Handvoll Republikaner gegen sechzigtausend Mann Linientruppen und Nationalgarden am Eingang der Rue Saint-Merri und der Rue Aubry-le-Boucher mit dem Kampf bei den Thermopylen. Er versichert, der Heldenmut der Kämpfer habe nicht seinesgleichen in der modernen Geschichte; er bewundert die Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit dieser Freiheitskämpen, die lieber auf den Beistand des Pariser Volkes verzichteten, als „Vive Napoléon!“ zu rufen. Ja, er beschließt seine Erzählung über ihren Heldentod „für den schönen Wahn einer idealischen Zukunft“ mit den Worten: „Es wäre mir lieber gewesen, ich und alle meine Mitgemäßigten wären statt jener Republikaner gestorben.“**) Aber schließlich teilt er ihre Überzeugungen doch nicht. Er sieht in ihnen die Nachkommen jener Bergpartei des Konvents, eines Robespierre und Saint-Just, die in Rousseauscher Sittenstrenge so furchtbar gegen die Sittenverderbnis und den Voltaireschen Leichtsinn auftraten. Am 19. Thermidor besiegt, hat sich Rousseaus Partei in die Faubourgs Saint-Antoine und Saint-Marceau zurückgezogen; „sie lebt in der Gestalt eines

*) Werke V, 194. **) Ebenda 171. Vgl. 145.

Garnier-Pagès, eines Cavaignac und so vieler anderer edler Republikaner, die von Zeit zu Zeit als Blutzeugen auftreten für das Evangelium der Freiheit". „Ich bin," sagt Heine, „nicht tugendhaft genug, um jemals dieser Partei mich anschließen zu können; ich hasse aber zu sehr das Laster, als daß ich sie jemals bekämpfen würde."*) Aber er glaubt, wie gesagt, nicht an ihren Erfolg. „Royalist aus angeborener Neigung," sagt Heine, „werde ich es in Frankreich auch aus Überzeugung. Ich bin überzeugt, daß die Franzosen keine Republik ... ertragen können." Wie könnte die Verfassung von Sparta, „diese große, langweilige Patriotismusfabrik, diese Kaserne der republikanischen Tugend, diese erhaben schlechte Gleichheitsküche, worin die schwarzen Suppen so schlecht gekocht wurden", je Wurzel schlagen im Vaterlande des Véry, der Véfour, des Carême. Wie konnte Robespierre republikanische Strenge einführen in Paris, „worin 150000 Putzmacherinnen, Perruquiers und Parfumeurs ihr lächelndes, frisierendes und duftendes Gewerbe treiben!" Die amerikanische Lebensmonotonie wäre unerträglich in der „Heimat der Schaulust, der Eitelkeit, der Moden und Novitäten".**) Die Republik hat in Frankreich ein paar Jahre während der Revolution bestanden; sie hat die Interessen der Demokratie ruhmvoll gegen das verbündete Europa, gegen Ritter und Pfaffen verfochten. „Ich liebe die Erinnerung dieser Kämpfe und der Heroen, die sie gekämpft haben," sagt Heine. „Ich verehre diese ebenso hoch, wie es nur irgend die Jugend Frankreichs vermag, ich habe noch vor der Julirevolution den Robespierre und den St. Just und den großen Berg be-

*) Werke V, 167. **) Ebenda 37f.

wundert — aber ich hätte doch nicht unter dem Regimente dieser Erhabenen leben mögen, ich hätte es nicht aushalten können, alle Tage guillotiniert zu werden, und niemand hielt es aus, und die Republik konnte nur siegen und verbluten."*) Es liegt in seinen Augen kein Widerspruch darin, die glorreiche Republik von 1789 zu bewundern und doch zu wünschen, daß sie nicht wiederkehrt, ja sie nicht einmal für eine dem französischen Charakter gegenwärtig heilsame Staatsform zu halten.

Übrigens blickt Heine nicht ohne Besorgnis in die Zukunft Frankreichs. Er kann sich nicht des Gedankens erwehren, daß es einer Katastrophe entgegengeht. Frankreich erscheint ihm als das Land des philosophischen und moralischen Materialismus, und er fragt sich, ob dieser Materialismus, der sich im französischen Lustspiel so schamlos breit macht, nicht zu einem furchtbaren Zusammenbruch führen wird. Ihm scheint, als hätten die Franzosen ein dunkles Vorgefühl des ihnen drohenden Schicksals: sie sitzen nicht gemächlich am Bankette des Lebens, sondern sie verschlucken dort eilig die holden Gerichte und stürzen den süßen Trank hastig in den Schlund, wie die Kinder Israel vor ihrem Auszug aus Ägypten das Passahfest begehen, und stehend, reisegerüstet und den Wanderstab in den Händen, ihren Lämmerbraten verzehren. Wer weiß, ob Frankreich nicht vor einer furchtbaren Krise steht? Das französische Volk besitzt zwar eine wunderbare Elastizität; es bricht wie die Katze, sie falle auch von der gefährlichsten Höhe herab, dennoch nie den Hals. Aber ein Unglück ist

*) Werke V, 510f.

immerhin möglich. „Diejenigen, welche eine Revolution anfangen, sind gewöhnlich ihre Opfer, und solches Schicksal trifft vielleicht Völker ebensogut, wie Individuen. Das französische Volk, welches die große Revolution Europas begonnen, geht vielleicht zugrunde, während nachfolgende Völker die Früchte seines Beginnens ernten."*)

In der Beurteilung der deutschen Verhältnisse nimmt Heine die gleiche Stellung ein, wie gegen die französische Politik; er erklärt seinen festen Entschluß, für die Sache der Demokratie zu kämpfen, und nicht für die der Republik. Er unterschreibt mit vollem Herzen den Grundsatz, „daß alle Menschen auf dieser Erde gleich edel geboren sind und kein Mensch seiner Geburt wegen im Staate bevorrechtet werden soll." Aber er leugnet, daß ein Demokrat notwendig Republikaner sein müsse. Für diesen letzteren ist die Regierungsform alles; ihm kommt es nur darauf an, ob der Staat von einem Einzigen regiert wird oder im Gegenteil von einer Anzahl von Personen, die durch periodische Volkswahl ernannt werden. „Wir haben wohl gesehen," sagt Heine, „daß die völlige Bürgergleichheit, die heiligste Demokratie, in sogenannten Monarchien blühen konnte, in Staaten, wo nur einer, unter dem Namen Imperator oder Kalif oder Präsident oder König oder Sultan oder Protektor, an der Spitze stand"; während die sogenannten Republiken, wie die römische und griechische Republik, die italienischen Freistaaten des Mittelalters, die freien Reichsstädte in Deutschland, durchaus Aristokratien oder Oligarchien waren.**) Hieraus schließt er, daß man

*) Werke IV, 510f. **) Ebenda V, 509ff.

zwischen der Sache der Demokratie und der Sache der Republik eine deutliche Unterscheidung machen müsse und der einen treu dienen könne, ohne die andere zu verteidigen.

Er fährt also in seinem Federkrieg wider die Gegner des demokratischen Ideals, wider Priester und Adel fort, ohne seiner Polemik wesentlich Neues hinzuzufügen. Mehr ein glänzender Journalist, als ein originaler Denker, versteht er sich prächtig darauf, einen einfachen Gedanken dem Gedächtnis des Publikums einzuhämmern, indem er unermüdlich das oftgesagte unter tausend verschiedenen Formen wiederholt; aber der Ideenschatz, der dieser Polemik zugrunde liegt, ist ziemlich gering. Es sind fast immer nur Variationen über die schon vor seinem Pariser Aufenthalt behandelten Themata. Man müsse, sagt er, die Könige aus der Tyrannei des Adels und der Etikette erlösen.*) Er predigt „die Heilige Allianz der Nationen" und hofft, daß diese sich fortan nicht mehr von den Lohnschreibern der Aristokratie zu Haß und Krieg verhetzen lassen werden. „Wir brauchen aus wechselseitigem Mißtrauen keine stehenden Heere von vielen hunderttausend Mördern mehr zu füttern; wir benutzen zum Pflug ihre Schwerter und Rosse, und wir erlangen Friede und Wohlstand und Freiheit."**) Er verdammt den engen, haßerfüllten Patriotismus der Deutschtümler aufs entschiedenste und weist immer wieder auf die Vorteile eines geistigen und materiellen Einvernehmens zwischen Deutschland und Frankreich hin. Er bezeichnet es als seine jetzige Lebensaufgabe, „den Franzosen das geistige Leben der Deutschen bekannt zu

*) Werke V, 149f. **) Ebenda 11f.

machen“ und „die Völker einander näher zu bringen“. „Ich bin daher,“ erklärt er, „der inkarnierte Kosmopolitismus, ich weiß, daß dieses am Ende die allgemeine Gesinnung wird in Europa, und ich bin daher überzeugt, daß ich mehr Zukunft habe, als unsere deutschen Volkstümler, diese sterblichen Menschen, die nur der Vergangenheit angehören.“*) Er verwahrt sich dabei mit Entrüstung gegen den Vorwurf, „die französische Partei in Deutschland“ zu vertreten; er erklärt, es sei sein fester Wille, die territoriale Integrität Deutschlands respektiert zu sehen, und stellt seinem aufgeklärten Patriotismus den gefährlichen Kosmopolitismus der Ultramontanen gegenüber; er greift die katholische Propaganda in München und Wien an**) und warnt seine Freunde vor

*) „Unser Planet“ 1833, No. 87. Vergl. F. Meyer, Verzeichnis einer H. Heine-Bibliothek, Leipzig 1905, Beilage.

**) Es ist nicht uninteressant, festzustellen, daß Heine gleich der Mehrzahl der modernen Sozialisten von einer Verbindung zwischen Christentum und Demokratie absolut nichts wissen will. Einige Priester, sagt er, haben bemerkt, wie verderblich diese Allianz des christlichen Spiritualismus mit dem Despotismus ist, und um die Religion zu retten, geben sie sich das Ansehen, als entsagten sie jener verderblichen Allianz; sie laufen über in die Reihen der Demokraten, sie setzen sich die rote Mütze auf und schwören Tod und Haß allen Königen und Volksausbeutern. „Unter uns gesagt, wenn ihr sie genau betrachtet, so findet ihr: sie lesen Messe in der Sprache des Jakobinismus, und wie sie einst dem Cäsar das Gift beigebracht, versteckt in der Hostie, so suchen sie jetzt dem Volke ihre Hostien beizubringen, indem sie solche in revolutionärem Gift verstecken“ (V, 221). Ebenso tadelt Heine an den deutschen Republikanern, speziell an Börne, ihr Liebäugeln mit dem Katholizismus, und prophezeit ihnen, daß dieser Irrtum ihnen einst sehr teuer zu stehen kommen wird; er wünscht namentlich Preußens Sieg über die katholische Partei; denn wenn die Pfaffen wieder obenauf kämen, so würden die Rheinlande für Deutschland verloren gehen. „Was kümmert es die

der wachsenden Gefahr des demokratischen Klerikalismus. Zugleich weist er ganz wie früher die Beschuldigung zurück, er sei ein Atheist, und sucht zu zeigen, daß die Motive seiner Handlungsweise einem religiösen Ideal entspringen. Ferner befehdet er Österreich als die Hochburg des Absolutismus oder bekämpft Preußen, wo der Despotismus sich minder offen und minder brutal unter einer falschen liberalen Heuchlermaske verstecke. Daneben greift er wie Aristophanes, mit dem er sich gern vergleicht, auch Personen an, sei es, daß er literarische Hinrichtungen vornimmt, wie die des „Denunzianten" Menzel, des Historikers Raumer, der Dichter der schwäbischen Schule oder des reaktionären Publizisten Jarcke, sei es, daß er die Machthaber des Tages angreift und z. B. den König Friedrich Wilhelm III. mit pathetischer Feierlichkeit auffordert, seines Schwurs zu gedenken und Preußen die feierlich gelobte Konstitution zu geben.

Aber bei allem Zurschautragen seiner demokratischen Überzeugungen empfindet Heine auf Grund seiner Saint-Simonistischen Theorien das Bedürfnis, gegen die Gefahr von links, die deutschen Radikalen, Front zu machen, und die Folge ist, daß er sich mit ihnen bald ganz verfeindet. Heines Briefwechsel und

frommen Leute in München, ob man am Rhein deutsch oder französisch spricht; für sie ist es hinreichend, daß man dort lateinisch die Messe singt. Pfaffen haben kein Vaterland, sie haben nur einen Vater, einen Papa, in Rom" (VII, 116f.). — In „Lutezia" endlich brandmarkt er Lamennais als den „entsetzlichen Priester, der durch seine blutdürstigen Glaubensworte die Männer des Scheiterhaufens mit den Männern der Guillotine zu verbinden hoffte" (VI, 153). Über Heines merkwürdiges Zusammentreffen mit Lamennais bei George Sand s. G. Karpeles, „H. Heine. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit", S. 237.

sein Buch über Börne, in welchem er die Gründe seines Bruches mit diesem lang und breit auseinandersetzt, belehren uns deutlich über die Art der Unstimmigkeiten, die zwischen den Radikalen und ihm eintraten.

Als Heine nach Paris übersiedelte, ging ihm der Ruf seiner „Reisebilder“ voran. Jedermann erwartete, daß er die Rolle eines revolutionären Parteihäuptlings übernehmen und etwa politische Streitschriften in der Art von Börnes „Pariser Briefen“ verfassen, revolutionäre Propaganda treiben und seine scharfe Journalistenfeder wie seinen Dichtergenius in den Dienst der kleinen Partei der deutschen Republikaner stellen würde. Wer so prophezeite, sah in Heine nur den Demokraten, den Vorkämpfer für Freiheit und Gleichheit, den flammenden Redner gegen die Tyrannei der Könige und Priester. Aber Heine hatte keinen Ehrgeiz darauf, Tribun zu sein. Obwohl ein ehrlicher Demokrat, wollte er weder für die republikanische Verfassung noch für den Sieg der republikanischen Partei kämpfen; als Apostel eines neuen religiösen und sittlichen Ideals räumte er den politischen Fragen nur die zweite Stelle ein und erklärte laut und vernehmlich, er sei kein Demagoge, sondern ein Schriftsteller, ein Künstler, und entschlossen, ein solcher zu bleiben. Dies war der Keim des Mißverständnisses, das zwischen ihm und den sich ihm aufdrängenden Bundesgenossen vom Anfang ihrer Berührung an hervortritt und unaufhörlich wächst.

Etwas ganz äußerliches trennte Heine zunächst von den Radikalen: es war der tiefe Gegensatz ihrer Naturen, Geschmacksrichtungen und Manieren. Auf der einen Seite Leute aus dem Volk, meist ungebildet oder halbgebildet, Handwerker, Proletarier oder Sektierer mit engem Gesichtskreis, Fanatiker, die von einer Hand-

voll fixer Iden erfüllt und in die Eroberung der politischen Freiheit verrannt waren; auf der anderen Seite ein sensitiver Künstler und Schönheitsfreund, ein luxusliebender, hochkultivierter Mensch, eine vielfältige, den mannigfachsten Eindrücken offene Natur, von Grund aus unfähig, sich der harten Aufgabe, die man ihm aufdrängen wollte, ausschließlich hinzugeben. Die persönliche Berührung mit den Radikalen war für den Dichter eine Qual, und er drückte seinen höchst aristokratischen Widerwillen dagegen mit einer Offenherzigkeit aus, die wenig geeignet war, ihm ihre Sympathien zu gewinnen. Er fühlt sich deplaziert in der Versammlung der Amis du Peuple, die „ganz wie ein zerlesenes, klebrichtes Exemplar des Moniteurs von 1793 roch",*) — deplaziert in Börnes „Menagerie", wo die „deutschen Eisbären Tabak rauchten, einige vaterländische Donnerworte hervorfluchten, und einige polnische Wölfe die süßlich-fadesten Bemerkungen mit heiseren Stimmen heulten", — deplaziert in den Versammlungen des Passage du Saumon, wo Börne und seine Getreuen den deutschen Arbeitern den revolutionären Glauben predigten, — deplaziert in dem Restaurant der Rue Lepelletier, wohin Börne ihn zum Mittagessen in einer Gesellschaft von politischen Flüchtlingen mitnahm, die sämtlich von ihren respektiven Regierungen zum Tode verurteilt waren. Er betont die tiefe Wahrheit von Mirabeaus Wort: „Man macht keine Revolution mit Lavendelöl" und erklärt, daß er keinen Beruf dazu in sich fühle, Tabaksqualm zu atmen und den „lieben Brüdern und Gevattern" in den Volksversammlungen die Hand zu schütteln.**) Er bekundet vor allem eine sehr ent-

*) Werke V, 49. **) Ebenda VII, 74, 79ff., 103.

schiedene Abneigung gegen die wenig anziehenden deutschen politischen Flüchtlinge, die auf Kosten ihrer Landsleute lebten und sich mit dem Titel politischer Gesinnungsgenossen brüsteten, um den Dichter um Geld anzubetteln. Heine, der im allgemeinen sehr weitherzig war, wenn man sein Mitleid anrief, geriet bald in Zorn über diese Drohbettler, die das Almosen als ein Recht forderten, und in seinen Briefen urteilt er oft sehr herbe über seine Mitverbannten. „Die Deutschen, die mir in Paris zu Gesicht gekommen," schreibt er am 27. September 1835 an Laube, „haben wahrlich mich vor Heimweh geschützt. Lumpengesindel, Bettler, die da drohen, wenn man ihnen nichts gibt, Hundsfötter, die beständig von Ehrlichkeit und Vaterland sprechen, Lügner und Diebe. Poignées de main habe ich den schmutzigen Gesellen nie geben können, und jetzt versage ich ihnen sogar den Anblick meines Antlitzes."*)

Übrigens hatte Heine noch ernstere Einwendungen gegen die deutschen Radikalen. Zunächst stimmten sie in einer Frage der Taktik nicht mit ihm überein. Er warf ihnen nicht mit Unrecht vor, dass sie sich ins Blaue hineinverlören und unausführbare, phantastische Ziele verfolgten. Sie wollen, sagt er, uns eine deutsche Übersetzung der französischen Revolution geben und die heutige Regierung stürzen, um eine republikanische an ihre Stelle zu setzen. Welcher Irrtum und welche Illusion! Börne schreibt und konspiriert in Paris. Wirth und Siebenpfeiffer führen in der Pfalz einen heftigen Preßfeldzug und predigen in der „Deutschen Tribüne" und im „Westboten" den Haß gegen das Königtum und die Gründung einer Republik nach

*) Briefe XX, 301 f.

dem Muster der Vereinigten Staaten von Amerika; andere nehmen diesen Feldzug auf, wie Fein in Braunschweig, Sauerwein in Frankfurt, Savoye in den Rheinlanden. Aber ihre Bemühungen sind vergeblich. Zu einer Republik bedarf es der Republikaner, und die fehlen in Deutschland. Was ist im Grunde ein Republikaner? Ein Mensch, der „an keine Autorität glaubt, nur die Gesetze hochachtet, von den Vertretern derselben beständig Rechenschaft verlangt, sie mit Mißtrauen beobachtet, sie kontrolliert, also nie von Personen abhängt und diese vielmehr, je höher sie aus dem Volke hervorragen, desto emsiger mit Widerspruch, Argwohn, Spott und Verfolgung niederzuhalten sucht." Dazu sind die Deutschen noch nicht reif; sie glauben an Autoritäten und an Personen; „sie glauben an eine hohe Obrigkeit, an die Polizei, an die heilige Dreifaltigkeit, an Pergament." Sie haben nicht wie die Franzosen gewaltsam mit der Vergangenheit gebrochen, und die despotische Staatsverfassung sagt ihnen zu. Wer mit solchen Menschen eine Republik gründen will, setzt sich lächerlichen Mißerfolgen aus, wie bei jenem Hambacher Fest, wo die süddeutschen Radikalen sich für inkompetent erklärten, die Revolution anzufangen, weil sie durch ihre Wähler keinen Auftrag erhalten hätten, die deutsche Republik zu proklamieren, und friedlich nach Hause zogen. Ehe man an eine Revolution gehen kann, muß man mit der Volkserziehung beginnen; das Volk muß den Respekt vor der Vergangenheit verlernen, es muß begreifen lernen, daß die Politik ein ernstes Geschäft ist und daß schöne Phrasen in einer heimlich gedruckten Zeitung oder in der Bierstube nicht hinreichen, sondern daß man seine Worte durch Taten beweisen muß. Man muß

den Boden für die Demokratie der Zukunft bereiten, sonst wird die ausgestreute Saat nicht aufgehen. Solange diese notwendige Vorarbeit fehlt, ist es nur ein fruchtloses Kannegießern, von Revolution zu reden.*)

Wenn dieser ganze Wortschwall noch harmlos wäre, so wäre der Schaden nicht groß; aber die Radikalen schreiben der Menschheit, um sie von ihren Qualen zu erlösen, eine Kur vor, die ihr vielleicht für einen Augenblick Linderung verschafft, doch nur auf Kosten eines unheilbaren Verfalls. Diese neuen Puritaner wollen die Welt zu einer großen Kaserne, einer riesigen Werkstatt machen, in der alle Menschen die gleichen Rechte haben und den gleichen Regeln unterworfen sind. Heine aber verwirft und verurteilt im Namen seines pantheistischen Sozialismus diesen engen und beschränkten Materialismus, der der Welt das Ideal raubt, diese unentwegte Gleichheitssucht, die alle berechtigte Autorität stürzen will. Man sorge für das Volkswohl und befreie das Volk von den Jahrtausende alten Übeln, unter denen es leidet; man beseitige die Ungleichheit überall, wo sie verletzend und ungerechtfertigt ist. Aber man zerstöre das Schöne nicht, um das Nützliche zu begründen; man reiße im Namen der Gleichheit nicht alles herunter, was sich über das gemeine Mittelmaß erhebt. Wenn man mit den alten Mißbräuchen, deren Opfer die Menschheit ist, auch die Schönheit und das Genie unterdrückt, die ja auch ein Vorrecht, eine Art Königtum sind, so entwertet und entwürdigt man das Leben. Das Heilmittel ist schlimmer als die Krankheit. Wenn die radikalen Kurpfuscher Glauben finden und ihre Kur durchführen,

*) Werke V, 135ff.

so wird der Patient „häßlich wie ein geheilter Philister von seinem Krankenlager aufstehen und in der häßlichen Spitaltracht, in dem aschgrauen Gleichheitskostüm wird er sich all sein Lebtag herumschleppen müssen."*)

Was ist denn schließlich jener schroffe Asketismus, jener Durst nach Märtyrertum, den man bei so vielen Republikanern findet, was ist jene sogenannte „republikanische Tugend", wenn nicht eine Form des christlichen Spiritualismus, des „Nazarenertums"? Heine teilt die Menschen in „Nazarener" (Juden und Christen) oder „Hellenen" ein, in „Menschen mit asketischen, bildfeindlichen, vergeistigungssüchtigen Trieben oder Menschen von lebensheiterem, entfaltungsstolzem und realistischem Wesen." Börne war Nazarener durch seine Antipathie gegen den großen Heiden Goethe, seine politische Exaltation, sein Fraternisieren mit dem Pfaffen Lamennais an seinem Lebensabend; seine starre Tugend war wenig verschieden von der Passionssucht der ersten Christen.**) Ganz wie Nietzsche und aus verwandten Gründen erblickt Heine in der republikanischen Sittenstrenge einen letzten Ableger des christlichen „Pessimismus".

Man sieht leicht ein, daß Heines Beziehungen zu den Vertretern der republikanischen Opposition bei solcher Gesinnung sehr bald höchst gespannte werden mußten. Vom Beginn seines Pariser Aufenthalts an erklärt er bei jedem Anlaß, daß die Republikaner ihn hassen und ihn am liebsten köpfen würden, wenn sie einmal zur Macht gelangten. Er klagt über die „Ränke der Jakobiner" gegen ihn, über die mehr oder minder

*) Werke VII, 143f.
**) Ebenda 24.

unbedenklichen Manöver, um ihn zu kompromittieren und ihn dadurch zu zwingen, sich deutlich zu erklären oder als Tribun abzudanken. Bald sehen wir ihn in Fehde mit zahllosen berühmten oder unberühmten Gegnern, wie Börne, Gutzkow, Wiehl, Ruge, Venedey und vielen anderen. Und diese Streitigkeiten vergiften zum Teil sein Leben. Wenn er seine Gegner auch grausam verspottete und von Zeit zu Zeit literarische Exekutionen vornahm, die den Schrecken seines Namens weithin verbreiteten, so rächten sich seine Widersacher ihrerseits durch zahllose Angriffe in Zeitschriftaufsätzen, Zeitungsnotizen, Büchern, Broschüren und Briefen usw. Sie schuldigten ihn des Verrats und der Bestechlichkeit an, brandmarkten seinen Mangel an Rückgrat und Charakter, seine Frivolität, bezweifelten die Ehrlichkeit seiner Überzeugungen und stellten seine Rechtschaffenheit als politischer Schriftsteller in Frage, gar nicht zu reden von einfachen Verleumdern, die sein Privatleben besudelten. Diese tausend Nadelstiche peinigten Heine, der zwar zu Spott und Hohn stets aufgelegt, aber ebenso empfindlich gegen jede, berechtigte oder ungerechte Kritik war und sich oft über Gegner gewaltig ärgerte, die durch ihre Anonymität nicht zu fassen waren. Und in seinem Zorn vergaß er leicht oft alles Maß in seinen Antworten und ließ sich zu Handlungen hinreißen, die ihm in der öffentlichen Meinung schadeten und die er selbst später bedauerte, wie sein Buch über Börne, das er gleich nach dem Tode dieses großen radikalen Schriftstellers veröffentlicht hatte.

Je mehr Heine sich den Radikalen entfremdet, desto mehr betont er den Regierungen gegenüber seine „Mäßigung". Er läßt seine reaktionären oder konser-

vativen Gegner zwar seine Tigerkrallen fühlen, aber er weiß auch sehr gut ein Sammtpfötchen zu machen und bei Gelegenheit höchsten Orts in Berlin oder Wien geflissentlich darzutun, daß seine Ideen nicht so umstürzlerisch seien, wie man behauptet, und daß man ihn sehr zu unrecht mit den Demagogen verwechsle, die Unzufriedenheit unter die Massen säten und am Umsturz der bestehenden Ordnung arbeiteten.*) So sehen wir ihn zwischen den Regierungen und der revolutionären Opposition ein doppeltes Spiel treiben, das ihm weder von der einen, noch von der anderen Seite viel Vertrauen einbringen konnte. Seine Tendenzen sind für eine Reihe von Jahren durchaus versöhnliche. Seit seiner Ankunft in Paris strebt er danach, mit den Machthabern in Frieden zu leben, und nimmt in seinen Aufsätzen für die „Augsburger Zeitung" einen ziemlich gemäßigten Ton an. Als die reaktionären Mächte nach dem Hambacher Fest eine immer heftigere Offensive gegen den revolutionären Geist ergreifen, als der Beschluß vom 28. Juni 1832 den Bundestag ermächtigt, in allen Bundesstaaten gegen Preßvergehen einzuschreiten und auf dem gesamten Bundesgebiet alle für umstürzlerisch gehaltenen Bestrebungen energisch zu unterdrücken, als die Verfolgungen von Menschen und Büchern wieder überhand nehmen und Gentz, Metternichs Vertrauter, dem Verleger Cotta in Güte schreibt, daß seine Zeitung verboten würde, falls er einen so gefährlichen Revolutionär wie dem Verfasser der Reisebilder unter seinen Mitarbeitern dulde und ihm gestatte, die französische Regierung herabzuzerren, verliert Heine einen Augenblick die Geduld

*) Briefe XXI, 7, 9, 30, 49, 55, 120.

und gibt als Antwort seine Aufsätze in Buchform mit einer leidenschaftlichen Vorrede heraus. Er konnte zwar fürchten, daß er sich damit die Rückkehr nach Deutschland für immer versperrte, aber er wollte, wie er sagte, den Revolutionären, die ihn als Abtrünnigen behandelten, zeigen, daß er sich nicht an Preußen verkauft hätte und daß er, wenn er bisweilen auch allzu gelinde flötete, doch „die große Trompete blasen“ könnte. Aber er läßt sich die Hintertür offen, seine kompromittierende Vorrede später abzuleugnen und zu behaupten, daß sie gegen seine Absicht veröffentlicht worden sei, durch Feinde, die ihm schaden wollten. Gleichzeitig erklärt er, daß er sich von der Tagespolitik zurückzöge und sich meistens mit Kunst, Religion und Philosophie beschäftigte.*) Er fügt sich leicht in den Zustand politischer Stagnation, der Börne im zweiten Band seiner „Pariser Briefe“ Worte tiefer Entrüstung entlockte; er glaubt nicht daran, daß man die Deutschen zur Tat treiben könnte, und setzt seine ganze Hoffnung auf eine langsame Entwickelung der moralischen und sozialen Ideen. Nach einander erscheinen jetzt die zwei Teile seines Buches über Deutschland. Trotzdem nehmen die reaktionären Maßregeln gegen die in der Literatur zutage tretenden liberalen Tendenzen zu. Im Jahre 1834 kommt Laube ins Gefängnis, 1835 werden die Schriftsteller des Jungen Deutschland von Menzel denunziert; Gutzkow wird verhaftet und wegen seines Romanes „Wally“ unter Anklage gestellt, die „Deutsche Revue“, welche die Schriftsteller liberaler Tendenz vereinigen sollte, wird noch vor ihrem Erscheinen verboten; endlich forderte der Bundesrat auf Betreiben Österreichs

*) Briefe XX, 254, 265, 269.

durch den berühmten Beschluß vom 11. Dezember 1835 die Bundesstaaten in übrigens ziemlich unbestimmten Ausdrücken auf, den Verkauf und die Verbreitung der Werke des Jungen Deutschland, insbesondere Heines, Gutzkows, Laubes, Wienbargs und Mundts, mit allen ihnen gesetzlich zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern, und verbot nicht nur alle ihre vorhandenen Schriften, sondern belegte auch die noch nicht geschriebenen mit Interdikt. Heine läßt sich durch diese Verfolgung kaum aus der Ruhe bringen. Gewiß macht er ohne Zaudern gemeinsame Sache mit den proskribierten Schriftstellern, obwohl einige darunter, wie Gutzkow, ihm höchst antipathisch waren; er macht es Laube zur Pflicht, „auch mit keinem Worte diese Jugend anzutasten“, legt beim Bundesrat durch einen gemäßigten, in würdigem Tone gehaltenen Briefe Verwahrung gegen das Urteil ein, das über ihn gefällt sei, ohne daß er sich hätte verteidigen können, und geht in der Vorrede zum dritten Band des Salons erbarmungslos ins Gericht mit dem „Denunzianten“ Menzel. Aber er macht sich bald klar, daß die Maßregeln des Bundesrats ihm nicht viel anhaben können. Das seit 1831 bestehende Verbot aller seiner Schriften durch die preußische Zensur und eine ganze Reihe deutscher Staaten hatte die Verbreitung seiner Bücher nicht verhindert; die Wirkung des Dekrets von 1835 war im ganzen genommen nicht viel schlimmer und Heines Werke wurden schließlich überall offen eingeführt oder heimlich eingeschmuggelt, selbst in Preußen und Österreich. Übrigens sucht Heine die Regierungen durch ein möglichst vorsichtiges Benehmen zu beruhigen. Gegen 1835 oder 1836 erhält er durch Vermittlung der Prinzessin von Belgiojoso und Mignet einen Jahres-

sold von 4800 Francs aus dem französischen Geheimfond.*) Ohne seine Freiheit aufzugeben oder seine Feder zu verkaufen, sehen wir ihn sich der französischen Regierung nähern. Es sei notorisch, schreibt er 1836, daß er sich seit vier Jahren vom Jakobinismus geschieden habe, daß er ein guter Royalist sei, daß Carrel und die Republikaner ihm wegen seiner monarchischen Grundsätze Feind seien.**) Seine Briefe zeigen uns ebenfalls, wie viel ihm daran liegt, mit den deutschen Regierungen auf guten Fuß zu kommen. Er rühmt sich seiner guten Beziehungen zum Freiherrn von Werther, dem preußischen Gesandten in Paris; er meint im Jahre 1837, daß Metternich ihm geneigt sei und die ihm widerfahrene Unbill mißbillige. Er sagt: „Ohne daß ich servil werde, gewinne ich das Zutrauen der Staatsmänner, die wohl einsehen, daß mein Revolutionsgeist sich nicht an die rohe Menge wendet, sondern an die Höchstgestellten.“***) Und im Jahre 1838 ist er nahe daran, mit seinen Gegnern zu paktieren; er plant die Herausgabe einer in Paris gedruckten deutschen Zeitung und versucht durch Varnhagen von Ense die Erlaubnis zu erhalten, daß diese in Preußen verkauft wird, zu welchem Zweck er der Regierung die etwas übertriebenen Beteuerungen seiner Loyalität übermitteln läßt.†) Wenn diese trotzdem seinen

---

*) Legras, Deutsche Rundschau, Bd. 79, S. 357 ff. Vgl. H. Heine poète, S. 183.

**) Briefe XXI, 7, 30.

***) Ebenda 49, 55, 120.

†) Man kann sich in der Tat nicht einiger Skepsis erwehren, wenn man Heines Loblied auf die Germanisierung der Rheinlande durch Preußen liest: „Daß ich nie die Verdienste Preußens um dieses Bastardland verkenne, das erst durch Preußen zu

Friedensversicherungen nicht traut und die Erlaubnis verweigert, so zeigt sich die Zensur doch mild gegen seine Werke.*) Und im Jahre 1840 veröffentlicht Heine aus Rache gegen die Angriffe der Radikalen sein berühmtes Pamphlet gegen Börne, in welchem er neben tadelnswerten Verleumdungen und zum mindesten unangebrachten persönlichen Angriffen — zumal sie einem Toten galten — die Gegensätze zwischen sich und den deutschen Republikanern klar auseinandersetzt. Die Veröffentlichung dieses Buches rief in Deutschland einen Sturm der Entrüstung hervor, nicht nur in dem kleinen Kreise von Börnes Freunden, sondern im ganzen liberalen Lager. Er wird zum Zweikampf mit Strauß gezwungen, dessen Frau er beschimpft hatte,**) von den radikalen Schriftstellern, namentlich von Gutzkow, auf das Heftigste angegriffen, verlassen von seinen treusten Anhängern wie Laube, der die Veröffentlichung dieses von Haß und Groll diktierten Buches bedauerte; kurz, er sieht sich im offenen Kriege mit fast allen Anhängern der Fortschrittspartei. In der Vorrede zu seiner Börnebiographie tut ihn Gutzkow feierlich in Bann, bricht den Stab über „seine zahme royalistische Widerrufspolitik“ und drückt ironisch die

---

deutscher Art und Weise erhoben wird“, oder wenn er von seinen Landsleuten sagt, sie seien „nur ein zusammengelaufener Haufen, den jeder Rabulist regieren kann, dessen Frechheit durch Nachgiebigkeit nur gesteigert wird, der aber kleinlaut zu Kreuze kriecht, wenn man strenge Maßregeln entgegensetzt“ (Brief an Varnhagen vom 13. Februar 1838; Briefe XXI, 130).

*) Geiger, „Das Junge Deutschland und die preußische Zensur“, S. 37ff.

**) Frau Wohl-Strauß, Börnes Freundin, war von Heine in mehreren, später unterdrückten Stellen seines Pamphlets auf das Unvornehmste verleumdet worden.

Hoffnung aus, „daß man die Polizeiaktuarstelle, welche Börne früher in Frankfurt bekleidete, vielleicht ihm überträgt und ihm dadurch Gelegenheit verschafft, sich im Vaterlande von dem geringen Gewicht, das man noch auf seine Worte legt, selbst zu überzeugen."

Ist Heine der Sache der Revolution, der Religion der Freiheit wirklich untreu geworden? Gewiß nicht. Nur sieht er sie anders an als seine früheren Bundesgenossen. Diese fassen die Revolution vor allem als Umsturz der bestehenden politischen Verfassung auf, Heine als einen Umschwung der moralischen und sozialen Zustände. Sie sind Radikale und Republikaner; Heine hingegen neigt, wie wir sehen werden, immer mehr zum Sozialismus.

III.

Die Bekanntschaft mit den Saint-Simonistischen Lehren hatte bei Heine die Überzeugung gezeitigt, daß die Revolution der Zukunft nicht politisch, sondern vor allem wirtschaftlich und sozial werden müsse. Schon 1833 schrieb er an Laube: „Sie stehen höher, als alle anderen, die nur das Äußerliche der Revolution und nicht die tieferen Fragen derselben verstehen. Diese Fragen betreffen weder Formen, noch Personen, weder die Einführung einer Republik, noch die Beschränkung einer Monarchie, sondern sie betreffen das materielle Wohlsein des Volkes. Die bisherige spiritualistische Religion war heilsam und notwendig, solange der größte Teil der Menschen im Elend lebte und sich mit der himmlischen Religion vertrösten mußte. Seit aber durch die Fortschritte der Industrie und der Ökonomie es möglich geworden, die Men-

schen aus ihrem materiellen Elende herauszuziehen und auf Erden zu beseligen, seitdem — Sie verstehen mich. Und die Leute werden uns schon verstehen, wenn wir ihnen sagen, daß sie in der Folge alle Tage Rindfleisch statt Kartoffeln essen sollen, und weniger arbeiten und mehr tanzen werden. Verlassen Sie sich darauf, die Menschen sind keine Esel."*) Und Heine gewöhnt sich daran, die rein politischen Fragen mit zunehmender Skepsis, die wirtschaftlichen und sozialen Probleme dagegen mit immer regerem Interesse zu betrachten. Ihm liegt wenig an den Veränderungen der Regierungsform und den Gleichgewichtsverschiebungen der Parteien; das große Ereignis, das er in fernerer oder näherer Zukunft heraufkommen sieht, ist eine Revolution, die sich in den Niederungen der Gesellschaft vorbereitet und die Grundlagen der Gesellschaft bedroht, sich gegen das Kapital, das Eigentum, die Macht des Geldes richtet und an Stelle der plutokratischen Bourgeoisherrschaft von heute eine demokratische, auf völliger Gleichheit beruhende Gesellschaftsform setzen wird. Die Pariser Berichte von 1840 bis 1843, die Heine in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte und dann in Buchform unter dem Titel „Lutezia" herausgab, schildern ausführlich die Sturmzeichen dieses großen Umsturzes, den Heine langsam heraufkommen sieht.

Zunächst fällt das eine auf, daß Heine in „Lutezia" die Person und die Regierung Louis-Philipps viel wohlwollender beurteilt als in seinen ersten Pariser Berichten. Gewiß stellt er den französischen König als geschickten Mann hin, „ähnlicher dem Odysseus als

*) Briefe XX, 266.

dem Ajax, dem wütenden Autokraten, der im Zwist mit dem erfindungsreichen Dulder gar elendiglich unterliegen mußte." Aber er hält ihn doch für einen wirklich bedeutenden Mann. Nichts ist widersinniger, als ihn nach Art der Republikaner anzuklagen, er habe die Krone Frankreichs durch einen Schelmenstreich eskamotiert. „Die Ungnade Gottes drückte ihm die Krone aufs Haupt in einer verhängnisvollen Schreckensstunde." Er hat freilich ein bißchen Komödie gespielt; „er meinte es nicht ganz ehrlich mit seinen Kommittenten, den Juliushelden — aber meinten es diese so ganz ehrlich mit ihm? Sie hielten ihn für einen bloßen Hampelmann, sie setzten ihn auf den roten Sessel, in dem Glauben, ihn mit leichter Mühe wieder herabwerfen zu können, wenn er sich nicht gelenkig genug an den Drähten regieren ließe, oder wenn es ihnen gar einfiel, die Republik, das alte Stück, wieder aufzuführen."*) Aber Louis-Philipp ließ sich nicht mißbrauchen. Er wußte unter der geschickten Maske bürgerlicher Einfalt sein Herrschergelüste zu verbergen. Und seine Regierungsgeschichte wurde fortan die Geschichte des Konflikts zwischen den Usurpationsgelüsten der Kammer und den Herrschaftsgelüsten des Königs. Die Kammer suchte das parlamentarische System an Stelle des konstitutionellen zu setzen und direkt durch die Minister, die sie wählte und verabschiedete, zu herrschen, während der König trotz der Kammer und der Verfassung eine wirkliche Souveränetät auszuüben suchte. Nun aber glaubt Heine, daß der König in diesem Zwist die Überhand behielte als „der wahre Minister, dessen Gedanke überall zur Tat wird,

*) Werke VI, 231 f.

der sowohl gouverniert als regiert," und daß seine Minister, mögen sie Thiers, Guizot oder Molé heißen, nur die Handlanger seines Willens gewesen sind.*) Zwar ist Louis-Philipps ganzes System trotz seiner edlen Absicht nichts wert. Der König wähnt Frankreich durch die Kammer repräsentiert und glaubt alles gewonnen zu haben, wenn er für seine Pläne die parlamentarische Majorität hat; aber in Wahrheit sind die Interessen des Volkes sehr verschieden von denen der Kammer, und diese wäre außer stande, den König zu retten, wenn er unpopulär würde und seinen Thron durch einen Aufstand bedroht sähe.**) Immerhin ist nicht zu leugnen, daß Louis-Philipp trotz dieses Irrtums die sicherste Bürgschaft für die Ruhe bildet und daß mit seinem Ableben alle sozialen Katastrophen möglichen wären; „dieser große Hexenmeister hält alle Stürme gebunden durch seine geduldige Klugheit. Wer ruhig schlafen will, muß in seinem Nachtgebet den König von Frankreich allen Schutzengeln des Lebens empfehlen."***)

Ebenso wie Heine Sympathie für den König empfindet, beurteilt er auch die Staatsmänner, die ihm in seiner schwierigen Lage beistehen, jetzt günstiger als früher. Er lobt den glänzenden und geschmeidigen Geist eines Thiers, die echte Vaterlandsliebe, die aus allen seinen Handlungen spricht, seine wunderbare Rednergabe und seinen praktischen Sinn. Er wirft ihm

---

*) Werke VI, 145, 341. — Über Gutzkows sehr verschiedene Urteile in seinen „Briefen aus Paris", sowohl über den König, wie über seine Minister, s. Dresch, „Gutzkow und das Junge Deutschland", Paris 1904.

**) Werke VI, 343f.

***) Ebenda 369.

zwar vor, er begreife mehr die materiellen, als die idealen Bedürfnisse der Menschheit, er kenne den letzten Ring nicht, womit die irdischen Erscheinungen an den Himmel gekettet sind, er habe keinen Sinn für große soziale Institutionen.*) Umsomehr bewundert er aber den Scharfsinn, mit dem er die Unhaltbarkeit der jetzigen Zustände durchschaut, die schwachen Punkte des königlichen Systems herausfühlt und das dumpfe Murren der heraufdrohenden Revolution vernimmt.**) — Vielleicht hat Heine noch mehr Achtung vor der Persönlichkeit des strengen Guizot. Gewiß liebt er den puritanischen Zuschnitt, den lauernden Hochmut, den doktrinären Belehrungston, das eckig-calvinistische Wesen Guizots nicht; er hält ihn für eine „sazerdotale oder vielmehr klerikale Natur." Aber die schwerfällige Solidität dieses schweigsamen und strengen Ministers imponiert ihm sichtlich; er ist überzeugt, daß die Interessen der Menschheit ihm am Herzen liegen; er weiß ihm Dank, daß er nicht mit der öffentlichen Meinung liebäugelt, nicht die Unpopularität fürchtet, nicht den kleinlichen Leidenschaften und Vorurteilen der Bourgeoisie schmeichelt, deren festeste Stütze er ist und deren Liebe er doch nicht besitzt. Er sieht in ihm keinen Doktrinär, der eine fixe Idee verfolgt; er erscheint ihm mehr und mehr als ein höherer Skeptiker, der zu geistesbegabt und vielseitig wissend ist, um sich nicht der Anfechtbarkeit aller politischen Doktrinen bewußt zu sein, für einen kühnen Spieler, der sich zum Vorkämpfer der Bourgeoisie aufgeworfen hat, weil er den Sieg des Mittelstandes für ein fait accompli hält und

*) Werke VI, 148.
**) Ebenda 342.

überdies glaubt, daß sie einstweilen allein politischen Sinn genug hat, um Frankreich erfolgreich zu regieren. Seitdem verteidigt er sie ohne Schwanken und Zagen mit Wort und Tat: er weiß ihre Herrschaft durch alle Künste des historischen und philosophischen Scharfsinns als vernünftig und berechtigt zu stützen und ihre Machtstellung durch die Vortrefflichkeit seiner Verwaltung und die Energie, mit der er die Ordnung aufrecht erhält, zu befestigen. „Fällt er im Kampfe, so wird ihn auch dieser Sturz nicht erschüttern, und er wird bloß die Achseln zucken. War doch das, wofür er kämpfte, ihm im Grunde gleichgültig.“*)

Aber wenn Heine der französischen Regierung auch im ganzen genommen sympathisch gegenübersteht, so glaubt er doch, daß der Julimonarchie der Untergang bevorstehe. Das Haus Orleans hat nichts zu fürchten, solange die Bourgeoisie am Ruder bleibt, aber ihre Vormacht ist erschüttert. Der Kultus der materiellen Interessen, des Geldes, hat in der bürgerlichen Gesellschaft allen Gemeinsinn, alles Solidaritätsgefühl zerstört. In der Kammer wie im Lande vollzieht sich die Auflösung der Parteien, die Loslösung des Individuums, das nur noch nach seinem egoistischen Glücke trachtet. Die Bourgeoisie ist ebenso korrumpiert wie der Adel im Jahre 1789 und wird noch weniger Widerstand leisten als dieser. Wenn die neue Geldaristokratie von der Revolution bedroht wird, ist es zweifelhaft, „ob die bürgerlichen Ritter des Juliusthrons sich so heldenmütig zeigen werden wie die gepuderten Marquis des alten Regimes, die in seidenen Röcken und mit dünnen Galanteriedegen sich

*) Werke VI, 140, 342f.

dem eindringenden Volke in den Tuilerien entgegensetzten."*) Überall im sozialen Körper zeigen sich die beunruhigendsten Entartungssymptome. Während die Bourgeoisie sich im unfruchtbaren Trachten nach Geld erschöpft, verliert das Volk jeden Begriff des Ideals; es verhöhnt schließlich alles, was einst für gut und heilig galt, aber von den religiösen und politischen Tartüffen ausgebeutet oder durch Einfaltspinsel so oft lächerlich gemacht worden ist, daß niemand mehr daran glauben kann. Dieser trostlose Nihilismus, der in idealen Dingen nichts anderes mehr sieht als eine hohle Phrase, die sogenannte Blague, wird auf dem Theater durch den volkstümlichen Typus des Robert Macaire repräsentiert; noch cynischer offenbart er sich in den öffentlichen Ballokalen durch den schamlosen Cancan der Bastringuentänzer; in ihm erblickt Heine „eine getanzte Persiflage, nicht bloß die geschlechtlichen Beziehungen verspottend, sondern auch die bürgerlichen, sondern auch alles, was gut und schön ist, sondern auch jede Art von Begeisterung, die Vaterlandsliebe, die Treue, den Glauben, die Familiengefühle, den Heroismus, die Gottheit." So zeigt sich Demoralisation und Entartung überall, in der unfähigen und bornierten Aristokratie, die das alte Regime wieder herstellen will und vor keinem Mittel zurückschreckt, die Vormacht im Staate wieder zu erlangen; in der feigen und gewinnsüchtigen Bourgeoisie, die in ihrer egoistischen Profitjagd aufgeht, für ihr Kapital zittert und sich nur unter dem Druck der Notwendigkeit verteidigt, ohne Vertrauen in ihr Recht und ohne Selbstachtung; schließlich im Volke, das einem ausdörrenden Skeptizis-

*) Werke VI, 235, 289.

mus verfallen ist, allen Glauben an ein höheres Ziel verloren hat und sich lediglich von seinen Urinstinkten, seinen animalischen Bedürfnissen leiten läßt. Leichtsinnig, sorglos, unwissend, stets bereit zum Vergessen, unfähig, aus der Vergangenheit zu lernen, stets aufgelegt, sich blind in neue Abenteuer zu stürzen: so leben die Franzosen in den Tag hinein und genießen hastig die Gegenwart, weil sie vielleicht ahnen, daß für sie die Dämmerung heranbricht. Ihre Rolle ist freilich noch immer recht schön; die Franzosen bleiben immer „die Hauptakteurs im großen Weltdrama." „Frankreich hat noch nicht geendet, aber — wie alle Völker, wie das Menschengeschlecht selbst — es ist nicht ewig, es hat vielleicht schon seine Glanzperiode überlebt, und es geht jetzt mit ihm eine Umwandlung vor, die sich nicht ableugnen läßt; auf seiner glatten Stirn lagern sich diverse Runzeln, das leichtsinnige Haupt bekommt graue Haare, senkt sich sorgenvoll und beschäftigt sich nicht mehr ausschließlich mit dem heutigen Tage — es denkt auch an morgen."*)

Kann diese Auflösung des sozialen Körpers, diese Entartung Frankreichs, durch eine Wiedergeburt des Bonapartismus aufgehalten werden, wie einige behaupten? Heine zeigt sich sehr skeptisch gegen dieses Heilmittel. Man könnte zwar, meint er, in Frankreich leichter ein Bonapartistenregiment als eine Republik begründen. „Die Franzosen, aller republikanischen Eigenschaften bar, sind ihrer Natur nach ganz bonapartistisch. Ihnen fehlt die Einfalt, die Selbstgenügsamkeit, die innere und äußere Ruhe; sie lieben den Krieg des Krieges wegen; selbst im Frieden ist ihr

*) Werke VI, 248. Vergl. 325, 424.

Leben eitel Kampf und Lärm; die Alten wie die Jungen ergötzen sich gern am Trommelschlag und Pulverdampf, an Knalleffekten jeder Art."*) Heine hält es nicht für unmöglich, daß die Armee als der vielleicht gesündeste Teil des Volkes das jetzige Bourgeoisregiment über den Haufen wirft. „Also Soldatenwirtschaft wäre das Ende des Liedes, und die menschliche Gesellschaft bekäme wieder den Lärm der gloire mit ihren ewigen Tedeums, ihren Illuminationslämpchen ihren Helden mit schweren Goldepaulettes und ihrem permanenten Kanonendonner!"**) Aber trotz allem glaubt Heine nicht sehr an die Zukunft des Bonapartismus. Er bemerkt richtig, daß sich zur großen Besorgnis aller Friedensfreunde „alle möglichen Raubvögel um den toten Adler versammeln." Aber er hat nur Verachtung für „diesen Bonapartismus ohne Bonaparte, diese Kriegslust ohne den größten Feldherrn," für diese zusammengelaufene Partei, der alles zuströmt, was „nicht genau weiß, was es will, oder was es darf"; und er glaubt, daß wenn die Bonapartisten durch Zufall zur Herrschaft kämen, diese ganz wie das erste Kaiserreich nur eine kurze Vermittlungsperiode bilden würde. Übrigens verurteilt er den Versuch eines Staatsstreichs, den Louis Napoleon im August 1840 machte, mit größter Strenge. Er nennt ihn eine „Tat des Wahnsinns dieses erlauchten Abenteurers", dessen klägliches Fiasko alle Hoffnungen seiner Partei zu Schanden mache.***) Sogar sein Napoleonkultus ist

*) Werke VI, 171.

**) Ebenda 289.

***) Ebenda 584f., 588, 590. Diese Stellen wurden von Heine bei der Buchausgabe seiner Berichte im Jahre 1854 unterdrückt.

sehr abgeflaut. Die Zeremonie der Überführung der Asche des Kaisers löst in ihm nur eine sehr matte Begeisterung aus. Er ist zwar nicht unempfindlich gegen die ergreifende Schönheit jenes Tages, der die Gefühle des französischen Volkes bis in seine Tiefen erschütterte. „Aber," fährt er fort, „den siegreichen Imperator begleitete nicht jener Prätorianerjubel, jene lärmige Ruhm- und Raubsucht, deren man sich in Deutschland noch sehr gut erinnert aus den Tagen des Empire. Die alten Eroberer haben seitdem das Zeitliche gesegnet, und das Empire ist eben so tot wie der Kaiser selbst, und ward mit ihm begraben unter die Kuppel des Invalidendoms ... Der Kaiser ist tot, mit ihm starb der letzte Held nach altem Geschmack, und die neue Philisterwelt atmet auf wie erlöst von einem glänzenden Alp. Über seinem Grabe erhebt sich eine industrielle Bürgerzeit, die ganz andere Heroen bewundert, etwa den tugendhaften Lafayette oder James Watt, den Baumwollspinner."*)

Die große Gefahr, welche die Bourgeoisherrschaft bedroht, kommt nicht vom Bonapartismus: von unten aus den tiefsten Schichten der Bevölkerung droht die Katastrophe herauf, in der die Julimonarchie und vielleicht ganz Frankreich untergehen und verschwinden wird. Von 1840 ab weist Heine mit größtem Nachdruck auf die Fortschritte der Republikaner, ihren gewissen Sieg und die Schicksalsschläge hin, die das Land durch sie unvermeidlich erleiden wird. In den Arbeitergegenden, in den Werkstätten des Faubourg St. Marceau, wo man Robespierres und Marats Schriften, die Revolutionsgeschichte von Cabet und die kommu-

*) Werke VI, 241 f., vergl. 596.

nistischen Theorien von Babeuf liest und Lieder singt, „die in der Hölle gedichtet zu sein scheinen und deren Refrains von der wildesten Aufregung zeugen“, — in diesen Niederungen von Paris keimt langsam die Saat, die bald aufgehen wird und deren Frucht die Republik ist. Die ängstliche und verdorbene Bourgeoisie hat nicht die Kraft, dem leidenschaftlichen Ansturm dieser Revolutionäre zu trotzen. Aber die Republik wird sich nicht lange halten; in ihrem Lebensprinzip liegt schon der Keim ihres frühen Todes: die eifersüchtige Gleichheitssucht der Republikaner, die alle hervorragenden Individualitäten beseitigt, läßt nichts über die gemeine Mittelmäßigkeit hinauswachsen. „Durch dieses Grundübel ihrer Natur müssen jene Republiken notwendigerweise zugrunde gehen, sobald sie mit energischen und von großen Individualitäten vertretenen Oligarchien und Autokratien in einen entscheidenden Kampf geraten.“ Der Sieg der Republik wäre das Zeichen für einen Krieg mit dem alten Europa und dieser Krieg brächte Frankreich den Untergang, da es weder das Genie noch den Degen Napoleons zu seiner Verteidigung hätte.*) In demselben Artikel (30. April 1840) stellt Heine der oberflächlichen Auffassung der Republikaner die Saint-Simonistische Lehre entgegen, „jene neue Doktrin, die alle sozialen Fragen von einem höheren Gesichtspunkt betrachtet und sich von dem banalen Republikanismus glänzend unterscheidet wie ein kaiserliches Purpurgewand von einem grauen Gleichheitskittel.“**)

Schon im folgenden Jahre wechselt Heine den Standpunkt. Er sieht am Horizont immer noch die

*) Werke VI, 149f. **) Ebenda 151.

Sturmzeichen eines großen Umsturzes, aber er nennt die Feinde der bestehenden Gesellschaftsordnung nicht mehr Republikaner, sondern Kommunisten, und erblickt in ihnen „die jüngsten und verzweiflungsvollsten Kinder der Revolution, jene verwahrlosten und enterbten Kinder, deren Elend ebenso groß ist wie ihr Wahnsinn.“*) Der Kampf der Zukunft wird nicht mehr politisch, sondern sozial sein. Man wird nicht mehr um die Regierungsform, noch um ein Prinzip der Freiheit oder Gleichheit kämpfen, sondern die große Masse der Enterbten wird gegen die Reichen und Glücklichen aufstehen und ihren Anteil am irdischen Glück fordern. Die gegenwärtige Gesellschaft, prophezeit Heine, wird untergehen, wie einst die römische Gesellschaft unterging, als Jesus, der Sohn des Zimmermanns, kam und seine Axt an den alten, wurmstichigen Bau legte. Der Kommunismus verbirgt sich heute noch in den Kellern und Dachwohnungen, aber bald wird er sich hervorwagen. Seine zerstörenden Doktrinen haben die unteren Klassen zu sehr ergriffen; man verlangt jetzt nicht die Gleichheit der Rechte, sondern die Gleichheit des Genusses; es gibt in Paris etwa 400000 Arbeiter, welche nur des Losungswortes harren, um die Idee der absoluten Gleichheit zu verwirklichen, die in ihren rohen Köpfen brütet. Ihre Kraft ist groß, denn der Kommunismus besitzt eine Sprache, die jedes Volk versteht; die Elemente dieser Universalsprache sind so einfach wie der Hunger, wie der Neid, wie der Tod.**) Die Sozialisten sind die Dämonen der Finsternis, die furchtbaren Ungetüme, welche die

*) Werke VI, 290f.

**) Ebenda 277f., 314f. (Bericht vom 14. Dezember 1841 und vom 18. Juli 1842).

jetzige Gesellschaft verschlingen. Wer sie beobachtet, betrachtet sie nur durch ein Verkleinerungsglas, und da sehen sie wirklich aus wie wahnsinnige Flöhe; aber zeigt man sie in ihrer wahren Lebensgröße, so gleichen sie vielmehr den furchtbarsten Krokodilen, die jemals aus dem Nilschlamm gestiegen sind.*) Die Zukunft gehört ihnen, sie glauben an ihre Sendung, wie die ersten Christen; gleich jenen schreiten sie zur Eroberung der Welt mit wildem Glaubenseifer und düsterem Zerstörungswillen. Sie werden getrieben von dämonischer Notwendigkeit, sie sind die prädestinierten Knechte, womit der höchste Weltwille seine Beschlüsse durchsetzt. Zu ihrem wachsenden Heere werden bald die Fourieristen und die Trümmer des Saint-Simonismus übergehen.**) Sie werden Saint-Simons und Enfantins Träume auf ihre Weise verwirklichen, die Ausbeutung der Armen durch die Reichen beseitigen und jedem so viel geben, als er braucht. Und Heine sieht eine Reihe ungeheurer Kämpfe heraufdämmern, einen Vernichtungskrieg zwischen Deutschland und Frankreich, dann, als zweiten Akt der Tragödie, den Weltkrieg, der mit einem allgemeinen Proletarieraufstand endet, und schließlich den großen Zweikampf der Besitzlosen mit der Aristokratie des Besitzes, bis es „nur einen Hirten und eine Herde geben wird, ein freier Hirt mit einem eisernen Hirtenstabe und eine gleichgeschorene, gleichblökende Menschenherde.“***)

Diese Herrschaft des Kommunismus als die Lösung der großen sozialen Tragödie, die Europa bevorsteht, flößt Heine ein Gefühl der Furcht und des Wider-

*) Werke VI, 135.
**) Ebenda 409.
***) Ebenda 316 (Bericht vom 12. Juli 1842).

willens ein. Er ist von seinem Saint-Simonistischen Optimismus abgekommen; er glaubt nicht mehr an die Heraufkunft jener Demokratie von Gottmenschen, welche die Entwicklung des Industrialismus herbeiführen soll. Seine Zukunftsperspektiven werden immer düsterer. Der Sieg der Proletarier kann nur von kurzer Dauer sein, „indem sie in ihrem blödsinnigen Gleichheitstaumel alles, was schön und erhaben auf dieser Erde ist, zerstören und namentlich gegen Kunst und Wissenschaft ihre bilderstürmende Wut auslassen würden."*) Er ist also zweifellos eine Bedrohung der europäischen Zivilisation, und doch ist er unvermeidlich; er erscheint als die logische Schlußfolgerung der großen demokratischen Bewegung, für die Heine sein Leben lang gekämpft hat, eine furchtbare und gefahrdrohende Schlußfolgerung, die aber notwendig ist und vor der er nicht zurückschreckt.

Heine sieht also der sozialen Revolution nicht mit Begeisterung, sondern mit Resignation entgegen. Nur wünscht er, daß die Ereignisse sich nicht überstürzen; und so gelingt es ihm schließlich, seine demokratischen Überzeugungen mit der Sympathie für die Julimonarchie in Einklang zu bringen. Er stellt Guizot als den Mann des geregelten, besonnenen, organisierten Fortschritts hin, der die teuren Erworbenheiten der Revolution durch ein düster heranziehendes Weltgewitter gefährdet sieht und Zeit gewinnen möchte, um die Garben der Ernte unter Dach zu bringen. Diese Besonnenheit lobt Heine sehr. „In der Tat," sagt er, „die Fortdauer jener Friedensperiode, wo die gereiften Früchte eingescheuert werden können, ist unser erstes Bedürfnis. Die Saat der

*) Werke VI, 239, 277, 314.

liberalen Prinzipien ist erst gründlich abstrakt emporgeschossen, und das muß erst ruhig einwachsen in die konkret knorrigste Wirklichkeit. Die Freiheit, die bisher nur hie und da Mensch geworden, muß auch in die Massen selbst, in die untersten Schichten der Gesellschaft übergehen und Volk werden. Diese Volkwerdung der Freiheit, dieser geheimnisvolle Prozeß, der, wie jede Geburt, wie jede Frucht, als notwendige Bedingnis Zeit und Ruhe begehrt, ist gewiß nicht minder wichtig, als es jene Verkündigung der Prinzipien war, womit sich unsere Vorgänger beschäftigt haben. Das Wort wird Fleisch, und das Fleisch blutet. Wir haben eine geringere Arbeit, aber größeres Leid, als unsere Vorgänger.*) Die Hauptsache ist also in diesem Augenblick nicht die feierliche Proklamierung von Prinzipien, nicht, daß ein Fetzen Freiheit mehr abgerissen werde von dem Purpurmantel der regierenden Macht und daß irgend ein demokratisches Grundgesetz promulgiert werde. Worauf es ankommt, das ist, daß das Volk die Errungenschaften der Revolution sich zu eigen macht, und dazu bedarf es der Ruhe und der Zeit. Ein kluger König, der Bescheid weiß, wie Louis Philipp, ein Minister des geregelten Fortschritts wie Guizot, sind in dieser Hinsicht eine Wohltat für die Nation. Und fortan hofft Heine, obwohl er die tiefe Korruption des Bürgertums und die Unsicherheit seiner Herrschaft durchaus anerkennt, daß die Regierung Louis Philipps möglichst lange dauern und dem Volke durch eine besonnene und friedliche Verwaltung dazu verhelfen möge, die kommende Krisis ungefährdet durchzumachen.

---

*) Werke VI, 372f.

Darf man deshalb, wie es bisweilen geschieht, Heines Mäßigung auf persönliche Motive zurückführen und in dem Solde, den der Dichter aus dem geheimen Staatsfond bezog, den ausschlaggebenden Grund für seine Aussöhnung mit der Julimonarchie sehen? Gewiß verpflichtete diese Pension ihn gegen Guizot, der ihm, als er Minister wurde, das seit 1836 von Thiers gewährte Jahresgeld weiter gab. Vielleicht darf man sogar annehmen, daß Dankbarkeit oder Furcht, dieses kostbaren Zuschusses verlustig zu gehen, den gefürchteten Spötter bewogen, seine Kritik auf einen gemäßigteren Ton zu stimmen, als er es unter anderen Umständen getan hätte. Es ist ferner nicht zu leugnen, daß Heines Urteile über die französischen Zustände mehr Eindruck gemacht hätten, wenn er der Regierung ganz ungebunden gegenüber gestanden hätte. Aber nichts ermächtigt uns zu der Annahme, daß Heine aus Gefälligkeit gegen seinen Beschützer anders geschrieben hätte, als er dachte. Ja, wir haben nicht einmal einen Grund zu glauben, daß Heine diese Unterstützung als Schweigegeld für das bekommen hätte, was er nicht schrieb, wie es im Jahre 1848 die „Allgemeine Zeitung“ (23. Mai) behauptete, obwohl sie ihn im übrigen gegen die Anklage der Käuflichkeit und Servilität in Schutz nahm. Die Erklärungen, die Heine hierüber gibt, erscheinen durchaus einwandsfrei.*) Wenn er von Ende 1843 an keine politischen Artikel für die Zeitungen mehr schrieb und nur von Zeit zu Zeit einige Aufsätze über Kunst und Wissenschaft erscheinen ließ, so ist der Grund der, daß er in seinem Glauben an Guizots Standhaftigkeit gegen

*) Werke VI, 373f., 524f.

königliche Zumutungen irre wird; er sieht ihn vom Willen Louis Philipps allzu verderblich beherrscht und begreift „den großen entsetzlichen Irrtum dieses autokratischen Starrwillens, dieses unheilvollen Eigensinns.“*) Und wenn er den Umschlag seiner Meinung nicht öffentlich bekennt, wenn er schweigt, statt die Mißgriffe zu rügen, wodurch das allzu nachgiebige Ministerium und der betörte König das Land und die Welt dem Untergang entgegen führten, so knebelten brutale physische Hindernisse seine Feder. Zunächst hätte die „Augsburger Zeitung“, deren Zensor ganz auf Seite Louis Philipps stand, jedes mißliebige Wort über den König erbarmungslos gestrichen. Ferner wäre Heine bei allzu freier Sprache Gefahr gelaufen, nicht nur seine Pension zu verlieren, sondern einfach als Fremder aus Frankreich ausgewiesen zu werden. Kann man ihm unter diesen Verhältnissen sein Schweigen als Verbrechen auslegen? Sein Benehmen war gewiß nicht heldenmütig, aber es war auch nicht mit Unehre behaftet. Heines Nachsicht gegen die Julimonarchie entstammt also nicht der kleinlichen Selbstsucht des Pensionsempfängers, der um seinen Lebensunterhalt zittert. Sie erklärt sich ganz ungezwungen durch die Befürchtungen des Dichters gegenüber der steigenden Flut der Revolution. So aufrichtig seine demokratische Gesinnung war, so fest entschlossen er war, für den endlichen Sieg des Sozialismus zu kämpfen, so fürchtete er doch, daß die soziale Revolution ein Verhängnis für die hohe europäische Kultur würde. Daher sein Wunsch, den Zusammenbruch hinauszuschieben und der Demokratie Zeit zu geben, sich besser auszubilden

*) Werke VI, 386.

und die großen Errungenschaften des modernen Geistes sich anzueignen. Sein Opportunismus erfährt also den Einschlag eines sehr achtbaren Gefühls. Just im Sinne des Volkes und seiner Sache bangte Heine vor einem vorzeitigen Ausbruch des Gewitters, das er am Horizont aufziehen sah. Er wünschte, wenn auch mit geringer Hoffnung, daß es zu keinem vernichtenden Zusammenbruch, keinem unfruchtbaren, zukunftslosen Umsturz käme, sondern zu einem fruchttragenden, endgültigen Siege des menschlichen Genius.

IV.

Die Jahre nach der Thronbesteigung des gekrönten Romantikers Friedrich Wilhelm IV. sind eine kritische Zeit in der Geschichte des deutschen Gedankens wie auch in der Entwickelung von Heines politischem Denken. Man weiß, welche glänzenden Hoffnungen der neue König erweckte, als er die Zügel der Regierung ergriff, und welche grausamen Enttäuschungen dem Enthusiasmus der ersten Tage auf dem Fuße folgten. Er hatte zuerst die hochherzigsten und versöhnlichsten Absichten gezeigt, politische Vergehen amnestiert, die Demagogenverfolgungen eingestellt, den Behörden größere Milde in der Zensur und der Presse gegenüber anempfohlen; aber nach einigen schlechten Erfahrungen nahm er den Kampf gegen den Liberalismus mit erneuter Strenge auf.

Seit dem Ende des Jahres 1842 machen die liberalen Absichten des Königs einer Tendenz äußerster Bedrückung Platz. Herwegh, der in einem etwas großsprecherischen und anspruchsvollen Briefe gegen das Interdikt protestierte, das die preußischen Behörden

über die von ihm in der Schweiz zu begründende Zeitung verhängt hatten, wurde plötzlich verbannt und die „Leipziger Allgemeine Zeitung", die Herweghs Brief veröffentlicht hatte, in Preußen verboten. Ruges „Deutsche Jahrbücher", das offizielle Organ für die Theorien der Radikalen, an dem Feuerbach, die Brüder Bauer und Marx mitarbeiteten, wurden in Preußen, in Sachsen und zu Anfang des Jahres 1843 auch durch Bundestagsdekret verboten. Zur selben Zeit wurde das einflußreichste Oppositionsblatt, die „Rheinische Zeitung", von den Behörden unterdrückt. Gleichzeitig empfing die Zensur von neuem die strengsten Anweisungen. Desgleichen maßregelte der Kultusminister Eichhorn die Universitäten und Lehrkörper mit pedantischer Strenge und zog dadurch den Haß der ganzen Gelehrtenwelt auf sich. Gegen die politischen Dichter, die allerorten auftauchten, wie Hoffmann von Fallersleben, Herwegh, Dingelstedt, Freiligrath, Meißner, Karl Beck, Nikolaus Becker, Ludwig Wiehl, Gottfried Kinkel und andere, die ihre flammenden Aufrufe durch ganz Deutschland ertönen ließen und mit mehr Ernst und Leidenschaft als einst das Junge Deutschland die Sache der Freiheit und des Volkes vertraten, vermochte die Regierung nicht viel, verteidigte sich aber, so gut sie konnte, durch Polizeimaßregeln. Im Monat Dezember 1841 wurden alle Bücher von Hoffmann und Campe, Heines Verleger, in Preußen verboten; der Grund war das Erscheinen der „Unpolitischen Lieder" von Hoffmann von Fallersleben und der „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" von Dingelstedt. Die folgenden Maßregeln, wie Herweghs Verbannung im Jahre 1842 und namentlich Hoffmanns Absetzung im Jahre 1844 bewiesen, mit welch erbarmungsloser Strenge die

Regierung die geringsten Kühnheiten der demokratischen Dichter zu ahnden willens war. Unter diesen Umständen wurde die öffentliche Meinung immer mehr aufgereizt gegen die preußische Regierung, speziell gegen den neuen Monarchen, den sie nicht ohne Grund direkt verantwortlich machte für die absolutistische, feudale und pietistische Reaktion, die in Preußen immer mehr Feld gewann. Der Krieg gegen die von neuem aus ihrem Grabe auferstandene Romantik ward mehr denn je die Losung des Tages. Auch Heine zögerte nicht, seine Stimme ertönen zu lassen. Vom Jahre 1842 ab spricht er seinem Verleger Campe gegenüber den Umschwung seiner Anschauungen aus und ermahnt ihn, die Zwangsmaßregeln der preußischen Regierung durch einen Krieg bis aufs Messer zu beantworten. „Ich habe, wie Sie wissen," schreibt er ihm, „die Mäßigung bis zum bedenklichsten Grade getrieben, und Sie werden meinen Rat keiner aufbrausenden Hitzköpfigkeit zuschreiben. Ich verachte die gewöhnlichen Demagogen und ihr Treiben ist mir zuwider, weil es zunächst immer unzeitig war; aber ich würde den schäbigsten Tumultanten jetzt die Hand bieten, wo es gilt, den Preußen ihre infamen Tücken zu vergelten und ihnen überhaupt das Handwerk zu legen."*)

Freilich hat er seine Vorurteile gegen die Radikalen nicht abgelegt, die ihn seit seinem Buche über Börne für einen Abtrünnigen halten und ihm ihre Abneigung immer noch zu fühlen geben. Er bleibt nicht nur mit Gutzkow und der Gruppe um Börne verfeindet, er opponiert auch gegen den „Phrasenpatriotismus" der politischen Dichter.**) Er spottet über

*) Briefe XXI, 313 (Brief vom 28. Februar 1842).

**) Ebenda XX, 324 (Brief an Laube vom 7. November 1842).

die neue Mode der Tendenzpoesie und die Dichter, die ihre Muse in den Dienst der guten Sache stellen, „etwa als Marketenderin der Freiheit oder als Wäscherin der christlich-germanischen Nationalität." Er spottet über die wackeren Kämpen von Licht und Wahrheit, die im Vaterlande als wohlbestallte Staatsdiener oder als Stammgäste eines Klubs sehr sicher umhergehen und „sich des Abends patriotisch erquicken am Rebensafte des Vater Rhein und an meerumschlungenen schleswig-holsteinschen Austern."*) Allerdings steht Heine den liberalen Tendenzen dieser Dichter sympathisch gegenüber. Wenn er sie trotzdem angreift, so geschieht dies, weil ihn die feierlichen Gebärden, die bedeutungsvollen Mienen, die pathetischen Gesten aller dieser Freiheitshelden und Vaterlandsretter komisch anmuten. Es ärgert ihn ferner, bei einigen von ihnen jenen Phrasenpatriotismus wiederzufinden, den er bei den Burschenschaftern einst so verachtet hatte, jenen kriegsdurstigen Nationalismus, dessen plötzlicher Ausbruch im Jahre 1840 fast zum Kriege zwischen Deutschland und Frankreich geführt hätte.**) Mehr noch

---

*) Werke II, 352. Anspielung auf zwei verbreitete Lieder: Beckers „Rheinlied" und das Lied von Friedrich Chemnitz, „Schleswig-Holstein meerumschlungen".

**) Heine bekämpft entschlossen „die Dämonen des Umsturzes diesseits und jenseits des Rheines". „Wie hier in Frankreich," sagt er, „die radikale Partei, aus Angst vor der definitiven Befestigung der Orleansschen Dynastie und ihrer auf lange Zeit gesicherten Dauer, die Wechselfälle des Kriegs herbeiwünscht, um nur die Chance eines Regierungswechsels zu gewinnen: so predigt jenseits des Rheins die radikale Partei einen Kreuzzug gegen die Franzosen, in der Hoffnung, daß die entzügelten Leidenschaften einen wilden Zustand herbeiführen, wo viel leichter als in einer zahmen und gezähmten Periode die Ideen

reizte ihn die Verachtung, die diese demokratischen Dichter, diese braven Leute und schlechten Musikanten, mit selbstsüchtiger Hinterabsicht für die Kunst bekundeten. Wenn die gesinnungstüchtigen, aber stil- und talentlosen Mittelmäßigkeiten die Oberhand gewinnen und das Formentalent in Mißkredit bringen, wenn man für jeden die Freiheit fordert, nach Willkür, aber so schlecht er wolle, zu schreiben, wenn man die Aristokratie des Talents ächtet, wenn die demokratische Gleichheitssucht dem Sänger der Liebe zuruft: „Warum die Rose besingen, Aristokrat! besing die demokratische Kartoffel, die das Volk nährt!"*) — so ist das Ende der Literatur und der Sieg jener utilitarischen Gleichheit besiegelt, deren Heraufkunft Heine fürchtet und als das größte Unglück der Menschheit ansieht.

---

der Bewegung verwirklicht werden können" (Werke VI, 240). Aber in Heines Augen wäre ein Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ebenso überflüssig wie verderblich. „Die Franzosen besäßen zwar gern die Rheingrenze, aber nur weil sie sonst gegen etwaige Invasionen zu wenig geschützt sind, und die Deutschen brauchten nicht zu fürchten, die Rheingrenze zu verlieren, solange sie nicht selber den Frieden brechen. Weder das deutsche Volk, noch das französische Volk begehrt nach Krieg. Ich brauche wohl nicht erst zu beweisen, daß die Rodomontaden unserer Deutschtümler, die nach dem Besitz vom Elsaß und Lothringen schreien, nicht der Ausdruck des deutschen Bauers und des deutschen Bürgers sind. Aber auch der französische Bürger und der französische Bauer, der Kern und die Masse des großen Volks, wünschen keinen Krieg, da die Bourgeoisie nur nach industriellen Ausbeutungen, nach Eroberungen des Friedens trachtet, und der Landmann noch aus der Kaiserperiode sehr gut weiß, wie teuer, wie blutteuer er die Triumphe der Nationaleitelkeit bezahlen muß" (VI, 241).

*) Werke VII, 418f., vgl. II, 352f., s. auch Legras, „H. Heine poète", S. 260f.

Die politische Tendenzpoesie erscheint ihm als der erste Schritt auf dem Wege zum Verfall. Deshalb hat er auch gegen jene Leute, die von ihrem Schreibtisch aus Kriegsgesänge anstimmen, nur eine sehr geringe Achtung, weil er das lächerliche Mißverhältnis zwischen ihren Ansprüchen und ihrer wirklichen Macht erkennt. Er empfindet keinen Respekt vor jenen Mundhelden, die an die Allmacht der Phrase glauben, die dem Volke sagen, „was die Glocke hat geschlagen", die Dolche und Schwerter reden, aber ihre Dichtung so allgemein wie möglich halten, um sich nicht bloßzustellen, und in ihrer Harmlosigkeit wähnen, daß ihre Reden Taten ersetzen können.*) Er glaubt, daß diese deutschen Republikaner weder in nächster Zeit noch überhaupt jemals Erfolg haben könnten; er macht sich über den allzugutmütigen Venedey**) lustig, glossiert höhnisch Herweghs Mißerfolge in Preußen***) oder hält sich über die „Verhofräterei" Dingelstedts auf, der seine politischen Überzeugungen für den Hofratstitel und eine Anstellung am württembergischen Hofe in Kauf gegeben hatte.†) Vor allem ist er überzeugt, daß es den

*) Werke I, 310.

**) Strodtmann, „Heines Leben und Werke", II, 219ff. S. auch Heines Werke II, 210ff.; VI, 28; VII, 626; Briefe XX, 445ff., 452.

***) Siehe die Gedichte „An Georg Herwegh" (I, 310), „Die Audienz" (II, 208; vgl. VII, 626), „Georg Herwegh" (I, 310), „Der Ex-Lebendige" (I, 404), „Simplicissimus I" (II, 189). Über Herweghs Erlebnisse und Heines Angriffe siehe Strodtmann, „Heine", II, 318ff.; Brandes, „Die Literatur des XIX. Jahrhunderts", V, 360, 389; Treitschke, „Deutsche Geschichte", V, 204ff., 373.

†) Heine verfährt weniger streng mit dem Skeptiker Dingelstedt, mit dem er während dessen Aufenthalt in Paris von 1841 bis 1842 in guten Beziehungen gestanden hatte, als mit dem

politischen Dichtern nie gelingen würde, das deutsche Volk aus seinem Schlafe aufzurütteln und ihm männliche Entschlüsse einzublasen, und er höhnt ihre Leser mit den verächtlichen Versen:

„Der Knecht singt gern ein Freiheitslied
Des Abends in der Schenke:
Das fördert die Verdauungskraft
Und würzet die Getränke."

In dieses Konzert pathetischer und feierlicher Stimmen, die von Zorn oder Begeisterung beben und nach 1840 in Deutschland ertönen, läßt Heine also seine Ironie hineinschrillen. Ihr Wort: „Ein Talent, kein Charakter" gibt er ihnen zurück, indem er den Charakter ohne Talent in Atta Troll, dem „Tendenzbären" verkörpert, der moralisch und religiös gesinnt ist, aber schlecht tanzt und übel riecht. Atta Troll ist der Gaukler, der republikanische Volkssänger, der seine Sprünge mit feierlichem Ernst vollführt und die Frivolität des menschlichen Tanzes geflissentlich verachtet, sich aber nichtsdestoweniger außerordentlich geschmeichelt fühlt, wenn er vor den menschlichen Zuschauern Beifall erntet. Er ist auch der Verfechter der Gleichheit und protestiert gegen die ungerechte Herrschaft, welche sich die Menschen, die Aristokraten des Tierreiches, anmaßen; er will „ein gerechtes Animalreich" stiften.

---

eitlen Herwegh (Deutsche Rundschau, Januar 1890, S. 114ff.). Siehe die Gedichte über Dingelstedt: „Bei des Nachtwächters Ankunft in Paris" (I, 304), „An den Nachtwächter" (I, 315), „Der Ex-Lebendige" und „Der Ex-Nachtwächter" (I, 404ff.). Vgl. Brandes, Opus citatum, V, 361ff., 396.

„Grundgesetz sei volle Gleichheit
Aller Gotteskreaturen,
Ohne Unterschied des Glaubens
Und des Fells und des Geruches.“

Er ist schließlich der Deutschtümler, die „Blüte autochthoner Bildung“, ein Feind von Seife und vom „Jargon des Hellenen und des Römlings“, ein guter Patriot, „für Gymnastik sehr begabt“, tief religiös und fest überzeugt, daß „droben in dem Sternenzelt auf dem goldenen Herrscherstuhle ein kolossaler Eisbär sitzt“, umgeben von „Bärenheil'gen, die auf Erden still geduldet“...

Es ist klar, daß dieser gleichheitstolle, deutschtümelnde Tanzbär, der Züge von Freiligrath, Proudhon und Maßmann trägt, etwas im Abstrakten stecken bleibt, und der Vorwurf ist nicht ungerechtfertigt, daß Heine in ihm keinen konsequenten und einheitlichen Charakter geschaffen hat.*) Aber man kann doch zugeben, daß Atta Troll einen pittoresken und erheiternden Eindruck hervorruft, und wenn sein Charakter nicht einheitlich ist, so kann man zugunsten des Dichters einwenden, daß der Typus des deutschen Republikaners, den er darin treffen wollte, selbst eigentümlich verwickelt war und manche widerspruchsvollen Züge aufwies.

Wenn Heine für die Liberalen und Radikalen nicht viel übrig hat, wenn er einerseits ihren republikanischen Puritanismus oder ihre nivellierende Gleichheitssucht und andererseits ihre nationalistischen Einheitstendenzen tadelt, so zeigt er ungleich größeren Respekt vor der Partei der Sozialisten, die sich damals gerade immer reinlicher vom Radikalismus scheidet.

Die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschafts-

*) Legras, „Henri Heine poète“, S. 265.

ordnung führte damals in Deutschland, in den Städten wie auf dem flachen Lande, zur Entstehung und immer größeren Zunahme des Proletariats; die Fortschritte von Industrie und Technik zogen die Verelendung ganzer Volksschichten nach sich; namentlich die Arbeiter des Hausgewerbes hatten darunter zu leiden und der Aufstand der schlesischen Weber offenbarte das grauenhafte Elend, das in diesen untersten Gesellschaftsschichten herrschte. Überall kamen sozialistische Tendenzen zum Durchbruch, teils kommunistischer Art, wie in den Geheimbünden, der „Bund der Gerechten" oder das „Junge Deutschland", die sich namentlich im Ausland, besonders in der Schweiz, aus politischen Flüchtlingen und Arbeitern bildeten; teils christlich-aristokratischer Art, wie bei Huber und Wagener, teils bürgerlicher, wie der „Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen", teils philosophischer und literarischer, wie bei Heß und Grün, teils staatssozialistischer, wie bei Rodbertus. Und in der „Rheinischen Zeitung", in den „Deutsch-französischen Jahrbüchern", die Ruge und Marx nach dem fast gleichzeitigen Verbot jener Zeitung und der „Deutschen Jahrbücher" herausgaben, in dem seit 1844 von Börnstein begründeten „Vorwärts", der seit der Mitte des Jahres seine Spalten den fortschrittlichsten demokratischen Schriftstellern eröffnet, begann der revolutionäre Sozialismus seine Lehren niederzulegen und die bestehende Gesellschaftsordnung zu bekämpfen.*)

*) Über die sozialistische Bewegung der vierziger Jahre siehe Adler, „Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiterbewegungen in Deutschland", S. 82ff., 103ff. (Breslau 1885) und Mehring, „Geschichte der deutschen Sozialdemokratie", I, 71ff. (Stuttgart 1898).

Heine ließ sich von dieser Bewegung fortreißen. Er hatte sich für die Redakteure der „Rheinischen Zeitung“ verwendet, als diese verboten wurde, und den Sozialisten Heß seinem Verleger Campe warm empfohlen.*) In der Folge arbeitete er, obwohl er sich sorglich von der „rugischen Koterie“ fern hielt, an den „Deutsch-französischen Jahrbüchern“ mit und ließ dort seine drei Spottgesänge auf Ludwig von Bayern erscheinen, das sanglanteste, wie er sagt, was er je geschrieben hat.**) Gewiß trat er damals auch in persönliche Beziehungen zu Marx, der mit Ruge die Jahrbücher herausgab und dem gegenüber er wahre Freundschaft und vollkommene Hochachtung empfand. Marx seinerseits glaubte an die Aufrichtigkeit von Heines demokratischen Gefühlen, verstand besser als die Puritaner vom Schlage Börners oder Ruges sein Künstlertemperament zu nehmen und verargte dem Dichter nicht allzusehr seine kleinen Versündigungen gegen den bürgerlichen Moralkodex.***) Auf seine Veranlassung nahm Heine tätigen Anteil an dem revolutionären Feldzuge. Als die „Jahrbücher“ eingingen, betonte Heine in einem Briefe an Campe, daß der Grund ihres Eingehens nicht Geldmangel oder ungenügende Beiträge noch Gleichgültigkeit des Publikums sei; er verriet sogar, daß man ihm vierzigtausend Franken geboten hätte, um das Unternehmen mit seinem Namen weiterzuführen, und er scheint

*) Briefe XXI, 363; vgl. Werke II, 169ff.

**) Ebenda XXI, 364; XXII, 2.

***) Über den Einfluß von Marx auf Heine siehe Mehring, opus citatum, S. 218. Heine hat seinerseits einen merklichen Einfluß auf Marx und Engels gehabt; in ihren Werken aus den vierziger Jahren finden sich oft Zitate aus Heine.

selbst Schritte getan zu haben, um ein neues Organ für die Radikalen und Sozialisten zu schaffen.*) Jedenfalls war er neben Marx, Engels, Bakunin, Heß, Wilhelm Marr, Herwegh, Ruge einer der tätigsten Mitarbeiter des „Vorwärts" und veröffentlichte darin viele Gedichte, unter anderem auch Angriffe von unerhörter Gewalt auf den König von Preußen.**) Während seines Aufenthaltes in Hamburg im Sommer 1844 traf er bei Campe den berühmten kommunistischen Agitator Weitling, der vierzehn Monate in schweizerischen und deutschen Gefängnissen geschmachtet hatte.***) Um die pietistische und junkerliche Reaktion in Preußen zu bekämpfen, ging Heine ohne Zögern Hand in Hand mit den furchtbarsten Revolutionsmännern.

Seine „Zeitgedichte" und sein Gedichtzyklus „Deutschland, ein Wintermärchen" sind der Niederschlag seiner kriegerischen Stimmung. Heine beschränkt sich in diesen Gelegenheitsdichtungen nicht darauf, die zwei hervorragendsten gekrönten Häupter

---

*) Briefe XXII, 7. Vgl. Strodtmann, „Heine", II, 318; Adler, opus citatum, S. 97 ff.

**) Heine veröffentlichte im „Vorwärts": Am 10. Januar „An Georg Herwegh"; am 11. Mai „Der Kaiser von China"; am 1. Juni „Zur Beruhigung"; am 5. Juni „An F. Dingelstedt" (jetzt „An den Nachtwächter"); vom 15. Juni bis 13. Juli „Der neue Alexander"; am 22. Juni „Kirchenrat Prometheus", „Die verkehrte Welt"; am 20. Juli „Doctrin"; am 24. Juli „Erleuchtung"; vom 23. Oktober bis 30. November „Deutschland, ein Wintermärchen". Fast alle erschienen in der Sammlung „Neue Gedichte" Ende September 1844; „Deutschland" erschien im selben Jahre auch in einer Sonderausgabe.

***) Adler, opus citatum, S. 80. Siehe auch die Wiedergabe dieser Begegnung in Heines Geständnissen (Werke VI, 44) und in dem Brief an Marx vom 21. September 1844 (Nassen, „Neue Heinefunde", S. 41).

Deutschlands, König Ludwig von Bayern und Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zu karikieren, er läßt bisweilen ganz wie verschiedene Republikaner, z. B. Meißner, Becker oder Herwegh, rein sozialistische Tendenzen durchklingen, so in dem düsteren Lied von den Webern, die das Leichentuch von Altdeutschland weben und dabei den alten Glauben und die alten Idole verfluchen.

„Ein Fluch dem Götzen, zu dem wir gebeten
In Winterskälte und Hungersnöten;
Wir haben vergebens gehofft und geharrt,
Er hat uns geäfft und gefoppt und genarrt —
Wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unser Elend nicht konnte erweichen,
Der den letzten Groschen von uns erpreßt,
Und uns wie Hunde erschießen läßt —
Wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem falschen Vaterlande,
Wo nur gedeihen Schmach und Schande,
Wo jede Blume früh geknickt,
Wo Fäulnis und Moder den Wurm erquickt —
Wir weben, wir weben!“*)

Und wie die „Zeitgedichte“ ist auch „Deutschland“ wesentlich ein revolutionäres Manifest. Schon in der Vorrede setzt Heine mit hinreißender Beredsamkeit seine Idee von der Sendung Deutschlands auseinander. Es soll das große, von den Franzosen begonnene Revolutionswerk vollenden, es soll die Universalherrschaft der Demokratie verwirklichen. „Wenn die

*) Werke 277f.

Deutschen den Gedanken der Revolution bis zu seinen letzten Folgerungen treiben, wenn sie die Dienstbarkeit bis in ihren letzten Schlupfwinkel, den Himmel, zerstören, wenn sie das Elend von der Erde entfernen, das glückenterbte Volk und die geschändete Schönheit und Poesie wieder in ihre Würde einsetzen, dann wird Europa, wird die ganze Welt deutsch werden." Auf dieses kosmopolitische Ideal der Eintracht und Brüderlichkeit will er den Geist seiner Zeitgenossen richten, und mit all seinem leidenschaftlichen Schwung bekämpft er die Nationalisten jeder Schattierung, die kampflustigen Patrioten, die nur von Kriegen und Eroberungen träumen, die Romantiker, die das heilige römische Reich des Mittelalters wieder aufrichten wollen oder die Positivisten und Utilitarier, die den Zollverein als Werkzeug zur Einigung Deutschlands begrüßen. Gegen die Vertreter des überlebten Absolutismus, gegen die selbstsüchtigen Verteidiger des alten Glaubens, die das alte Entsagungslied singen:

„Das Eiapopeia vom Himmel,
Womit man einlullt, wenn es greint,
Das Volk, den großen Lümmel,"*)

stimmt Heine sein gewaltiges Lied an von dem Evangelium der neuen Zeit, das ihn die Saint-Simonisten gelehrt haben:

„Ein neues Lied, ein besseres Lied,
O Freunde, will ich euch dichten:
Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelreich errichten.

---

*) Werke II, 429f.

Wir wollen auf Erden glücklich sein,
Und wollen nicht mehr darben;
Verschlemmen soll nicht der faule Bauch,
Was fleißige Hände erwarben.

Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,
Und Zuckererbsen nicht minder.

Ja, Zuckererbsen für jedermann,
Sobald die Schoten platzen!
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen."*)

Ein Prophet dieses neuen Ideals will Heine sein. Und er ist keiner von den furchtsamen Salon-Revolutionären, welche vor der Übersetzung ihrer Gedanken in die Tat zurückschrecken. Er will, daß seine Träume Wirklichkeit werden, er will ein Schöpfer neuer Werte sein. Ihn begeistert die Vision des schweigenden Liktors, der das blanke Richtbeil hinter ihm herträgt, bereit, seine Gedanken in Taten umzusetzen und alle seine Urteile zu vollstrecken, auch wenn sie ungerecht sind.**) Sein Glaube an dies Ideal ist stark genug, daß er die furchtbare soziale Verantwortlichkeit, die es mit sich bringt, freudig auf sich nimmt und ohne Schauder das furchtbare Wort des roten Liktors vernimmt: „Ich bin die Tat von deinen Gedanken."

Diesmal war der Bruch zwischen Heine und den deutschen Regierungen ein vollkommener. Bis zum Jahre 1843 war keine Polizeimaßregel gegen ihn ergriffen worden. Er hatte sich in diesem und dem folgenden Jahre unbelästigt nach Hamburg begeben

*) Werke II, 432.
**) Ebenda 443f.

können. Aber nach den heftigen Angriffen auf den König von Preußen in den „Zeitgedichten" und in „Deutschland" wendet sich das Blatt; Verhaftsbefehle werden gegen ihn erlassen und erwarten ihn seit 1844 „mit Sehnsucht" an allen deutschen Grenzen. Und die preußischen Behörden zeigen sich fortan unversöhnlich. Als Heine im Jahre 1846 infolge seines Augenleidens die Erlaubnis zu einer Reise nach Berlin nachsucht, um seinen Arzt und Freund Dieffenbach zu konsultieren, erklärt die Polizei, obgleich selbst der König zur Nachsicht neigt, sich nicht in der Lage, dem Flüchtling im voraus zu garantieren, daß seine Majestätsbeleidigungen ungeahndet bleiben. Aus einer freiwilligen Verbannung wird nun die wirkliche.*)

Indessen läßt seine kriegerische Begeisterung bald nach. Der „Vorwärts" hatte in Preußen Anstoß erregt durch seine gewaltsame Sprache und die Angriffe auf die Person des Königs; ein exaltierter Mensch wie Marr war sogar soweit gegangen, den berüchtigten Tschech, der ein Attentat auf Friedrich Wilhelm IV. gemacht hatte, als einen Märtyrer zu feiern. Die preußische Gesandtschaft sah sich gezwungen, dem Ministerium Guizot eine Note zu überreichen, in welcher auf die Existenz einer Art von Revolutions-Komitee in Paris hingewiesen wurde, das durch seine Schriften und Zeitungen revolutionäre Umtriebe in Deutschland förderte, und die französische Regierung zu ersuchen, diesen Zettelungen ein Ende zu machen. Guizot trat dieser Ansicht bei. Der „Vorwärts" kam vor den Strafrichter, weil er sich ohne Hinterlegung der gesetz-

---

*) G. Karpeles, „H. Heine, Aus seinem Leben und seiner Zeit", S. 233 (Leipzig 1899).

lichen Kaution mit Politik befaßt hätte, und der verantwortliche Redakteur Bernays wurde zu zwei Monaten Gefängnis, 300 Franken Strafe und Tragung der Kosten verurteilt, obwohl sein Advokat Crémieux die Richter beschworen hatte, nicht für den König von Preußen zu arbeiten. Trotzdem setzte der „Vorwärts“ seinen revolutionären Feldzug fort und erklärte, daß er sich vom 1. Januar ab — d. h. von dem Zeitpunkt an, wo er eine Kaution stellen sollte — in eine Monatsschrift umgestalten würde, für welche eine Kaution nicht erforderlich war. Nun erhielten die Redakteure des „Vorwärts“, mit Ausnahme Herweghs, den seine Botschaft als schweizer Bürger schützte, und Heine, den man fälschlich für einen naturalisierten Franzosen hielt, einen Ausweisungsbefehl aus Frankreich. Auf die entrüsteten Proteste der Opposition hin mußte der Minister die Maßregel zwar nach acht Tagen revozieren; aber er ließ die Redakteure unter der Hand „einladen“, das Erscheinen des „Vorwärts“ einzustellen, um der Regierung keine Schwierigkeiten zu bereiten. Die meisten Mitarbeiter blieben schließlich in Paris, während Marx, Bakunin und Heß nach Brüssel, Ruge nach der Schweiz gingen.*) Heine, der einen Augenblick gefürchtet hatte, aus seinem Asyl, wo er sich so wohl fühlte, vertrieben zu werden, wurde in Zukunft vorsichtiger, dämpfte seine kriegerische Begeisterung etwas und ließ klüglich von dem revolutionären Feldzugab, in dem er bis dahin ein so tatenlustiger Kämpe gewesen.

*) Adler, opus citatum, S. 101 f. Strodtmann, „H. Heine“, II, 318 f. In einem Brief an Campe vom 4. Februar 1845 spielt Heine auf diese Ereignisse an und bekundet seine lebhafteste Entrüstung darüber.

Übrigens scheint diese Mäßigung ihm nicht viel Überwindung gekostet zu haben. Heine glaubte wirklich, daß seine demokratischen Überzeugungen und seine Vergangenheit als Revolutionär ihm die strikte Pflicht auferlegten, für die Sache des Volkes zu kämpfen; aber wir haben schon gesehen, daß er nicht mit frohem Mut in die Zukunft blickte, daß er vielmehr fürchtete, der Sieg der Revolution möchte auch ein Sieg des autoritätsfeindlichen, aller Kunst und Wissenschaft abholden Kommunismus werden. Und darum fragte er sich, obwohl er seine Pflichten als Demokrat gewissenhaft erfüllte, nicht ohne geheime Angst, wohin das alles noch führen sollte. Seine Briefe gewähren uns nur einen sehr unvollkommenen Einblick in seine wahren Gefühle gegen die sozialistischen Führer, mit denen er im Jahre 1845 in Berührung gekommen war; aber man merkt ohne Mühe heraus, daß er sich diesen Verbündeten gegenüber, an deren Seite er kämpfte, sehr fremd fühlte. Wenn wir Heines Urteile über Marx nicht kennen, so haben wir doch höchst interessante Briefe des Dichters an Lassalle, den er 1845 in Paris kennen lernte,*) und namentlich einen

*) Heine lernte nicht nur Lassalle, sondern auch dessen Familie kennen. Er verkehrte mit seinem Schwager Ferdinand Friedland, der ihm Ratschläge für seine nicht immer glücklichen Börsenspekulationen gab und dem er den Beinamen Calmonius zugelegt hatte, in Erinnerung an den berühmten Hofjuden Friedrichs des Großen. Frau Friedland, Lassalles Schwester, besuchte ihn in der ersten Zeit seiner Krankheit oft. Endlich kannte Heine auch Lassalles Vater und schrieb noch 1852 einen Brief an ihn (Briefe XXII, 172). — Seine Freundschaft zu Lassalle dauerte aber nicht lange. Der Dichter fand, daß er ihn in seinem Federkrieg gegen seinen Vetter Karl Heine nicht nachdrücklich genug unterstützt hätte; Lassalle dagegen klagte, Heine habe ihn kurz darauf

langen Brief an Varnhagen von Ense, in dem er ein wundervoll lebensvolles und ähnliches Bild Lassalles entwirft und mit resignierter Schwermut in die Zukunft blickt, welche die junge Generation in Deutschland und Europa heraufführen wird. Lassalle war damals kaum zwanzigjährig, ein einfacher Student der Philologie und griechischen Philosophie; trotzdem errang er die Zuneigung und Achtung, ja fast den Respekt des auf dem Gipfel seines Könnens und seines Ruhmes stehenden Dichters, der sich sonst nicht so leicht imponieren ließ. Heine bewunderte an seinem jungen Freunde die ungezügelte Lebenskraft und Willensstärke, den leidenschaftlichen Eifer und den sicheren praktischen Sinn, wie auch jene geniale Unverschämtheit, die schon den künftigen Agitator ahnen ließ. Er bewunderte ihn, aber nicht ohne einen wehmütigen Rückblick auf sich selbst. Er fühlte sich überflügelt und endgültig unter die „Alten" versetzt; er ahnte, daß die Generation, die jetzt auf den Kampfplatz trat, die Götter, die er im Grunde seines Herzens noch verehrte, die Schönheit, die Poesie, das Ideal, nicht achtete. In Berührung mit Lassalle, der sich zum Vorkämpfer des unentwegten Atheismus aufwarf, wurde er sich der instinktiven Abneigung gegen die wirkliche Demokratie, gegen den wirklichen Sieg des Volkes

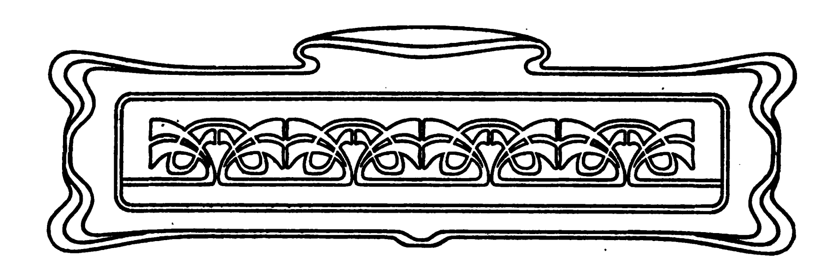
---

zur Zeit des Prozesses Hatzfeld im Stich gelassen, und erklärte dies damit, daß die Geliebte des Grafen Hatzfeld, Frau von Meyendorf, eine Freundin der Prinzessin Lieven sei, die wieder eng befreundet mit Guizot war, dem Heine seine Pension verdankte ... Siehe „Eine Liebesepisode aus dem Leben Lassalles", S. 56. Über Heines Beziehungen zu Lassalle siehe Karpeles: „H. Heine", S. 204, und Elster: „Beiträge zu Heines Biographie", Deutsche Rundschau, Bd. 91, S. 401 ff.

bewußt und fühlte tief alle Bande der Sympathie, die ihn noch an die Vergangenheit knüpften. Die Begeisterung, mit der er einst das Morgenrot der neuen Zeit begrüßt hatte, war verflogen. Gewiß war er keiner von denen, die der Menschheit einen Rückschritt wünschen oder blos ihren Fortschritt hemmen möchten, aber das gelobte Land, nach dem die moderne Demokratie strebte, erschien ihm nicht mehr als Paradies, und bisweilen blickte er zurück auf den zurückgelegten Weg und grüßte wehmütig das Zauberland, von dem sich die Menschheit täglich mehr entfernte. „Dieses neue Geschlecht", schrieb er an Varnhagen, indem er ihm Lassalle empfahl, „will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demütig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten, und waren doch vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegen gehen. Das tausendjährige Reich der Romantik hat ein Ende, und ich selbst war sein letzter und abgedankter Fabelkönig. Hätte ich nicht die Krone vom Haupte fortgeschmissen und den Kittel angezogen, sie hätten mich richtig geköpft ... Sie haben gleich mir die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Hebammendienst geleistet — ja, wir haben sie zutage gefördert und erschrecken. — Es geht uns wie dem armen Huhn, das Enteneier ausgebrütet hat und mit Entsetzen sieht, wie die junge Brut sich ins Wasser stürzt und wohlgefällig schwimmt!"*) Wie man sieht, ist Heine nicht mehr der heiter-optimistische Revolutionär von 1830. Er

*) Briefe XXII, 72f.

glaubt nicht mehr an die Verwirklichung seines Ideals; er begeistert sich nicht mehr für die Ziele der Demokratie. Müde und enttäuscht, fährt er fort, für die Sache des Volkes zu kämpfen, aber er verhehlt sich nicht, daß der Sieg dieser Sache nicht das ist, was er sich einst geträumt hatte, und daß er ihm keine Freude bereiten wird.



Fünftes Kapitel.

Heines Bekehrung.

I.

Im Laufe der vierziger Jahre tritt in Heines Gesundheitszustand eine plötzliche Verschlimmerung ein. Wir sahen, daß die ersten Symptome der Krankheit, der er unterliegen sollte, sich schon im Jahre 1832 zeigten. Damals klagte er, daß zwei Finger seiner linken Hand gelähmt seien. Es war der Anfang einer fortschreitenden Muskellähmung, die von einer Erkrankung des Rückenmarks herrührte und von den Händen sich allmählich über den ganzen Körper verbreitete. Die Fortschritte des Leidens sind zuerst sehr langsam; in den ersten Jahren seines Pariser Aufenthalts erklärt Heine sich mit seiner Gesundheit zufrieden und klagt sogar, daß er dick und unschön würde. Aber seit 1837 hat er mehrmals mit einem Augenleiden zu tun, das zu einer fortschreitenden Verminderung des Sehvermögens führt. Seit 1843 macht sein Zustand ihn in hohem Maße besorgt. Zu dieser Zeit starb auch noch sein Onkel Salomon, und zwischen ihm

und seinem Vetter Karl Heine brach jener traurige Erbschaftsstreit wegen der Rente aus, die sein Onkel Salomon dem Dichter stets gezahlt hatte und deren Weiterzahlung Karl aus unbekannten Gründen verweigerte. Ohne Zweifel haben diese Zerwürfnisse den sensiblen Künstler bis zum Äußersten erregt und aus dem Gleichgewicht gebracht; sie sind für seine Gesundheit von den verderblichsten Folgen gewesen. Seit 1845 verschlimmert sein Zustand sich beträchtlich. Seit Anfang des Jahres 1846 melden sich die Anzeichen einer rasch fortschreitenden, schlagartigen Lähmung. Im Jahre 1848 ist Heine endgültig auf sein Schmerzenslager gebannt; er kann nicht mehr ausgehen und nicht einmal mehr seine Briefe selbst schreiben. Und sein Leben, das noch acht Jahre dauert, ist fortan nur noch ein langer, langsamer Todeskampf. Er ist beständig auf einen Berg von Matratzen gebettet, da er nicht den leisesten Widerstand von Härte empfinden durfte, aber trotz dieser Vorsichtsmaßregel wird er von Krämpfen gequält, die die Glieder schrecklich verkrümmen; er ist halb blind, fast völlig gelähmt und ohne Aussicht auf Heilung; nur der Tod kann seinen Qualen ein Ende machen.

Wenn man die Geschichte dieser qualvollen Jahre verfolgt, so fällt einem sofort die merkwürdige Lebenskraft dieses unglücklichen Mannes auf, der, schon im Jahre 1846 eine halbe Leiche und von den Ärzten aufgegeben, zehn Jahre lang der Auflösung Widerstand leistet und mit ungetrübtem Verstand und ungebrochener Schöpferkraft ohne einen Augenblick der Schwäche bis zum letzten Atemzug liebt und haßt, ohne daß Leid oder Verzweiflung je die Spannkraft seines Lebens brechen können. Er selbst sagt, daß er das zähe Leben einer

Katze hätte, und diesen Eindruck erweckt er auch. Alles scheint ihn zur höchsten Entsagung zu zwingen. Er weiß, daß er verloren ist, daß sein Leiden erst mit dem Tode endet; er wird nicht wie Nietzsche von dem Willen hochgehalten, sein Lebenswerk zu Ende zu führen und ein Riesengebäude philosophischer Synthese zu vollenden; ihm bleibt nichts, was ihn ans Leben kettet, nicht einmal der Grund, daß er den Seinen unentbehrlich ist, denn die Zukunft seiner Mutter und seiner Frau ist unter allen Umständen gesichert und er hat keine Kinder; er macht sich über sein Schicksal keine Illusionen, er blickt dem baldigen Ende ruhig entgegen und bedauert nur, daß er den Würmern nichts übrig läßt, als Knochen zum benagen. Trotzdem bleibt er der Erde treu und begehrt zu leben. Niemand kann sich weniger von den Dingen dieser Welt losmachen als er. Er bleibt angesichts des Todes, was er sein Leben lang war: ein Schriftsteller im Großen wie im Kleinen. Man steht bewundernd vor der Energie, mit der sein Geist den Körper beherrscht; man staunt, daß seine Produktionslust durch das Leiden nicht gebrochen wird, daß er in der Stille seines Krankenzimmers von neuem und deutlicher denn je die durch den äußeren Lärm der letzten Zeit halberstickten inneren Stimmen vernimmt, daß die „deutsche Muse“, seine höchste Trösterin, ihm während seines langen Martyriums vielleicht seine schönsten Lieder einhaucht; und man man bemerkt auch nicht ohne Verwunderung beim Lesen seiner Briefe aus jener Zeit, daß seine Kampflust die alte geblieben ist, und daß er sich nach wie vor mit allen Einzelheiten seines Schriftstellerberufes abgibt. Er bleibt bis zuletzt ein zäher Verfechter seiner schriftstellerischen

Interessen dem Verleger Campe gegenüber, feilt aufs sorgsamste den Stil einer Zeitungsnotiz nach und sorgt mit größten Eifer für die Einführung seiner neuen Werke. Wir sehen ihn mit seiner Familie im Streit über Geldfragen, in Börsenspekulationen verwickelt, über eine böswillige Kritik, einen verleumderischen Angriff oder einen Mangel an Rücksicht aufgebracht wie stets; die Tatsache, daß sein Verleger ihn den Eingang eines Manuskripts nicht anzeigt, daß ein respektloser Setzer eine unhöfliche Bemerkung an den Rand eines Druckbogens schreibt, daß ein literarischer Dieb eine unerlaubte Ausgabe von einem seiner Bücher macht oder daß Meyerbeer seine Verteidigung gegen einen Plagiator zu lau führt, kann ihn erbittern. Mit Bewunderung sieht man, daß er selbst am Rande des Grabes sich sein Herz so jung bewahrt hat, daß er zum letzten Male den Zauber der Liebe genießt und mit höchster, romantischer Leidenschaft jene junge fesselnde und geheimnisvolle Frau liebt, die sich an sein Sterbebett setzt.

Und nicht ohne Rührung vernimmt man die in ihrer schmerzlichen Ironie so herzbewegenden Klagelaute des Dichters über sein hinschwindendes Leben, sei es, daß er „diese Welt voll Schönheit und Sonne, voll Lust und Liebe“ zurücksehnt, daß der Duft eines Blumenstraußes ihm „ein ganzes Ballett, ein ganzes Chor von parfümierten Erinnerungen“ hervorruft, sei es, daß er mit Rührung der Zeiten gedenkt, wo er so glücklich war, wenn er „den Tanz der Ratten der Opera sah“, oder daß er Gott bittet, sein Leibgebreste zu heilen, für Gesundheit und Geldzulage zu sorgen und ihn „noch viele schöne Tage bei seiner Frau im statu quo“ hinleben zu lassen, sei es endlich, daß er verzweifelt aufschluchzt:

„Mein Tag war heiter, glücklich meine Nacht.
Mir jauchzte stets mein Volk, wenn ich die Leier
Der Dichtkunst schlug. Mein Lied war Lust und Feuer,
Hat manche schöne Gluten angefacht.

Noch blüht mein Sommer, dennoch eingebracht
Hab' ich die Ernte schon in meine Scheuer —
Und jetzt soll ich verlassen, was so teuer,
So lieb und teuer mir die Welt gemacht!

Der Hand entsinkt das Saitenspiel. In Scherben
Zerbricht das Glas, das ich so fröhlich eben
An meine übermüt'gen Lippen preßte.

O Gott! wie häßlich bitter ist das Sterben!
O Gott! wie süß und traulich läßt sich leben
In diesem traulich süßen Erdenneste!"*)

So entwickelt sich in der Seele dieses unersättlichen Lebensfreundes während der langen Qualen eines nicht endenwollenden Todeskampfes keineswegs die endgültige Resignation, die allem Lebenswillen entsagt und nur noch nach der letzten Ruhe lechzt, sondern ein nihilistischer Pessimismus, der an seine ersten Gedichte gemahnt, eine abwechselnd schmerzliche oder lächelnde Verzweiflung, eine sanfte Müdigkeit oder bittere Ironie.

Hat er nicht grausamer denn jeder andere erfahren müssen, daß das Leben nur Leiden ist? Er hat geliebt und die Liebe hat ihm nur Schmerz und Enttäuschung gebracht. In den Träumen des Sterbenden kehrt die ganze tote Vergangenheit wieder; er sieht sich von neuem in dem Landhause bei Hamburg mit jenem „blonden Jungfräulein, so artig, so niedlich und so kühl", das dereinst seine Huldigungen verschmäht hatte; er bäumt auf gegen die Grausamkeit dieser fühl-

*) Werke II, 89. Vgl. 42, 89, 97, 103, 109 usw.

losen Jungfrau, die „ein Herzchen im Korsett wie'n kleiner Gletscher“ trägt und ohne etwas zu tun und zu reden, ohne daß sie vor dem Richterstuhle der Vernunft der geringste Vorwurf träfe, trotzdem ein Menschenleben zugrunde gerichtet hat.*) Ist das Weib nicht „die wahre Sphinx“, das ewig unlösbare Rätsel, das sich allen Menschensöhnen stellt, und das sein eigenes Lösungswort nicht kennt, bei dessen Enthüllung, wenn sein Geheimnis je verraten würde, die Welt in Trümmer fiele.**) — Und ebenso wie er in der Liebe nur Verdruß und Trübsal gefunden hat, ebenso hat er bei seinen Verwandten nur Hochmut und Verrat gefunden, und der sterbende Dichter verflucht in furchtbaren Ausbrüchen des Schmerzes, des Hasses und des blutigen Hohnes die, welche ihn mit Demütigungen und Kränkungen gespeist haben, welche ihm feige eine vergiftete Wunde geschlagen, ihm den Saft der Reben mit Gift kredenzt haben, welche ihm arglistig sein junges Leben geraubt und ihm Leib und Seele gemordet haben, ohne daß ihm ein Rächer auferstünde und Rechenschaft für ihr Verbrechen forderte.***) — Endlich ist die „schwarze Frau“ gekommen; sie hat sein Haupt zärtlich ans Herz geschlossen und seine Haare sind grau geworden.

„Sie küßte mich lahm, sie küßte mich krank,
Sie küßte mir blind die Augen;
Das Mark aus meinem Rückgrat trank
Ihr Mund mit wildem Saugen . . .“

Von dem unerbittlichen Nervenleiden gequält, stirbt der Dichter eines langsamen, nicht enden wollenden

*) Werke I, 428; II, 94ff.
**) Ebenda II, 96.
***) Ebenda 104ff.

Todes; sein Körper ist nur noch „ein Leichnam, worin der Geist ist eingekerkert“. Er beneidet die Söhne des Glückes, die der Tod mit seiner Hippe trifft, während sie „im Prachtgewand, das Haupt bekränzt, und Lachen auf der Lippe“, froh beim Lebensbankett sitzen.*) Seine Stunden und Tage gleiten langsam dahin, wie „graue Riesenschnecken“, die „ihre Hörner weit ausstrecken“.**) Und er lechzt nach nichts mehr als nach Bewußtlosigkeit, nach dem schweren Opiumschlaf oder der großen Ruhe des Todes.

> „Gut ist der Schlaf, der Tod ist besser — freilich
> Das beste wäre, nie geboren sein.“***)

Und das Leiden ist hienieden nicht die Ausnahme; es ist nicht nur das Los einiger Enterbter, sondern das eherne Gesetz, welches die Welt regiert. Überall siegt die Ungerechtigkeit, das Böse, die schlechte Sache. Überall siegt ein grausames oder tückisches Schicksal über Tapferkeit, Schönheit, Tugend und Begeisterung. Die „Historien“ sind, wie Legras richtig bemerkt „eine Art goldenes Buch der Besiegten“. Heine besingt darin König Harold, der bei Hastings fällt, Karl I., der in einer Köhlerhütte trübsinnig das Köhlerkind wiegt, das einst sein Scharfrichter sein wird, Firdusi, der im Elend am nämlichen Tage stirbt, wo der Schah Mahomed das ihm einst zugefügte Unrecht wieder sühnt, indem er ihm die reichsten Geschenke sendet, den Asra, der da stirbt, wenn er liebt, oder die ihrem Himmelsbräutigam untreuen Nonnen, die aus ihrem Grabe auferstehen und in Prozession durch das stille Kloster

*) Werke II, 89.
**) Ebenda 101.
***) Ebenda 102f., vgl. 87f.

ziehen, um den Himmel, der sie verflucht hat, umsonst um Vergebung anzuflehen. Und unter den Besiegten des Lebens hat er ein besonders zartes Mitgefühl mit den Schwachen, den Enterbten, den Parias des Daseins. Durch seine letzten Gedichte weht es wie ein herber Hauch der Empörung gegen die große soziale Ungerechtigkeit, gegen das Elend der Armen und die Frechheit der Reichen. Er singt von dem Sklavenhändler Mynheer van Koek, der die Sklaven, die er an Bord hat, auf dem Verdeck zu tanzen und Kurzweil zu treiben zwingt, um sie einige Augenblicke den mörderischen Miasmen des Zwischendecks zu entziehen, und der Gott mit gefalteten Händen bittet, sie am Leben zu erhalten, um seinen Profit zu erhöhen.*) Er schildert das Leichenbegängnis des „Philantropen", der von allen seinen Mitbürgern geachtet und geehrt wurde, der sein Vermögen allen möglichen wohltätigen Instituten vermacht hat, aber seine arme Schwester verhungern läßt und ihr ein Stück Brot abschlägt, um das sie ihn bittet.**) Oder er erzählt mit düsterer Ironie von dem traurigen Ende zweier Unglücklicher, die in ihrer Dachstube vor Kälte und Hunger umkommen.

„Am Morgen kam der Kommissär,
Und mit ihm kam ein braver
Chirurgus, welcher konstatiert
Den Tod der beiden Kadaver.
Die strenge Witt'rung, erklärte er,
Mit Magenleere vereinigt,
Hat beider Ableben verursacht, sie hat
Zum mindestens solches beschleunigt.

*) Werke II, 117ff.
**) Ebenda 121ff.

Wenn Fröste eintreten, setzt' er hinzu,
Sei höchst notwendig Verwahrung
Durch wollene Decken; er empfahl
Gleichfalls gesunde Nahrung."*)

Und an den Anfang seines „Lazarus" setzt er jene grausame Betrachtung über den „Weltlauf":

„Hat man viel, so wird man bald
Noch viel mehr dazu bekommen.
Wer nur wenig hat, dem wird
Auch das Wenige genommen.
Wenn du aber gar nichts hast,
Ach, so lasse dich begraben —
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur die etwas haben!"**)

Und die Krankheit, die den Leib des Dichters langsam auflöst und ihn immer mehr zum Pessimismus führt, zersetzt auch seine Lebensauffassung. In seinen Mannesjahren hatte Heine im Saint-Simonismus die Religion zu finden geglaubt, die den vielfachen Bedürfnissen seiner Natur genügte und die großen Antinomien des Daseins auflöste, die Vernunft und religiöses Empfinden, Stoff und Geist, Individualismus und Sozialismus, Schönheitskult und demokratische Nützlichkeitslehre versöhnte. Aber auf seinem Schmerzenslager kommt er zu der Erkenntnis, daß diese Theorien, die ihn einst bezauberten, zu seinem jetzigen Zustand nicht mehr passen, daß sein Saint-Simonistischer Pantheismus eine Religion für glückliche Menschen ist, ein schöner Trug, der in der Prüfung des Leidens nicht stand hält. Er wird sich inne, daß es ein vergebliches Bemühen ist, eine

*) Werke II, 124.
**) Ebenda I, 415.

Synthese von heidnischem Sensualismus und christlichem Spiritualismus anzustreben, daß der angebliche Pantheismus Hegels oder Saint-Simons in Wahrheit nichts als ein verkappter Atheismus ist, daß man schließlich offen zwischen Deismus und Atheimus wählen muß. Und Heine neigt jetzt dem Deismus zu, er bekehrt sich. In seinem Testament von 1848 hatte er seinen radikalen Unglauben noch unumwunden bekannt. „Durch den Taufakt gehöre ich der christlichen und evangelischen Kirche an, aber mein Geist hat nie einem religiösen Glauben gehuldigt, und nachdem ich als guter Heide gelebt habe, wünsche ich auch zu sterben, ohne daß ein Priester zu meinem Leichenbegängnis hinzugezogen wird."*) Aber seit dem März 1848 hat er, wie er Fanny Lewald erzählt, in seinen schlaflosen Nächten bisweilen sehr ernste Gespräche mit dem alten Jehovah, wo dieser ihm sagt: „Sie dürfen alles sein, lieber Doktor, was Sie wollen, Republikaner und Sozialist, nur kein Atheist."**) Im Januar 1849 ist seine Bekehrung eine vollendete Tatsache. Er sagt darüber zu Alfred Meißner im Januar 1849: „In der Tat, es ist seit einiger Zeit eine religiöse Reaktion bei mir eingetreten. Weiß Gott, ob das mit der Morphine oder mit den Kataplasmen zusammenhängt. Es ist so. Ich glaube wieder an den persönlichen Gott. Dahin kömmt man, wenn man krank ist, so krank und gebrochen! Machen Sie mir kein Verbrechen daraus! Akzeptiert doch das deutsche Volk in seiner Not den König von Preußen, warum soll ich nicht den persönlichen Gott akzeptieren? . . . Hören

---

*) Werke VII, 515.
**) Zitiert von Strodtmann, „Heine", II, 376.

Sie da eine große Wahrheit: wo die Gesundheit aufhört, wo das Geld aufhört, wo der gesunde Menschenverstand aufhört, dort überall fängt das Christentum an."*) Zur selbigen Zeit vertraut er auch Mignet an, was er bisher nur seiner Pflegerin und einigen vornehmen Damen mitgeteilt hatte: er habe den deutschen Atheismus abgeschworen und sei wieder zum demütigen Gottesglauben des gemeinen Mannes zurückgekehrt; er habe entdeckt, daß ein wenig Religion einem armen Manne nichts schaden kann, namentlich wenn er seit sieben Monaten auf dem Rücken liegt; und wenn er noch nicht ganz und gar an dem Himmel glaube, so habe er wenigstens das Privileg, einen Vorgeschmack der Hölle zu haben, da ihm die Wirbelsäule mit glühenden Eisen punktiert würde.**) Einige Wochen danach erklärt er in einer Berichtigung, die er an die deutschen Zeitungen versendet, öffentlich den Umschlag seiner Anschauungen. „In manchen Momenten, so schreibt er, besonders wenn die Krämpfe in der Wirbelsäule allzu quallvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Mensch wirklich ein zweibeiniger Gott ist, wie mir der selige Professor Hegel vor fünfundzwanzig Jahren in Berlin versichert hatte. Im Wonnemond des vorigen Jahres mußte ich mich zu Bette legen, und ich bin seitdem nicht wieder aufgestanden. Unterdessen, ich will es freimütig gestehen, ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen. Ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der „freieste Deutsche nach Goethe",

*) „Revolutionäre Studien aus Paris", S. 192f., zitiert von Strodtmann, „Heine", II, 376.

**) Brief vom 17. Januar 1849, veröffentlicht von E. Petit in seiner Biographie von François Mignet, Paris 1889, S. 174 f.

wie mich Ruge in gesünderen Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. II, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysius verglich, während man meinem Kollegen Nr. I den Titel eines großherzoglich Weimarschen Jupiters erteilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener heiter herablächelte — ich bin jetzt nur ein armer totkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch!"*) Im folgenden Jahre berichtet er seinem Verleger Campe, er habe „die schönsten Giftblumen aus der früheren blasphematorischen Periode" ins Feuer geworfen, und fährt dann fort: „Wenn das in den Flammen knisterte, ward mir, ich gestehe es, gar wunderlich zu Mute; ich wußte nicht recht mehr, ob ich ein Heros oder ein Wahnsinniger sei, und neben mir hörte ich die ironisch tröstende Stimme irgend eines Mephistopheles, welche mir zuflüsterte: „Der liebe Gott wird dir das alles weit besser honorieren als Campe, und du brauchst jetzt nicht mit dem Druck dich abzuquälen, oder noch gar vor dem Drucke mit Campe zu handeln wie um ein paar alte Hosen."**)

Sehen wir näher zu, was diese Bekehrung Heines wirklich bedeutet.

---

*) Briefe XXII, 161 f., 167.

**) Ebenda 174 f. (Brief an Campe vom 1. Juni 1850). Heine spricht von seiner Bekehrung in einer Reihe von Briefen an verschiedene Personen: An Max Heine in einem Brief vom 3. Mai 1849 (Deutsche Rundschau, Bd. 92, S. 52), an Lassalles Vater am 30. April 1850 (Briefe XXII, 172), an Laube vom 12. Oktober 1850 (Wolff, „Briefe von H. Heine an H. Laube", S. 52, Breslau 1893). Auch in seinen Unterhaltungen mit Fanny Lewald, Alfred Meißner, Adolf Stahr (s. Strodtmann, „Heine", II, 376 ff.) kommt Heine gern auf diesen Gegenstand zurück.

II.

Um die wirkliche Tragweite von Heines Bekehrung zu verstehen, muß man sich darüber klar werden, daß sie vielleicht weniger auf einer Wiederbelebung des Glaubens und der religiösen Hoffnungen, als vielmehr auf einer immer pessimistischeren Weltauffassung beruht. In seinen Mannesjahren hatte Heine in freudigem und vertrauensvollem Optimismus die Göttlichkeit des Menschen und der Natur verkündet und hienieden eine Demokratie von Erdengöttern gründen wollen. Auf seinem Schmerzenslager gesteht er den Bankrott seiner großartigen Hoffnungen ein. Das religiöse und politische Ideal, das er einst zu dem seinen gemacht hatte, der Saint-Simonistische Pantheismus und Sozialismus, ist in seinen Augen nur noch Utopie und Lüge. Chimärisch ist der Traum von einer Religion, welche die Rechte des Fleisches und des Geistes, die Forderungen der Vernunft und des Herzens harmonisch versöhnen wollte, ebenso chimärisch der Traum von einer Gesellschaft, die zugleich der Masse und der Elite gerecht wird und auf Erden sowohl das allgemeine Glück wie die Schönheit verwirklicht. Wir sind keine Erdengötter und werden es nie sein. Wir sollen nicht Synthesen nachstreben, die unausführbar sind. Alles, was wir vermögen, ist, daß wir uns in peinlichem Gewissenskampf für den Deismus oder den Atheismus entscheiden, für das Glück des Volkes oder für die Schönheit.

Sehen wir zunächst zu, wie dieser Umschlag zum Pessimismus sich in Heines politischen Vorstellungen ausdrückt.

Bei Betrachtung von Heines politischer Mission sahen wir bereits im letzten Kapitel, wie die Begeisterung der dreißiger Jahre allmählich einem immer herberen Skeptizismus Platz macht. Wir sahen, daß er in „Lutezia“ dem Bankrott seiner Saint-Simonistischen Hoffnungen eingestand und mit wehmütiger Resignation die unvermeidliche Entstehung einer europäischen Republik von kommunistischer Gleichheit vorhersagte. Wir sahen, daß er einige Jahre danach seinem alten Kampfgenossen Varnhagen von Ense nicht ohne Schwermut gestand, wie fremd er sich den neuen Vorkämpfern der Demokratie gegenüber empfand und welche unüberwindliche Bangigkeit ihn angesichts der Katastrophen beschlich, die er in der Zukunft heraufdämmern sah. In dem Maße, wie sein Leiden und sein hinfälliger Zustand zunehmen, verschärfen sich auch diese pessimistischen Stimmungen. Die Ereignisse von 1848, denen er, an sein Krankenlager gefesselt, ohnmächtig zuschaut, flößen ihm nur Widerwillen oder Schrecken ein. Im ersten Augenblick fühlt er zwar seine alte Kampflust wieder erwachen. „Welch ein Unglück,“ soll er gesagt haben, „solche Revolutionen in meinem Zustande zu erleben! Ich hätte müssen tot oder gesund sein!“*) In seinen übrigens ziemlich unbedeutenden Berichten an die „Augsburger Zeitung“ über die Februarrevolution findet er sich mit den Ereignissen noch ziemlich gut ab. Er konstatiert ohne Bedauern, daß die Franzosen die poetische Livree des Royalismus, der scharlachgläubigen Romantik, die überall in den Nähten platzt,

*) Fanny Lewald, „Erinnerungen an das Jahr 1848“, I, 104, 208; zitiert nach Strodtmann, „Heine“, II, 348.

mit der republikanischen Bluse vertauscht haben, die ihnen vielleicht zu weitbauschig ist, aber doch freiere Bewegung erlaubt. Er singt ein begeistertes Loblied auf Lamartine, zollt dem Ergebnis der Wahlen für die provisorische Regierung Beifall und begrüßt die neuen Erwählten als „tapfere Paladine des Friedens, wahre Ritter der Humanität."*) Aber dieses Strohfeuer der Begeisterung erlischt sehr bald. Krank, gealtert, enttäuscht, wie er ist, glaubte er bald, daß nun die große Weltrevolution, die er so oft prophezeit hatte, anbrechen würde, und seine Briefe spiegeln Besorgnis, wohin der losbrechende Sturm ihn verschlagen würde. „Sie wissen, daß ich kein Republikaner war," schreibt er am 12. März 1848 an seinen Freund Meißner, „und werden nicht erstaunt sein, daß ich noch keiner geworden. Was die Welt jetzt treibt und hofft, ist meinem Herzen völlig fremd, ich beuge mich vor dem Schicksal, weil ich zu schwach bin, ihm die Stirn zu bieten, aber ich mag ihm den Saum seines Kleides nicht küssen, um keinen nackteren Ausdruck zu gebrauchen" . . .**) Und etwas später, am 9. Juli, schreibt er an Campe: „Über die Zeitereignisse sag' ich nichts. Das ist Universalanarchie, Weltkuddelmuddel, sichtbar gewordener Gotteswahnsinn! Der Alte muß eingesperrt werden, wenn das so fort geht. Das haben die Atheisten verschuldet, die ihn toll geärgert."***)

Fortan verfolgt Heine die Ereignisse in Frankreich wie in Deutschland mit steigender Skepsis. Er hat für die französische Republik weder Sympathie noch Ach-

---

*) Werke VII, 380, 384.
**) Briefe XXII, 136.
***) Ebenda 154.

tung. Er erkennt zwar an, daß Louis Philipp, welche persönlichen Tugenden er auch haben mochte, unvermeidlich fallen mußte, denn er war nicht der Erwählte des Volks, sondern einer kleinen Koterie von Geldmenschen, die ihn auf den Thron gesetzt hatten, weil er ihnen die beste Garantie ihrer Besitztümer dünkte. Aber wenn die Februarrevolution in dieser Hinsicht ein Sieg des demokratischen Geistes war, so endete sie doch bald genug mit einer schmählichen Niederlage, einer kläglichen Demütigung, und dies verschuldete die Unfähigkeit der Volksvertreter, welche die unumschränkte Macht, die das Vertrauen des Volkes ihnen gegeben hat, nicht zu nutzen wußten. Gute Leute und schlechte Musikanten, eitel und unfähig, erinnern ihn die Mitglieder der provisorischen Regierung an den Tischler Snug im Sommernachtstraum, der sehr stolz ist, die Rolle des Löwen zu spielen, jedoch dem Publikum im voraus versichert, daß er kein wahrer Löwe ist, sondern nur ein Löwe zum Lachen, ein provisorischer Löwe, und daß es sich vor seinem Brüllen nicht zu fürchten braucht. Der beste unter diesen Tribunen, Louis Blanc, ist in Heines Augen nur ein tränenseliger, sentimentaler, wenn auch wackerer Mann, und so unwissend, daß man verwundert fragt, „wie in einem so kleinen Köpfchen so viel Unwissenheit Platz finden konnte, wie dieser bornierte winzige Schädel jene kolossalen Massen von Ignoranz zu enthalten vermochte, die er in so verschwenderischer Fülle bei jeder Gelegenheit auskramte.“ Vollends der berühmte Lamartine ist nur ein glänzender und hohler Schönredner, ein haltloser Schwätzer, ein mittelmäßiger und würdeloser Staatsmann, ein schlechter Dichter, kurz „nur ein lyrischer Ehrgeizling, der uns in Versen immer

gelangweilt und in Prosa immer düpiert hat.“*) — Und so fühlt denn Heine seine ganze bonapartistische Begeisterung von einst wieder erwachen, als Louis Bonaparte zum Präsidenten erwählt wird. Er liebt ihn nicht nur als den Neffen des großen Napoleon, sondern auch, weil er ihn für einen fähigen Mann hält, und hofft, daß er durch die Autorität seines Namens die Frankreich drohende Gefahr beseitigen wird. „Wie Louis Philipp es war, so ist auch Louis Bonaparte ein Mirakel zugunsten der Franzosen.“**) Er preist seine Thronbesteigung als einen Triumph der guten Sache, als eine Wiederaufnahme der demokratischen Bewegung, die mit dem Sturze Napoleons I. gehemmt worden „Es waren die Interessen der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderlichkeit, der Wahrheit und der Vernunft, es war die Menschheit, welche zu Waterloo die Schlacht verloren.“ Die Wiederherstellung des französischen Kaiserreiches ist also die Rache für Waterloo, der Sieg der Völker über die heilige Allianz und die Reaktion.***) — Ohne Zweifel mußte Heine im Grunde seines Demokratenherzens über die Folgen des Staatsstreiches und über das politische Schweigen, welches im kaiserlichen Frankreich alsbald eintrat, trauern; er ahnte sogar, daß das Kaiserreich nicht von ewiger Dauer sein würde, und klagte einmal Adolph Stahr wehmütig: „Die Zukunft gehört unseren Feinden, den Kommunisten, und Louis Napoleon ist nur ihr

---

*) Werke VI, 543. Diese Urteile finden sich in dem merkwürdigen Fragment „Waterloo“, das Heine nach dem 20. Dezember schrieb, aber auf Campes Rat nicht in seine „Geständnisse“ aufnahm.

**) Brief vom 21. April 1850 an Kolb.

***) Werke VI, 538, 543f.

Johannes."**) Aber er sah in der Wiederherstellung des Kaiserreichs ein Unterpfand des sozialen Friedens, und ebenso wie er einst Louis Philipp und Guizot gelobt hatte, daß sie Frankreich die nötige Ruhe gaben, um sich die Errungenschaften der Revolution wirklich zu eigen zu machen, ebenso wußte er Napoleon Dank, daß er durch seinen Einfluß auf die Massen den Ausbruch jener großen Katastrophe hinauszöge, die er in den unteren Gesellschaftsschichten sich langsam vorbereiten sah.

Das Fehlschlagen der revolutionären Bewegung von 1848 erschien ihm in Deutschland noch kläglicher als in Frankreich. Er überzeugt sich bald, daß die Deutschen absolut unfähig seien, die Freiheit zu erringen. Das Parlament in der Paulskirche, wo die Liberalen und Radikalen aller Schattierungen eine repräsentative Staatsform für Deutschland schaffen wollten, erscheint ihm als eine Versammlung komischer Figuren, über die er seinen bittersten Hohn ausschüttet; der klägliche Handstreich Herweghs mit einer Handvoll deutscher Flüchtlinge gegen Baden stimmt ihn zu einer Dichtung voll bitterer Ironie; nur die ungarischen Insurgenten finden Gnade vor seinen Augen und einige Worte der Rührung in seinen Versen.*) Mit Entrüstung sieht er die schwarz-rot-goldene Fahne und den altgermanischen Plunder, Arndt und Jahn, die Helden von 1813 und die Burschenschaftler wieder auftauchen,

> „Die für den Kaiser sich entflammt,
> Wenn sie betrunken waren."

---

*) Zitiert von Strodtmann, „Heine", II, 425.

**) Werke I, 462f.

Er sieht das verderbliche Geschlecht der Diplomaten, Pfaffen und Juristen mit Ingrimm am deutschen Einheitstempel schaffen.*) Und als die liberale Sache endgültig unterlegen war, als der deutsche Michel, der unverbesserliche Schläfer, eines Morgens „wieder erwachte unter der Hut von vierunddreißig Monarchen", hatte er nicht das mindeste Mitleid mit den Besiegten, die durch ihre Unerfahrenheit, Torheit und unverzeihliche Schwäche ein unverbesserliches Unheil angerichtet hatten, das die Befreiung Deutschlands für lange Zeit ausschloß. Die Zeit war vorüber, wo Heine als Don Quijote der Freiheit auftrat; an seinem Lebensabend nahm er keinen Anteil mehr an den ohnmächtigen und unglücklichen Verteidigern einer Sache, die er für alle Zeiten verloren glaubte. Ja er fand die, welche die undankbare Rolle des Ritters von der traurigen Gestalt auf sich nahmen oder gar suchten, höchst lächerlich. Er empfand eine zornige Verachtung für die Phantasten und Utopiker, die nur in ihren Träumen leben und gern mit großen Worten und schönen Gefühlen prahlen, für die unverbesserlichen Komödianten, die hochtrabende Phrasen und pathetische Gesten lieben, dabei zwar aufrichtig sind und sich selbst noch mehr belügen als andere, aber unfähig sind zu einer energischen und beharrlichen Tat, unfähig, sich männlich mit der Wirklichkeit abzufinden. Er hatte den alten Glauben an die Allmacht der Idee verloren; er meinte, daß Begeisterung das Nachdenken nicht ersetzen kann und daß die, welche für eine schlechte Sache kämpfen, dennoch sehr zu fürchten sind, wenn sie Flinten und Kanonen haben. Das einzige, was ihm

*) Werke II, 187f.

achtbar schien, war ein fester Wille im Dienste einer tiefen Überzeugung, und gerade der Wille erschien ihm bei den deutschen Republikanern schwach und schwankend. Daher sein Pessimissimus. Er betonte immerfort, daß man die Freiheit nicht ohne freie Menschen begründen könne; er suchte Menschen und sah überall nur Einfaltspinsel oder eitle Nichtigkeiten. Und er überschüttete alle diese Karrikaturen mit seinem rächenden Hohn; die Gegenwart galt ihm nichts und die Zukunft erschien ihm trostlos.

In der Tat war die Zeit vorüber, wo der Dichter für die göttlichen Rechte des Volkes eintrat und eine Demokratie von Erdengöttern gründen wollte. Freilich glaubt er immer noch an den schließlichen Sieg der Sache des Volkes. „Ich verharre," sagt er, „bei denselben demokratischen Prinzipien, denen meine früheste Jugend huldigte und für die ich seitdem immer flammender erglühte."*) Bei allem Pessimismus hält er also seinen Glauben an die Religion der Freiheit immer aufrecht. Ja er verspürt den heftigsten Unwillen über die, welche er für Renegaten dieses Glaubens hält. Als Laube nach den Ereignissen von 1848 und 1849 in seinem Buche „Das erste deutsche Parlament" (Leipzig 1849) Freiheit mit Maß und Einheit des Deutschtums selbst unter Opfern verlangte, kennt Heines Zorn keine Grenzen. Auf die Gefahr hin, sich mit seinem treuen Freunde ganz zu überwerfen, drückt er ihm seine Ansicht in dürren Worten aus: „Du hast ein Verbrechen an dem heiligen Geist begangen, und du weißt, daß diese Sorte von Verschuldigungen keine Vergebnis finden ... Ich begreife, wie du die Helden

*) Werke I, 487.

deiner ehemaligen Partei (du hast vielleicht vergessen, daß du zur revolutionären Partei gehört hast und als Koryphäe derselben genug erduldet hast) — wie du hohle Liberale, strohköpfige Republikaner und den schlechten Schweif einer großen Idee mit deinem prickelnden, durchhechelnden Talente lächerlich machen konntest — leichtes Spiel hattest du jedenfalls, da du diese Personen nur genau abzukonterfeien brauchtest, und die Natur dir hier zuvorgekommen, indem sie dir Karikaturen bereits fix und fertig vorgeführt, in die Feder geliefert. — Du hast kopflose Menschen guillotiniert. Aber ich begreife nicht, wie du mit einer stoischen Beharrlichkeit der Lobpreiser jener Schlechtern und noch Mittelmäßigeren sein konntest, jener Heroen, die kaum wert sind, ihren geschmähten Gegnern die Schuhriemen zu lösen, und die sich resümieren in dem Edlen von Gagern, diesem Achilles, dessen Homer du geworden bist.“ *)

Wie einst, erklärt er, daß die Zukunft den Kommunisten gehört. Aber diese Aussicht erfüllt ihn nicht mehr mit Freude, sondern mit unbezwinglicher Angst. Er zittert zwar nicht wie der satte Bourgeois für seine Kapitalien, aber ihn „beklemmt die geheime Angst des Künstlers und des Gelehrten, die wir unsere ganze moderne Zivilisation, die mühselige Errungenschaft so vieler Jahrhunderte durch den Sieg des Kommunismus bedroht sehen.“ Er fürchtet, daß alle höhere Kultur mit dem Tage, wo die Masse zur Herrschaft kommt, unwiederbringlich zerstört wird. „Fortgerissen von der Strömung großmütiger Gesinnung, mögen wir immerhin die Interessen der

*) E. Wolf, „Briefe von H. Heine an H. Laube“, S. 40f. (Brief vom 12. Oktober 1850).

Kunst und Wissenschaft, ja alle unsere Partikularinteressen dem Gesamtinteresse des leidenden und unterdrückten Volkes aufopfern: aber in der Wirklichkeit sträuben wir uns gegen alles, was zum Volke gehört, und können nicht die geringste Berührung mit ihm ertragen. Ich liebe das Volk, aber nur auf Distanz; die Emanzipation des Volkes war die große Aufgabe meines Lebens und ich habe dafür gekämpft; und doch habe ich selbst in den hitzigsten Augenblicken des Kampfes die geringste Berührung mit den Massen vermieden.“*) Das Volk, fährt er fort, hat wie alle Souveräne seine Schmeichler, die ihm sagen, daß es schön, gut und intelligent sei. Dem ist aber nicht so. Zwar ist es nicht seine Schuld, wenn es schmutzig, böse und dumm ist; vielleicht wäre es nicht schmutzig, wenn man öffentliche Bäder erbaute, nicht böse, wenn es gehörig ernährt würde, nicht dumm, wenn es öffentlichen Unterricht erhielte, aber gegenwärtig und unter den heutigen Verhältnissen tut jeder, der etwas verfeinerte Sinne hat, gut daran, es nur auf Distanz zu lieben. Und Heine schließt: „Ein großer Demokrat sagte einst: er würde, hätte ein König ihm die Hand gedrückt, sogleich seine Hand ins Feuer halten, um sie zu reinigen. Ich möchte in derselben Weise sagen: ich würde meine Hand waschen, wenn mich das souveräne Volk mit seinem Händedruck beehrt hätte.“*)

Und dieses Heraufdringen der Menge wird täglich bedrohlicher. In Deutschland besonders, wo die

---

*) Werke VI, 42f. Zum Teil ergänzt nach der französischen Ausgabe. Siehe VI, 551f.

**) Werke VI, 42f.

Handwerker den Kern einer Proletarierarmee bilden, die vielleicht nicht sonderlich diszipliniert, aber in doktrineller Beziehung ganz vorzüglich einexerziert ist, bilden die Feinde der sozialen Ordnung eine ganz andere Gefahr, als die Kommunisten in anderen Ländern. In England z. B. werden die Chartisten nur durch den Hunger und nicht durch eine Idee getrieben; sobald sie ihren Hunger mit Roastbeef und Plumpudding gestillt haben, hören sie auf, gefährlich zu sein: gesättigt fallen sie wie Blutegel zur Erde. Dagegen sind „die mehr oder minder geheimen Führer der deutschen Kommunisten große Logiker, von denen die Stärksten aus der Hegelschen Schule hervorgegangen, und sie sind ohne Zweifel die fähigsten Köpfe und die energievollsten Charaktere Deutschlands. Diese Doktoren der Revolution und ihre mitleidslos entschlossenen Jünger sind die einzigen Männer in Deutschland, denen Leben innewohnt und ihnen gehört die Zukunft. Alle anderen Parteien und ihre linkischen Vertreter sind tot, mausetot und wohl eingesargt worden unter der Kuppel der Paulskirche zu Frankfurt. Ich spreche hier weder Wünsche noch Beklagnisse aus; ich berichte Tatsachen und ich rede die Wahrheit.“*)

Einst hatte Heine geglaubt, das Morgenrot eines neuen Tages voller Licht und Farbe zu erblicken; jetzt erscheint die Zukunft ihm grau und trübe, und die Gesellschaft der Zukunft wird, so meint er, Größe, Schönheit und Poesie, alles was in seinen Augen das Dasein lebenswert macht, verleugnen. Er war nicht mehr der Revolutionär von einst, der freudig und

*) Werke VI, 553.

herausfordernd zum Kampfe rief und seine kriegerischen Fanfaren in die Luft schmetterte. Er sah jetzt dem Parteigetriebe zu, ohne Hoffnungen und ohne Illusionen, zu klug, um sich gegen das Unvermeidliche aufzubäumen und den demokratischen Strom, der seine Zeitgenossen fortriß und den er für unwiderstehlich hielt, zurückdämmen zu wollen, aber auch zu enttäuscht, um sich über eine Entwickelung zu freuen, an deren Ziel die Menschheit ihm verkleinert und herabgemindert dünkte. Wenn er trotzdem sich in die Zukunft fügte, wie er sie vorhersah, und mit den Sozialisten Hand in Hand ging, so hatte er dazu nach eigener Aussage zwei Gründe. Zunächst tat er es aus Liebe zur Logik, weil er die Voraussetzung, daß alle Menschen das Recht zu essen haben, nicht widerlegen konnte und sich gezwungen sah, alle ihre Folgerungen anzunehmen und in die Zerstörung der alten, auf die unmenschliche Ausbeutung der Armen gegründeten Gesellschaft zu willigen. Zweitens aus Haß gegen den falschen Patriotismus und weil er in den Kommunisten mächtige Verbündete gegen seine Todfeinde sah, jene sogenannten Nationalitäts-Repräsentanten in Deutschland, die Überbleibsel oder Nachkömmlinge der Teutomanen von 1815, deren Vaterlandsliebe nur in einer einfältigen Abneigung gegen alles Fremde und gegen die Nachbarvölker bestand. Und doch dachte er mit Schreck und Grausen an die Zeit, wo die wilden Gleichheitsmänner zur Macht kommen würden. „Mit ihren schwieligen Händen werden sie erbarmungslos alle Marmorstatuen der Schönheit zerbrechen, die meinem Herzen so teuer sind, sie werden all jenes phantastisches Spielzeug und Flitterwerk der Kunst zertrümmern, das der Poet so sehr geliebt; sie

werden meine Lorbeerhaine fällen und dort Kartoffeln pflanzen ... Die Nachtigallen, diese unnützen Sänger, werden fortgejagt, und ach! mein „Buch der Lieder" wird dem Gewürzkrämer dienen, um daraus Düten zu drehen, in die er Kaffee schütten wird oder Schnupftabak für die alten Weiber der Zukunft."*)

Der gleiche müde und mutlose Pessimismus tritt auch in Heines religiösen Ideen zutage.

Zu der Zeit, wo er sein Buch „Über Deutschland" schrieb, trennte er seine Sache schon sehr reinlich von der des Atheismus, aber er verbündete sich noch mit diesem gegen Christentum und Deismus. Er wies auf den Parallelismus der philosophischen Revolution in Deutschland und der politischen Revolution in Frankreich hin. Er plauderte das Schulgeheimnis der deutschen Metaphysiker aus, jenes furchtbare Geheimnis, das, „eingewickelt in scholastische Formen, nur den Eingeweihten der ersten Klasse bekannt war." Denn die deutsche Philosophie ist nicht, wie die Uneingeweihten gern glauben, „ein gewisser mystischer Nebel, worin sich die Gottheit wie in einer heiligen Wolkenburg verborgen halte," sondern sie hat das Christentum auf Tod und Leben bekämpft, mit gottlosem Eifer den blauen Vorhang vom deutschen Himmel gerissen und durch den Mund ihrer Vertreter verkündet: „Seht, alle Gottheiten sind entflohen, und dort oben sitzt nur noch eine alte Jungfer mit bleiernen Händen und traurigem Herzen: die Notwendigkeit."*) — Aber wenn Heine auch den Kantischen und Fichteschen „Materialismus" ausdrücklich verwarf, so stimmte

*) Werke VI, 572f. Siehe Strodtmann, „Heine", II, 479.
**) Ebenda 41. Vgl. 535.

er mit ihnen doch darin überein, daß der Gott der Christen und Deisten tot ist, und daß es überflüssig ist, ihn wieder aufwecken zu wollen. Noch im Jahre 1843 versichert er, daß das Christentum theoretisch endgültig überwunden sei; er vergleicht es mit einer Fliege, der man den Kopf abgeschnitten hat, und die rein mechanisch weiter lebt und herumfliegt, als ob nichts geschehen wäre.

Trotzdem erfahren seine Gefühle eine unmerkliche Wandlung. Je älter er wird, desto leidenschaftlicher wird sein Haß auf die „Mönche des Atheismus, Großinquisitoren des Unglaubens, die den Herrn von Voltaire verbrennen lassen würden, weil er doch im Herzen ein verstockter Deist gewesen.“ Solange der Atheismus noch Geheimgut einer Aristokratie von Geistreichen und Luxus einer kleinen Koterie blieb, solange hatte auch Heine eine gewisse Vorliebe für solche Ideen, wenn er sie im Grunde auch nicht teilte. „Als ich aber merkte,“ fährt er fort, „daß der rohe Plebs, der Janhagel, ebenfalls dieselben Themata zu diskutieren begann in seinen schmutzigen Symposien, wo statt der Wachskerzen und Girandolen nur Talglichter und Tranlampen leuchteten, als ich sah, daß Schmierlappen von Schuster- und Schneidergesellen in ihrer plumpen Herbergsprache die Existenz Gottes zu leugnen sich unterfingen — als der Atheismus anfing, sehr stark nach Käse, Branntwein und Tabak zu stinken: da gingen mir plötzlich die Augen auf, und was ich nicht durch meinen Verstand begriffen hatte, das begriff ich jetzt durch den Geruchssinn, durch das Mißbehagen des Ekels, und mit meinem Atheismus hatte es, gottlob! ein Ende.“*) Und Heines Abneigung

*) Werke VI, 41 f.

gegen den Unglauben wächst und nimmt zu, je mehr er sich bewußt wird, daß die atheistische Bewegung sich in Wirklichkeit mit jener anderen deckt, die Europas Völker zum alles gleichmachenden Kommunismus treibt.

Und er bleibt dabei nicht stehen. Ebenso wie er in der Politik aufhört, an die Übersetzung seines sozialen Ideals in die Wirklichkeit zu glauben, ebenso läßt er in religiöser Hinsicht von seinem einstigen Pantheismus, in dem er einst „die verborgene Religion Deutschlands" erblickt hatte. Jetzt erscheint er ihm als eine kaum verhüllte Form des Atheismus. Der immanente Gott der Pantheisten, der mit der Natur verwebt und verwachsen ist, nie in die Geschicke der Welt eingreift und kein Mitleid mit den Klagen der leidenden Menschheit fühlt, ist im Grunde gar kein Gott. Und der Gott-Mensch ist nicht mehr wert, als der Gott-Natur. Heine hatte einst mit Hegel gemeint, daß der Mensch ein Gott sei. Er hatte Hegel als den größten Philosophen gefeiert, den Deutschland seit Leibniz hervorgebracht hat; er hatte sein System für die erträumte Versöhnung von Spiritualismus und Sensualismus gehalten. Aber von 1843 an erkennt er in ihm den furchtbarsten Widersacher des alten Glaubens, den schrecklichsten Propheten des Kommunismus.*) Und im Jahre 1853 in seinen „Geständnissen" nennt er ihn die „Bruthenne, die mit ernsthaftem Gesicht auf den fatalen Eiern saß" und in einer absichtlich verklausulierten und verworrenen Sprache die große philosophische Synthese schuf, aus der Sozialisten und Atheisten bald ihre furchtbarsten Argumente schöpf-

*) Werke VI, 535.

ten.*) — Nein, der Mensch ist kein Gott. Die Krankheit hat ihn eines besseren belehrt; indem sie sein Leben zu einem langen Martyrium machte, hat sie ihn spiritualisiert, sein Fleisch abgetötet und ihn seinen chimärischen Ansprüchen entsagen lassen. Jetzt widerruft er öffentlich seine früheren Urteile über die Religion. Er glaubt nicht, daß der Deismus, obgleich angeblich in der Theorie zugrunde gerichtet, im Verschwinden sei, noch daß Kants Vernunftkritik, welche die Beweistümer für das Dasein Gottes, wie wir dieselben seit Anselm von Canterbury kennen, zernichtet, auch dem Dasein Gottes ein Ende gemacht habe. Er erklärt, daß der Deismus lebendiger ist, denn je, und daß in den Spinngeweben der deutschen Dialektik nicht einmal eine Fliege, geschweige denn ein Gott den Tod fände. Er sagt sich also entschlossen von Hegel, Feuerbach und all jenen hochmütigen Denkern los, welche die Gottheit leugnen und die Menschheit vergöttlichen wollen. „Die Repräsentationskosten eines Gottes, der sich nicht lumpen lassen will und weder Leib noch Börse schont, sind ungeheuer; um eine solche Rolle mit Anstand zu spielen, sind besonders zwei Dinge unentbehrlich: viel Geld und viel Gesundheit. Leider geschah es, daß eines Tages — im Februar 1848 — diese beiden Requisiten mir abhanden kamen, und meine Göttlichkeit geriet dadurch sehr ins Stocken. Gleich vielen anderen heruntergekommenen Göttern jener Umsturzperiode, mußte auch ich kümmerlich abdanken und in den menschlichen Privatstand wieder zurücktreten. Das war auch das Gescheiteste, das ich tun konnte. Ich kehrte zurück in die niedere

*) Werke VI, 46.

Hürde der Gottesgeschöpfe, und ich huldigte wieder der Allmacht eines höchsten Wesens, das den Geschicken dieser Welt vorsteht, und das auch hinfüro meine eigenen irdischen Angelegenheiten leiten sollte."*)

Man kann bei Heine in dieser Zeit eine wahre Wiederbelebung des religiösen Gefühls beobachten. Er beginnt von neuem die Bibel zu lesen und findet darin ebensosehr eine Quelle inneren Heils als einen Gegenstand der höchsten Bewunderung. „Sonderbar!" sagt er. „Nachdem ich mein ganzes Leben hindurch mich auf allen Tanzböden der Philosophie herumgetrieben, allen Orgien des Geistes mich hingegeben, mit allen möglichen Systemen gebuhlt, ohne befriedigt worden zu sein, . . . befinde ich mich plötzlich auf demselben Standpunkt, worauf auch der Onkel Tom steht, auf dem der Bibel, und ich knie neben dem schwarzen Betbruder nieder, mit derselben Andacht."**) Er empfindet eine neue Begeisterung für die großen Gestalten des Alten Testaments, insbesondere für Moses und die Juden, die in allen Epochen ihrer Geschichte und trotz achtzehn Jahrhunderten der Verfolgung „gewaltige, unbeugsame Männer" geblieben sind, während die Griechen nur „schöne Jünglinge" waren. Er preist die Juden wegen ihres spiritualistischen Glaubens, wegen ihrer strengen, oft asketischen Sitten, ihrer ernsten, kontemplativen und fast abstrakten Lebensgewohnheiten, durch die sie so seltsam von den Nachbarvölkern abstechen; er findet an ihnen allerhand Verwandtschaften mit dem Geist der germanischen

---

*) Werke VI, 49.

**) Ebenda 54.

und keltischen Rasse; er nennt Judäa „ein Stück Occident, das sich mitten in dem Orient verloren"; und erklärt: „Es gibt wahrhaftig keinen Sozialisten, der terroristischer wäre, als unser Herr und Heiland." Und bereits Moses war ein Prophet des Kommunismus durch die Einführung des Jubeljahres. — Seine Sympathie gilt übrigens nicht allein dem Judentum; er hegt dasselbe Wohlwollen für die verschiedenen christlichen Konfessionen. Er lobt den Protestantismus nicht nur, weil die Reformation der Ausgangspunkt der deutschen Philosophie war, sondern auch und vor allem wegen seiner Verdienste um die Entdeckung und Verbreitung der Bibel. Indem er die Heilige Schrift über den ganzen Erdball verbreitete, stiftete er, vielleicht ohne es zu wissen, „das große Reich des Geistes, das Reich des religiösen Gefühls, der Nächstenliebe, der Reinheit und der wahren Sittlichkeit, die nicht durch dogmatische Begriffsformeln gelehrt werden kann, sondern durch Bild und Beispiel, wie dergleichen enthalten ist in dem schönen heiligen Erziehungsbuche für kleine und große Kinder, in der Bibel."*) Endlich zollt Heine seine Bewunderung „der Konsequenz der römisch-katholischen Dogmatik" und bekennt seine künstlerische Begeisterung für „die unendliche Süße, die geheimnisvoll selige Überschwänglichkeit" der Poesie des Katholizismus. Er verwahrt sich dagegen, je das Dogma noch den Kultus durch Witz oder Spöttelei bekämpft zu haben, lehnt jeden Vergleich mit dem gottlosen Voltaire ab und erklärt, daß er selbst in der Zeit, wo er die „giftigen Ratten, die in den Sakristeien Bayerns und Österreichs herumrascheln", aufs heftigste

*) Werke VI, 59.

bekämpfte, immer eine Ehrfurcht vor dem wahren Priesterstand bewahrt habe.*)

Aber man darf nicht glauben, daß diese neuen Sympathien für die positiven Formen der Religion ihn bewogen hätten, irgend einer der bestehenden Kirchen beizutreten. Das Wiedererwachen des religiösen Gefühls führte bei ihm nie bis zum formellen Übertritt zu einem positiven Dogma. „Diese Wiedergeburt des religiösen Gefühls," erklärt er ausdrücklich, „genügte dem Dichter, der vielleicht weit leichter als andere Sterbliche der positiven Glaubensdogmen entbehren kann. Er hat die Gnade, und seinem Geist erschließt sich die Symbolik des Himmels und der Erde; er bedarf dazu keines Kirchenschlüssels."**) Ausdrücklich widerspricht er sowohl in seinen Briefen wie in dem Nachwort zum „Romancero" und in seinen Geständnissen allen Gerüchten, die über seine Bekehrung zum Protestantismus oder Katholizismus umlaufen.***) Wenn er zu verschiedenen Malen sein Bedauern über seine einstige Gottlosigkeit ausspricht und insbesondere in seiner zweiten Ausgabe des Buches „Über Deutschland" die Theorien, die er einst über das religiöse Problem ausgesprochen hatte, in aller Form widerruft, ja wenn er sogar sein Manuskript über die Hegelsche Philosophie oder „die schönsten Giftblumen seiner blasphematorischen Periode" ins Feuer wirft, so wird er darum doch kein „frommes Lämmlein", schwört nichts von seiner Vergangenheit ab und erklärt seinem Verleger Campe, daß er nicht willens sei, eine Zeile seiner früheren Werke aus bigotten Bedenken aus-

*) Werke VI, 66.
**) Ebenda 56.
***) Briefe XXII, 234f; Werke I, 487; VI, 56, 63.

zumerzen.*) Und in seinem Testament von 1851, wo er erklärt, er habe „allem philosophischen Stolze entsagt und . . . sterbe im Glauben an einen einzigen Gott, dessen Erbarmen er anflehe für seine unsterbliche Seele", lehnt er doch ausdrücklich die Anwesenheit eines protestantischen Pfarrers wie jeder anderen Priesterschaft bei seinem Leichenbegängnis ab.**) — In der Religion wie in der Politik bleibt er bis zum Ende ein Unabhängiger, ein „enfant perdu".

Ebensowenig scheint das Wiedererwachen des religiösen Gefühls bei Heine aus einem praktischen Bedürfnis, einer frommen Sentimentalität hervorzugehen. Er sagt wohl gelegentlich, er begehre „einen Gott, der zu helfen vermag", und es sei für ihn „eine wahre Wohltat, daß es jemand im Himmel gibt, dem er beständig die Litanei seiner Leiden vorwimmern kann, besonders nach Mitternacht, wenn Mathilde sich zur Ruhe begeben".***) Und doch betont er, daß das Krankenbett wenig Anteil an seiner Bekehrung habe, daß diese ihre Quelle nicht in seinem Kräfteverfall, in der Furcht vor der ewigen Vernichtung oder in jener jämmerlichen Seelenangst habe, welche die Elenden, Kranken und Sterbenden zu den Tröstungen der Religion treibt.†) Allerdings fragt Heine sich bisweilen, ob seine Bekehrung nicht doch mit der Morphine und den Kataplasmen zusammenhängt, und er ist sich jedenfalls deutlich bewußt, daß der Gesundheitszustand die religiösen Ideen beeinflussen kann. So erklärt er Stahr im Oktober 1850: „Ich bin für meinen Teil zur

*) Werke VI, 51; Briefe XXII, 174f.
**) Werke VII, 519.
***) Ebenda I, 486; VI, 50.
†) Briefe XXII, 174f.; Werke I, 435.

Überzeugung gekommen, daß schon Gesunde und Kranke ganz verschiedener Religionen bedürfen. Für den Gesunden ist das Christentum unbrauchbar mit seinen Resignationen und Einseitigkeiten. Für den Kranken aber, versichere ich Sie, ist es eine ganz gute Religion". Und ein andermal fährt er fort: „Es ist mehr Verwandtschaft zwischen Opium und Religion, als sich die Menschen träumen lassen."*) Auffällig ist die Übereinstimmung dieser Ideen mit den wohlbekannten Theorien Nietzsches. Und doch: wie verschieden wiederum ist das Verhalten Heines und des Zarathustradichters der Krankheit gegenüber gewesen. Der eine läßt ironisch und müde sein Schicksal über sich ergehen und gibt dem wiedererwachten religiösen Gefühl sanft nach, weil es ganz in der Ordnung ist, daß ein Kranker religiös ist. Der andere kämpft heldenmütig gegen Krankheit und Leid und versagt sich in seinem Willen zur Genesung jeden Pessimismus, alle religiösen oder metaphysischen Opiate, mit denen Entartete ihre Schmerzen betäuben.

Allerdings scheint auch Heine die Versprechungen der Religion nicht sehr ernst zu nehmen. Spricht er von der Unsterblichkeit der Seele, so vergleicht er sie mit dem „schönen Markknochen, den der Fleischer, wenn er mit seinen Kunden zufrieden ist, ihnen unentgeltlich in den Korb schiebt . . . Und man kocht damit ganz vorzügliche Kraftbrühen, die für einen armen, schmachtenden Kranken sehr stärkend und labend sind".**) Aber er betrachtet diese Aussicht ohne

*) Zitiert von Strodtmann, „Heine", II, 377.

**) Werke I, 486. Kurz bevor Heine das Nachwort zum „Romancero" schrieb, das diese Worte enthält, hatte er mit Fichtes Sohn ein Gespräch über die Unsterblichkeit, das ihn von

sonderliche Begeisterung; er läßt den Leib mit der Seele sprechen von „jenen kalten Himmelshallen, wo schweigend die Ewigkeiten wallen und mich angähnen — sie klappen dabei langweilig mit ihren Pantoffeln von Blei“. Und die Seele hat für ihren Gefährten keinen anderen Trost als die Worte:

„Vielleicht auch amüsiert man sich
Im Himmel besser als du meinst.“*)

Heine spricht vom Himmel oft in einem Tone mutwilliger Ironie, als von einem friedlichen Orte, bequem und etwas langweilig, wo der müde Pilger „Ruhe und weiche Pantoffeln und schöne Musik“ findet,**) wo die Seelen auf edelsteingepflasterten Gassen flanieren, bei dem Gesang der Engel ein schiefes Gesicht verklärter Freude machen, Erzengel mit der Malibran, die Cherubim mit Rubini vergleichen, den himmlischen Kapellmeister (der sich auch gern loben hört) beweihräuchern und mit Sankt Peter Karten spielen.***) Die „Himmelsauen“ locken ihn nicht; er bittet Gott, ihn „noch viele schöne Tage bei seiner Frau im statu quo“ hinleben zu lassen.†) Er erklärt, Homer parodierend:

„Der kleinste lebendige Philister
Zu Stukkert am Neckar, viel glücklicher ist er,
Als ich, der Pelide, der tote Held,
Der Schattenfürst in der Unterwelt.“††)

---

der persönlichen Fortdauer nach dem Tode sehr wenig überzeugt zu haben scheint. Vgl. Karpeles, „Heine“, S. 256f.

*) Werke II, 91.

**) Ebenda I, 420.

***) Ebenda II, 219f.

†) Ebenda 97f.

††) Ebenda 110.

Im Grunde genommen dünkt das jenseitige Leben diesem „Bekehrten“ sehr problematisch.

> „Und ist man tot, so muß man lang
> Im Grabe liegen; ich bin bang,
> Ja, ich bin bang, das Auferstehen
> Wird nicht so schnell von statten gehen.“*)

Ein Dasein voller Glückseligkeit und Gerechtigkeit nach dem Grabe: das scheint dem armen Lazarus höchst unwahrscheinlich, wo er in diesem Leben nur Elend und Verzweiflung gekannt hat! . . .

So findet Heine in seiner Religion keinen Trost, keinen Hoffnungsgrund. Sie klärt ihn nicht auf über den Sinn seines Leidens, über den Sinn des Lebens. Der Pessimismus war es, der, wie wir sahen, ihn zur Religion geführt hat. Durch Krankheit und Schmerz gebrochen, ward er inne, daß sein einstiger Pantheismus eine viel zu lebensfreudige Hypothese war, daß es unbesonnen war, sich einzubilden, daß Gott aus der dialektischen Entwicklung der Vernunft hervorgehen könnte und daß die menschliche Vernunft imstande wäre, eine Weltordnung zu schaffen. Der menschliche Hochmut, der darin liegt, den Menschen zum Gott zu erheben, erscheint ihm als der Gipfel der Verirrung. Im Übermaß des Elends und des Leidens hat er den Beweis gefunden, daß über dem Menschen eine ungeheure, geheimnisvolle, unnahbare, aller menschlichen Maßstäbe spottende Macht ist, die zum mindesten den Menschen zu züchtigen und ihm Böses zu tun vermag. Und vor dieser unergründlichen und furchtbaren Macht demütigt er seinen Stolz, läßt er

*) Werke I, 420. Vgl. 416.

seinen Hochmut fahren und erkennt, daß wir nichts sind. In diesem Sinne ist Heine religiös zu nennen; aber seine Religion ist aus der Verzweiflung entsprungen. Und das gibt ihr ihren besonderen Akzent. Der Glaube gilt zumeist als eine tröstliche, optimistische Überzeugung, die das ewige Rätsel des Lebens und Leidens löst, die uns Entsagung lehrt und geduldiges Ertragen des Schicksals, die unsern Willen dazu bewegt, alles „Es war" umzuschaffen in ein „So wollt' ich es", die unsere Seele mit freudiger Hoffnung auf die Zukunft erfüllt und dadurch selbst dem unbeglücktesten Menschendasein Wert und Würde verleiht. Bei Heine finden wir nichts davon. Keiner ist sich des baren Nichts seines Daseins, seiner Freuden wie seiner Leiden, tiefer bewußt als er. Man höre nur sein Geständnis, was ihm das Dasein eines großen Dichters gilt:

„Der Vorhang fällt, das Stück ist aus,
Und Herrn und Damen gehn nach Haus.
Ob ihnen auch das Stück gefallen?
Ich glaub', ich hörte Beifall schallen.
Ein hochverehrtes Publikum
Beklatschte dankbar seinen Dichter.
Jetzt aber ist das Haus so stumm,
Und sind verschwunden Lust und Lichter.
Doch horch! ein schollernd schnöder Klang
Ertönt unfern der öden Bühne; —
Vielleicht daß eine Saite sprang
An einer alten Violine.
Verdrießlich rascheln im Parterr'
Etwelche Ratten hin und her,
Und alles riecht nach ranz'gem Öle.
Die letzte Lampe ächzt und zischt
Verzweiflungsvoll und sie erlischt.
Das arme Licht war meine Seele."*)

*) Werke I, 428.

Und angesichts der Ungerechtigkeit des Schicksals, des ewigen Sieges des Bösen und des Leidens, steigen in der Seele des Dichters quälende Zweifel auf, die sich bisweilen in erschütternden Schmerzensrufen entladen:

„Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?'

Woran liegt die Schuld? Ist etwa
Unser Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er selbst den Unfug?
Ach, das wäre niederträchtig.

Also fragen wir beständig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler —
Aber ist das eine Antwort?"*)

Sehen wir in diesen berühmten Blasphemien der „Letzten Gedichte" keinen Rückfall Heines in den Unglauben, keine Anwandlung seiner früheren Gottlosigkeit. Im Gegenteil: diese trostlose Auffassung von der Nichtigkeit des Menschenlebens und seines eigenen Daseins hat ihn gerade von seinem früheren Pantheismus, seinem Glauben an die Göttlichkeit des Menschen nach und nach losgelöst und dieser Glaube erscheint ihm jetzt als die verfeinerteste Form des Atheismus. Je mehr seine Weltauffassung sich verdüstert, je mehr sein Glaube an die Göttlichkeit des Menschen und an die Vernunft als höchstes Weltgesetz schwindet,

*) Werke II, 92.

desto mehr glaubt er auch an einen außermenschlichen Gott, einen siegreichen, rächenden Jehovah.

Ob er diesen Jehovah jemals geliebt hat, bleibt freilich sehr zweifelhaft. „Wenn ich auch an einen Gott glaube," schreibt er am 12. Oktober 1850 an Laube, „so glaub' ich doch manchmal nicht an einen guten Gott. Die Hand dieses großen Tierquälers liegt schwer auf mir. Welch ein gutmütiger und liebenswürdiger Gott war ich in meiner Jugend, als ich mich durch Hegels Gnade zu dieser Stellung emporgeschwungen."*) Jedenfalls entlockt ihm dieser Gott nie Laute zärtlicher Hingebung und tiefer Freude, wie sie die christliche Seele jederzeit zu Gottes Preis gefunden hat. Es ist dies ein Zug, durch den Heines „Frömmigkeit" unserem abendländischen Denken sehr fremd bleibt. Diesen furchtbaren Gott, der nur Schrecken und beinahe Mißtrauen einflößt, hat Heine angebetet, ohne Gefühlsüberschwang, aber sehr aufrichtig, sehr demütig. Wenn er nicht bis zum amor fati, zur begeisterten Bejahung des ganzen Weltprozesses mit all seinen Leiden und Freuden durchgedrungen ist, so hat er doch die Vergeblichkeit der Empörung der kurzlebigen Kreatur gegen die unendlichen Kräfte, die sie überall umgeben, sehr tief empfunden. Und im vollen Bewußtsein der Eitelkeit alles Atheismus, aller Selbstvergötterung des Menschen und aller Leugnung übersinnlicher Mächte sank er aufs Knie, ohne mystische Extase, ohne feige Demut, ohne selbstsüchtige Hoffnungen und Ewigkeitsgelüste, vor dem furchtbaren und keineswegs tröstlichen, aber gewiß großartigen und erhabenen Mysterium jener unendlichen Macht, deren unerforschliche Ratschlüsse

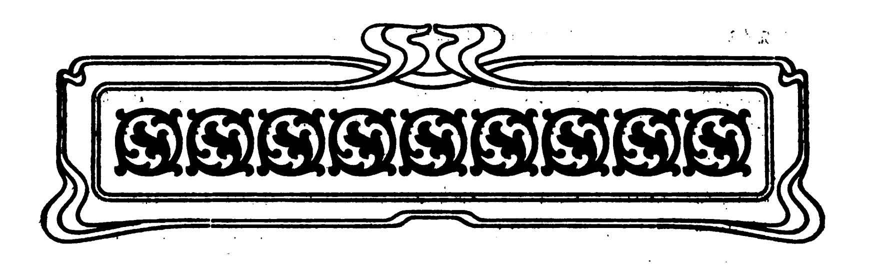
*) E. Wolff, „Briefe von H. Heine an H. Laube", S. 52.

das Weltall regieren und deren Zorn der Gerechte bisweilen mit so beängstigender Grausamkeit zu fühlen hat....

* *
*

Endlich kam der Tod. Er war dem durch ein langes, furchtbares Leiden gequälten Dichter gnädig. Ein Strahl der Liebe, einer schmerzlichen und doch unendlich süßen Liebe, fiel noch zuletzt auf die schmerzgeprüfte Seele des Sterbenden und umgab seinen Tod mit einem Heiligenschein von Poesie. Eine junge, zarte, anmutige Frau mit lebhaftem, feinem Geist und wunderbar anpassungsfähigem und unbefangenem Verstand setzte sich an sein Lager. In dieser Unbekannten, welche die feinsten Regungen seines Dichterherzens verstand und teilte, in dieser geheimnisvoll anziehenden Traumgestalt, die sich über sein Schmerzenslager beugte, glaubte er seine „Wahlverlobte“ zu sehen, die Frau, die ihm vielleicht von Ewigkeit her bestimmt war, die er vergebens im Leben gesucht hatte, und die, hätte er sie zur Zeit getroffen, sein Leben zu einem herrlichen Gedicht, einem wundervollen Idyll gestaltet hätte. Und der arme Dichter mit der ungestillten Sehnsucht im Herzen genießt mit Schmerz und Wollust diese am Rand des Grabes erblühende Liebe, deren erste Geständnisse seine letzten Abschiedsworte ans Leben sind. Wer war und was wollte in Wirklichkeit die Freundin, die Heines letzte Tage mit ihrem Zauber verklärte? Man weiß es auch noch heute nicht recht. War Frau von Krinitz — oder Camilla Selden, um diesen meist bekannteren Namen zu nennen — mehr als eine literarische Abenteuerin, die seltenen Ein-

drücken nachjagte? Man weiß es nicht. Aber es liegt auch wenig daran. Genug, daß sie dem Sterbenden die letzte, trostreiche Illusion einer Seelengemeinschaft, einer großen geteilten Leidenschaft zu geben vermochte, und daß der Dichter durch sie in einen sanften, zärtlichen Liebestraum versenkt ward, der ihn mit etwas Freude im Herzen hinüberschlummern ließ in den ewigen Schlaf.



Sechstes Kapitel.

Heines Schaffen und Persönlichkeit.

Noch heute zeigt sich die öffentliche Meinung in Deutschland oft genug feindlich oder zum mindesten mißtrauisch gegen Heine. Es fehlt ihm zwar nicht an glänzenden Verteidigern, wie Strodtmann, Elster, Hüffe, Brandes, Bölsche, Prölß, Karpeles, R. M. Meyer u. a., die sein Leben erforscht, seine Werke herausgegeben und kommentiert, seine Ideen analysiert und seine Persönlichkeit ebenso gewissenhaft und unparteiisch wie liebevoll studiert haben. Aber trotz der Anerkennung, die man ihren Arbeiten zollt, werden ihre Urteile immer noch heftig bestritten. Heines Gegner, wie Goedeke, Hehn, Treitschke, Kirchbach, Julian Schmidt, Sandvoß (Xanthippus), von Grotthus, Nietzki und viele andere behalten einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die öffentliche Meinung. In ihren Kreisen bestreitet man nach wie vor Heines Bedeutung für die deutsche Kultur und setzt ihn als Dichter, als Denker oder als Persönlichkeit herab. Die neuesten deutschen Literaturgeschichten von Weitbrecht und Bartels be-

zeugen zur Genüge, daß dieses Mißtrauen noch nicht entkräftet ist, und erhalten im gebildeten Publikum verhängnisvolle Vorurteile gegen Heine aufrecht. Als vor einigen Jahren das Projekt auftauchte, dem Dichter in Düsseldorf oder Mainz ein Denkmal zu errichten, fanden diese Antipathien Widerhall bei einem nicht geringen Bruchteil der Nation.

Wenn man sich die Urteile von Heines Gegnern, namentlich die so geschickten und so heftigen Anschuldigungen Treitschkes in seiner „Deutschen Geschichte"*) ansieht, so erkennt man, daß dem Dichter namentlich zwei Umstände in den Augen seiner Landsleute geschadet haben: seine jüdische Herkunft und seine Sympathien für Frankreich. Man greift ihn vor allem als Juden und Kosmopoliten an. Als Nichtgermane, sagen seine Feinde, hat er die deutschen Verhältnisse nicht begriffen; er hat die uralten Traditionen, welche Gegenwart und Vergangenheit verknüpfen, weder verstanden noch geachtet; er hat die tiefen Gefühle verkannt, in denen Deutschlands Kraft und Größe wurzelt: die Vaterlandsliebe, die Hingabe an den Staat, die Herrschertreue, den Glauben. Statt ein bescheidener, aber nützlicher Arbeiter an dem erstehenden Bau des Deutschen Reiches zu sein, hat er alles Bestehende niederreißen und nach einem neuen Plan wieder aufbauen wollen, und diesen Plan hat er sich aus dem Auslande geholt. Ohne Rückhalt an Vaterland und Traditionen, wurde dieser Jude das Opfer des abstrakten französischen Rationalismus, dessen Theorien er nach Deutschland übersetzen wollte. Aber dies war historisch widersinnig und gleichzeitig ein ruchloses Unterfangen, ein

*) III, 701 ff., 711 ff., IV, 419 ff., V, 378 ff., 764 ff.

von vornherein aussichtsloser, zum Scheitern bestimmter Versuch. Und da sein Geist durch sein System irregeführt wurde, hat er die wahre Bedeutung der Ereignisse, die sich unter seinen Augen abspielten, nicht erfaßt; er hat weder die Entartung Frankreichs, noch die große Zukunft Preußens begriffen. Als falscher Prophet hat er die deutsche Revolution verkündigt, gerade als die revolutionäre Gefahr ihrem Ende entgegenging, kurz vor den glorreichen Tagen, wo die Einheit Deutschlands durch die ausdauernde Anspannung des Königreichs Preußen, das er für schwach und reif zum Zusammenbruch hielt, ihrem Ziele entgegengeführt wurde.

Waren Heines Ideen verderblich — so sagen seine Gegner —, war sein Wirken vergeblich, so verdiente auch seine Persönlichkeit wenig Achtung. Man betont seine Schwächen, seine Verirrungen und seine Charakterfehler. Er wird uns geschildert als ein geschickter und wenig ehrlicher Schauspieler, der sich in Szene zu setzen und einige wenige Gefühle zu posieren weiß, die er zwar wirklich empfunden hat, deren Stärke er aber maßlos übertreibt. Man beschuldigt ihn des Egoismus in der Freundschaft, in der Liebe, in der Politik und Religion; man schreibt ihm ein kaltes, liebloses Gemüt zu. Man nimmt Anstoß an seiner zügellosen Sinnlichkeit, an der cynischen Schamlosigkeit, mit der er seine Laster offen bekennt; man beschuldigt ihn, unter allen deutschen Schriftstellern die Würde der Frau am ruchlosesten verletzt zu haben. Man brandmarkt sein Bedürfnis nach Luxus und Wohlleben als wenig angebracht bei einem Volkstribunen und wirft ihm vor, es um jeden Preis befriedigt zu haben,

ohne vor den niedrigsten und verwerflichsten Mitteln zurückzuschrecken. Man tadelt seinen blasierten Skeptizismus, seine ätzende Ironie, seinen bitteren Hohn und die Schmähungen oder Verleumdungen, die er über seine Gegner ausgießt.

Und man steht nicht an, ihn aus der geistigen Ruhmeshalle des Volkes zu verbannen. Selbst die, welche seinem Dichtergenius huldigen und ohne Umschweife anerkennen, daß er einer der interessantesten Charakterköpfe der deutschen, ja der Weltliteratur war, verurteilen den Menschen Heine mehr oder weniger streng. Die Nachsichtigsten möchten lieber, daß seine besten Gedichte die Kraft hätten, ihren eigenen Schöpfer in Vergessenheit zu bringen, statt mit ihm auch seine Fehler und Verirrungen zu verewigen. Sehr viele sind weit strenger und brandmarken den verderblichen Einfluß, den er auf den öffentlichen Geist ausübt. „Obwohl in Deutschland geboren," sagt einer von ihnen, „und deutscher Erziehung und Kultur für seine Bildung, für seine besten geistigen Besitztümer zu Danke verpflichtet und mit feinem Verständnis für deutsche Dichtung begabt, bleibt Heine in seinem eigensten Empfinden und Dichten undeutsch vom Scheitel bis zur Sohle, undeutsch in seinem Mangel an Schamgefühl und Pietät, an Wahrheitsliebe und Treue, an Achtung vor dem weiblichen Geschlecht, undeutsch in Lüsternheit und Frivolität, ja selbst in seinem Talente des Witzes und der Malice, undeutsch in seiner Abneigung gegen Deutschlands Helden und Ruhmestaten wie in seiner Begeisterung für Frankreich und Napoleon."*) Man sieht in ihm „keinen Leitstern

*) Nietzki, „H. Heine als Dichter und Mensch", S. 132 (Berlin 1895).

für das Volk, sondern ein verführerisches Irrlicht." Dieser unassimilierbare Semit, dieses „Prototyp des modernen entarteten Judentums" ist eine öffentliche Gefahr. Es bedarf einer Operation, denn „die Gefahr der Blutvergiftung der deutschen Natur ist aufs Bedrohlichste gesteigert."*)

Was soll man von dieser „Legende" halten, die in ihren verschiedenen Varianten immer nur den Zweck hat, Heine aus der deutschen Kultur auszumerzen und als eine Art bösen Geist hinzustellen, der keine Anerkennung verdient und dessen zersetzendem Einfluß man im Namen der Volksgesundheit entgegenarbeiten muß?

Unleugbar steckt etwas Wahrheit dahinter. Heine hängt zunächst unstreitig mit festen Wurzeln an seiner Rasse. Wir kennen seine tiefe Sympathie für die religiösen Überlieferungen des Judentums, seine Verehrung für das Alte Testament und die jüdische Auffassung eines rächenden Gottes, zu der er an seinem Lebensabend neigte. Wir sahen seine aufrichtige Liebe für seine unglücklichen Glaubensgenossen und sein Eintreten für die Sache der Juden-Emanzipation. Jüdische Züge erkennt man in seiner an das Hohelied gemahnenden Sinnlichkeit, in seinem Familiengeist und namentlich in seiner rührenden Liebe zu seiner Mutter, die man allgemein als einen der schönsten Züge seines Charakters anerkennt, ferner in dem abstrakten Rationalismus, der den Grundzug seiner Philosophie bildet und der bei höher stehenden Juden so oft hervortritt, schließlich in seiner Ironie, jenem bitteren jüdischen Hohn, der schmerzgeborenen Rachsucht eines lange unter allgemeiner Verachtung lebenden, von unversöhnlichem Haß ver-

*) Xanthippus, „Was dünket euch um Heine", S. 2, 100 (Leipzig 1888).

folgten Volkes.*) Heine ist also durchaus ein Jude und es wäre erstaunlich, wenn er es nicht wäre. — Aber darf man ihm darum den Titel eines Deutschen absprechen? Wir wollen uns hier nicht auf antisemitische Diskussionen einlassen. Wir wollen uns einfach auf den Hinweis beschränken, daß Heine unstreitig zur liberalsten und expansivsten Fraktion des Judentums gehörte und ganz aufrichtig wünschte, daß die jüdische Rasse, statt sich rein zu erhalten, mehr und mehr im Volkskörper aufginge. Zweitens wollen wir feststellen, daß dieser Jude, wie allgemein zugegeben wird, dem deutschen Geiste genugsam angepaßt war, um besser als die Mehrzahl seiner Zeitgenossen sogar die instinktiven Schöpfungen der Volksseele, die Sagen und alten Überlieferungen, die deutsche Volkspoesie zu verstehen. Wenn anders man dem Zeugnis des Dr. Rottenburg glauben kann, hat selbst Fürst Bismarck, als die Polemik über das Heinedenkmal entbrannte, seine Partei genommen und mit folgenden Worten seinen Ruhm als deutscher Dichter betont: „Und vergessen die Herren denn ganz, daß Heine ein Liederdichter ist, neben dem nur noch Goethe genannt werden darf, und daß das Lied gerade eine spezifisch deutsche Dichtungsform ist?" Heine war also jedenfalls ein stark germanisierter Semit.

Darf man ferner zu Recht behaupten, daß er dem Nationalgefühl in jeder Hinsicht fern stand? Ich will natürlich nicht entscheiden, ob Heine ein guter oder ein schlechter Patriot war; denn ein Franzose darf sich

*) Siehe den interessanten Aufsatz von A. Leroy-Beaulieu, „La génie juif et l'esprit juif" in der Revue des Deux Mondes vom 15. XII. 1892, worin Heines jüdischer Charakter eingehend untersucht wird.

offenbar nicht anmaßen, in Dingen des deutschen Patriotismus den Richter zu spielen. Aber vielleicht dürfen wir versuchen, die Art der Gefühle, die Heine für Deutschland und für Frankreich hegte, genau zu analysieren. — Hierbei können wir zunächst feststellen, daß Heine seinem Vaterlande nicht formell untreu wurde. Treitschke hat allerdings den Beweis zu führen gesucht, daß Heine sich um 1843 in Frankreich hätte nationalisieren lassen. Aus den neueren Untersuchungen von Elster geht jedoch hervor, daß der Dichter wohl um Gewährung des Heimatsrechtes (admission à domicile) ersucht hat, — was mit der eigentlichen Naturalisierung nicht zusammenhängt, sondern nur eine notwendige Vorbedingung von dieser bildet — daß sein Gesuch aber abschlägig beschieden wurde, weil er weder seinen Geburtsschein, der ihm verbrannt war, noch einen gültigen Geburtsausweis beibringen konnte.*) Wir können also nicht behaupten, daß Heine sich nicht in Frankreich naturalisieren lassen wollte, zu einer Zeit, wo er als Fremder auf Ansuchen der preußischen Behörden täglich aus Paris ausgewiesen werden konnte. Es ist nicht unmöglich, daß er wider Willen Deutscher blieb, und vielleicht prahlte er, als er im Jahre 1854 erklärte, es wäre „der närrische Hochmut des deutschen Dichters, der ihm davon abhielte, auch nur pro forma ein Franzose zu werden.“ Aber es ist ebenso sicher, daß er die strikte Wahrheit sprach, wenn er erklärte, er hätte „nicht eine Borste seines Deutschtums, keine einzige Schelle an seiner deutschen Kappe eingebüßt“, und daß er immer noch zu Maßmann

*) E. Elster, „War Heine französischer Bürger?“ Deutsche Rundschau, August 1902, S. 222ff.

sagen durfte: „Wir deutschen Esel".*) — Hat man andererseits ein Recht zu sagen, daß Heines Sympathien für Frankreich seiner deutschen Vaterlandsliebe Abbruch getan hätten? Auch dies ist sehr fraglich. Ohne Zweifel überschüttet Heine Frankreich und die Franzosen unaufhörlich mit oft übertriebenen Lobsprüchen. Aber es wäre naiv, wollten wir diese Lobeserhebungen als unerschütterlichen Beweis für die Glut seiner Gefühle und seiner Bewunderung für Frankreich ansehen. Wir wollen uns keiner Selbsttäuschung hingeben: Heine kannte Frankreich nur sehr oberflächlich und schätzte es weit geringer, als man auf den ersten Blick wähnt.**) Er sah vom französischen Leben nur die Außenseite und das weltmännische Wesen; er hat den französischen Charakter nicht tiefer erfaßt als die Mehrzahl seiner Zeitgenossen und gewöhnlich nur glänzende Variationen über das wohlbekannte Thema vom geistreichen und leichtfertigen, geselligen und frivolen, gleichheitssüchtigen und materialistischen, für Ruhm und Freiheit begeisterten Franzosen geschrieben. Er hat nie aufgehört, sich in Paris als ein Fremder zu fühlen. Er sah die Franzosen als ein alterndes Volk an; sie blicken zweifellos auf eine glorreiche Vergangenheit zurück und haben zur Entwickelung der europäischen Kultur Großes beigetragen, aber sie sind schwach, uneinig, verdorben, und ihre Zukunft ist anscheinend voller Gefahren und schlimmer Aussichten. Bei aller seiner aufrichtigen Liebe für Frankreich fragt er sich, ob es nicht in den bevorstehenden Stürmen untergehen wird. Wie später Nietzsche, hegt er eine

*) Werke VI, 390.

**) Siehe die feine Studie von Legras, „H. Heine poète", S. 173ff., 283ff.

warme Zuneigung für den französischen Geist, aber er sieht Frankreich ungefähr so an, wie ein gebildeter Römer das Griechenland der Verfallszeit; er hat den Eindruck, daß Frankreich „schwach auf den Beinen“ ist, und wenn der Gedanke, daß eines Tages „schmutzige Teutonen-Stiefel“ wieder das Pariser Boulevardpflaster treten könnten, auch nichts Bezauberndes für ihn hat, so scheint ihm diese Perspektive doch gar nicht so unmöglich. Für einen Abtrünnigen des Deutschtums hat Heine wahrlich gar wenig Vertrauen in Frankreichs Stern ...

Nach meinem Gefühl besteht kein Zweifel darüber, daß er Deutschland viel tiefer und wahrer liebt. Wenn er sich bisweilen darin gefällt, den Dichter im Exil zu spielen, so muß man sich auch sagen, daß dieses Exil etwa vom Jahre 1845 ab durchaus gezwungen war. Und wiewohl er die französische Gastfreundschaft schätzte und in Paris einen sehr erträglichen Verbannungsort fand, so hat man doch den Eindruck, daß er oft Heimweh nach dem fernen Vaterland empfand und daß seine Klagen nicht nur eine literarische Pose, sondern der Ausdruck eines wahren Gefühls waren. Allerdings sieht er den gewaltigen Aufschwung der deutschen Macht in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts nicht im Geringsten voraus. In dieser Hinsicht haben seine Gegner unstreitig recht, wenn sie ihn einen falschen Propheten nennen. Das imperialistische Ideal des modernen deutschen Expansionsstaates ist ihm immer fremd geblieben. Heine hat sich nie für den militärischen und ökonomischen Aufschwung Deutschlands begeistert und auch gar nicht an rasche Fortschritte auf materiellem Gebiet geglaubt. Deutschland schien ihm auf lange Zeit hinaus zur Ohnmacht verdammt. Er liebte Preußen

nicht und glaubte nicht an seine künftige Vorherrschaft. Er hielt es für ehrgeizig und skrupellos, aber er glaubte, daß seine Kräfte und sein Wagemut seinen Ansprüchen nicht gewachsen wären und daß der Widerstand der anderen Völker seinen Herrschaftstraum immer wieder vereiteln würde.*) Er hat also weder Königgrätz noch Sedan vorausgesehen und zu dem Werke der deutschen Einheit, für das er übrigens keine große Begeisterung hegte, nichts beigesteuert. In dieser Hinsicht befand er sich in offenem und wohl bewußtem Gegensatz zu den „Patrioten" seiner Zeit, und die heutigen Vorkämpfer des deutschen Imperialismus sind vollauf im Recht, wenn sie ihn verleugnen und bekämpfen. Trotzdem hatte auch er seine Auffassung von Deutschlands Sendung und vom deutschen Patriotismus, eine vielleicht utopische, aber jedenfalls stolze und hochherzige Auffassung. „Beruhigt euch", sagt er in der Vorrede seines „Wintermärchens" Deutschland, „ich werde eure Farben achten und ehren, wenn sie es verdienen, wenn sie nicht mehr eine müßige und knechtische Spielerei sind. Pflanzt die schwarz-rot-goldene Fahne auf die Höhe des deutschen Gedankens, macht sie zur Standarte des freien Menschtums, und ich will mein bestes Herzblut für sie hingeben. Beruhigt euch, ich liebe das Vaterland eben so sehr, wie ihr. Wegen dieser Liebe habe ich dreizehn Jahre im Exile verlebt, und wegen eben dieser Liebe kehre ich wieder zurück ins Exil, vielleicht für immer, jedenfalls ohne zu flennen oder eine schiefmäulige Duldergrimasse zu schneiden. Ich bin der Freund der Franzosen, wie ich der Freund

*) Montégut, Revue des Deux Mondes, Bd. 63, S. 243f.

aller Menschen bin, wenn sie vernünftig und gut sind, und weil ich selber nicht so dumm oder so schlecht bin, als daß ich wünschen sollte, daß meine Deutschen und die Franzosen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, sich die Hälse brächen zum besten von England und Rußland und zur Schadenfreude aller Junker und Pfaffen dieses Erdballs. Seid ruhig, ich werde den Rhein nimmermehr den Franzosen abtreten, schon aus dem ganz einfachen Grunde: weil mir der Rhein gehört. Ja, mir gehört er, durch unveräußerliches Geburtsrecht, ich bin des freien Rheins noch weit freierer Sohn, an seinem Ufer stand meine Wiege, und ich sehe gar nicht ein, warum der Rhein irgend einem andern gehören soll, als den Landeskindern ... Man muß ihn vor allem aus den Klauen der Preußen befreien; dies erledigt, wählen wir durch allgemeines Stimmrecht einen ehrlichen Burschen, der die nötige Muße hat, um ein ehrliches und arbeitsames Volk zu regieren.*) Elsaß und Lothringen kann ich freilich dem deutschen Reiche nicht so einverleiben, wie ihr es tut, denn die Leute in jenen Landen hängen fest an Frankreich wegen der Rechte, die sie durch die französische Staatsumwälzung gewonnen, wegen jener Gleichheitsgesetze und freien Institutionen, die dem bürgerlichen Gemüte sehr angenehm sind, aber dem Magen der großen Menge dennoch vieles zu wünschen übrig lassen. Indessen, die Elsässer und Lothringer werden sich wieder an Deutschland anschließen, wenn wir das vollenden, was die Franzosen begonnen haben, wenn wir diese überflügeln in der Tat, wie wir es schon getan im Gedanken, wenn wir

*) Dieser Satz fehlt in der deutschen Ausgabe.

uns bis zu den letzten Folgerungen desselben emporschwingen, wenn wir die Dienstbarkeit bis in ihren letzten Schlupfwinkel, dem Himmel, zerstören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöser Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde einsetzen, wie unsere großen Meister gesagt und gesungen, und wie wir es wollen, wir, die Jünger. — Ja, nicht bloß Elsaß und Lothringen, sondern ganz Frankreich wird uns alsdann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt — die ganze Welt wird deutsch werden! Von dieser Sendung und Universalherrschaft Deutschlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das ist mein Patriotismus!*)

Gewiß hat der Mann, der diese begeisterten Worte schrieb, die Wendung, welche die Dinge nehmen sollten, nicht im mindesten vorausgeahnt. Er ist dem Umschwunge des deutschen Liberalismus zum Nationalismus in der Mitte des XIX. Jahrhunderts nicht gefolgt. Er blieb ein entschiedener Kosmopolit; sein Ziel war, eine heilige Allianz der Völker, besonders eine engere Freundschaft Deutschlands und Frankreichs herzustellen. Im Jahre 1851 schrieb er in sein Testament: „Es war die große Aufgabe meines Lebens, an dem herzlichen Einverständnisse zwischen Deutschland und Frankreich zu arbeiten und die Ränke der Feinde der Demokratie zu vereiteln, welche die internationalen Vorurteile und Animositäten zu ihrem Nutzen ausbeuten. Ich glaube mich sowohl um meine Landsleute wie um die Franzosen

*) Werke II, 493.

wohlverdient gemacht zu haben, und die Ansprüche, welche ich auf ihren Dank besitze, sind ohne Zweifel das wertvollste Vermächtnis, das ich meiner Universalerbin zuwenden kann".*) Er verabscheute den Bruderkrieg der Völker um die politische Macht; er war ein Anhänger der Friedensidee, ein „guter Europäer"; er träumte für Deutschland die geistige Hegemonie und sah in seiner Dichterphantasie, wie der deutsche Geist dem geeinigten Europa den Weg des Fortschritts wies. Die Ereignisse haben den Friedenspropheten Lügen gestraft und wir müssen Heine nochmals das Zeugnis eines mittelmäßigen politischen Beobachters ausstellen. Aber es ist ebenso unstreitig, daß sein Traum mit ihm nicht zu Grabe gegangen ist. Auch heute noch sieht man in allen Ländern die Nationalisten und Friedensfreunde sich schroff gegenüberstehen; noch jetzt bekämpfen und verketzern einander die Vorkämpfer nationaler Eigenart und die Kosmopoliten, die den Zusammenschluß Europas zu friedlichem Schaffen anstreben. Die Verschiedenheit der über ihn gefällten Urteile darf uns also nicht verwundern. Er ist zu „aktuell", zu tief in die gegenwärtigen Geisteskämpfe verwickelt, als daß ein unparteiisches Urteil schon heute möglich wäre. Für die einen ist er ein verderblicher, von den Tatsachen Lügen gestrafter Phantast, ein Vorfahre jener „vaterlandslosen Gesellen", die an der Auflösung des nationalen Gedankens und dem Sturze der nationalen Macht arbeiten. Für die anderen ist seine Auffassung des Patriotismus richtig und gut: man muß ihn als den Propheten einer besseren Zukunft ehren, die schon im

*) Werke VII, 520.

Anzuge ist, einer Ära des Friedens und der Eintracht, die statt blutiger Völkerkriege das gemeinsame Streben aller nach Glück und Fortschritt zeitigen wird. Je nachdem man also die unmittelbareren Pflichten gegen das „kleine Vaterland“, oder die ferneren Pflichten gegen das „große Vaterland“ für heiliger und gebieterischer hält, wird man auch Heine mit mehr Sympathie oder mehr Strenge beurteilen.

Seine Beurteilung hängt auch vielfach davon ab, wie sich seine Kritiker zur Sache der Demokratie und der Revolution stellen. — Man hat oft genug Heines Begeisterung für die Sache des Volkes nicht ernst genommen, ja selbst die Aufrichtigkeit seiner demokratischen Gefühle bezweifelt. Offenbar — und diesen Gesichtspunkt darf man bei einer Beurteilung Heines nie außer acht lassen — war er vor allem Dichter und erst in zweiter Linie Politiker. — Dichter, d. h. einer, der das Schöne über das Nützliche stellt, dem mehr daran liegt, seinen Schriften eine tadellose Form zu geben, als zum materiellen Glück des Volkes beizutragen, kurz, mehr ein Mann des Gedankens als der Tat. In seiner Jugend hat er sich zwar Illusionen über seine Neigungen und Fähigkeiten hingegeben. Als er im Jahre 1830 seine Reisebilder schrieb, tat er sich wenig zugute auf seinen Dichterruhm und wünschte, daß man ihm ein Schwert auf den Sarg lege, weil er ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit gewesen sei. Zehn Jahre später, in seinem Buch über Börne, protestierte er noch energisch gegen die reaktionären und radikalen Zeitungsschreiber, die ihm seinen politischen Abschied geben und ihn gleichsam in Ruhestand nach dem Parnassus versetzen wollten. Aber mit zunehmendem Alter wurde er sich

seines eigentlichen Berufes klarer bewußt. Er sah ein, daß er zum Ruhm seines Vaterlandes sicherer und wirksamer beitrug, wenn er Verse schrieb, als wenn er die undankbare und aufreibende Rolle eines Tribunen übernahm. Und schließlich beanspruchte er selbst nur noch den Dichterruhm für sich. „Der Steinmetz, der unsere letzte Schlafstätte mit einer Inschrift zu verzieren hat," schrieb er im Jahre 1854, „soll keine Einrede zu gewärtigen haben, wenn er dort eingräbt die Worte: Hier ruht ein deutscher Dichter".*) Unter diesen Umständen ist es vielleicht ungerecht, über Heine den Stab zu brechen, wenn er das Recht beansprucht, als Künstler zu leben und zu denken, und sich weigert, alle Pflichten eines Tribunen auf sich zu nehmen. Augenscheinlich hatten die Gegner nicht ganz unrecht, wenn sie ihm um 1840 die Formel anhefteten: „Ein Talent, kein Charakter". Heine war kein Politiker. Er hatte weder die Festigkeit noch die Selbstbeherrschung, weder den praktischen Sinn noch die Beharrlichkeit eines solchen. Zum Apostel war er nicht geboren. Ja, Menschen, die nur für eine Idee lebten, waren ihm wenig sympathisch; er behandelte sie gern als Narren, die von einer fixen Idee besessen waren, als enge, mittelmäßige Köpfe, und es machte ihm Spaß, ihre kleinen Züge und die lächerliche Verbissenheit ihrer einseitigen Leidenschaft mit schalkhafter Ironie ins volle Licht zu setzen. So legte er es Börne übel aus, daß er überall und stets, selbst in der Nacht, selbst bei Tisch, immer nur politisch räsonnierte, und er zürnte ihm, daß er ihm seine Lieblingsspeise, Kalbsfüße à la Maître d'hôtel „durch Hiobs-

*) Werke VI, 391. Vgl. 71.

posten aus der Heimat, die er aus den Zeitungen zusammengegabelt hatte", verleidet hätte.*) Heine verwahrte sich dagegen, ein berufsmäßiger Politiker zu sein; er war nur ein Dilettant, der sich so nebenbei mit Politik abgab. Die Verteidigung der Volksinteressen war weder sein einziges, noch sein vornehmstes Lebensziel, und er beanspruchte kühn das Künstlerrecht des Lebensgenusses und der harmonischen Ausbildung seines Genius. Er verhehlte seine Vorliebe für Luxus, Wohlleben und Schönheit keineswegs und fand nichts Entehrendes darin, diese Bedürfnisse aus der Börse seines Onkels Salomon zu bestreiten oder selbst den Sold der französischen Regierung anzunehmen. Das alles wäre bei einem Politiker taktlos und tadelnswert gewesen. Und man kann sich in der Tat nicht wundern, daß Heines Zeitgenossen Anstoß nahmen an dieser lässigen Haltung, die er oft genug posierte, an dem scharfen Spott, mit dem er die aufrichtigsten Demokraten überhäufte, an seiner Genußsucht und aristokratischen Verachtung für das häßliche, dumme und ungeschickte Volk, die er bei jedem Anlaß cynisch und herausfordernd zur Schau trug. Aber Heine war kein Mann der Tat, kein Parteiführer, und wollte es nicht sein. Sein unvorsichtiges Benehmen, das bei einem Volksvertreter unverantwortlich wäre, darf man bei einem Künstler wohl nicht so streng verurteilen; ungerecht wäre es meines Erachtens jedenfalls, daraus zu schließen, daß er ein „Salondemagoge" gewesen sei, der nur mit den demokratischen Überzeugungen gespielt habe, ohne es ernst mit ihnen zu meinen.

---

*) Werke VII, 103.

Und wie er in erster Linie Dichter ist, so ist er auch wesentlich Individualist. Auch in dieser Hinsicht kann er als ein ziemlich unsicherer Demokrat erscheinen, wenigstens beim ersten Zusehen. Sein Individualismus machte ihn zwar von Anfang an zum Gegner der Regierung und der bestehenden Gesellschaftsordnung. Er konnte Hegels Theorie nicht beipflichten, daß der Staat das höchste Ziel sei, daß das Individuum ihm seine Sonderinteressen, seinen Einzelwillen unterordnen müsse, daß der Bürger nur durch und für die Gesamtheit lebe. Er schätzte die menschliche Persönlichkeit zu hoch ein, als daß er sie so unter die Vormundschaft des Staates gestellt zu sehen wünschte, und er schätzte die Bürgertugenden, wie sie im preußischen Staate in Ehren standen, die strenge Unterordnung, die Selbstverleugnung, das Gefühl für soziale Rangstufen, die gewissenhafte Erfüllung der gegebenen Pflichten zu gering. Er verglich die preußischen Soldaten schnöde mit den mittelalterlichen Knappen,

„Die in dem Herzen getragen die Treu'
Und auf dem Hintern ein Wappen."

Und waren nicht alle preußischen Untertanen gewissermaßen Soldaten, die das Wappen ihres Herrn als Wahrzeichen ihrer unrühmlichen Knechtschaft trugen? Und als nächste Pflicht erschien es ihm, den modernen Menschen aus allen Fesseln der Überlieferung zu befreien und der Bedrückung der Untertanen durch den allmächtigen Staat ein Ende zu setzen, damit jedes Individuum seine Persönlichkeit frei entwickeln könne. In diesem Kampfe gegen den Despotismus von Thron und Altar war er der natürliche Verbündete aller Oppositionsparteien von den Liberalen bis zu den

Radikalen. Aber als überzeugter Individualist wollte er stets seine eigene Unabhängigkeit wahren; in dem politischen Parteigetriebe wählte er sich einen isolierten Standpunkt und weigerte sich, in Reih und Glied zu treten, ja er fiel manchmal sogar über die Leute seiner eigenen Partei her, wenn ihre Worte und Gebärden ihm nicht gefielen; er stritt für die Freiheit, aber nur als Freischärler, als „Enfant perdu", wie er sich in einem berühmten Gedicht des Romanzero nennt.

Wenn Heine aber den modernen Staat bekämpft, so ist er dem demokratischen Gleichheitsideal nicht minder abhold, jenem Ideal des „Herdentiers", das Nietzsche gleich ihm mit so zorniger Beredsamkeit brandmarkte. Heine ist sich wohl bewußt, daß in einer demokratischen Gesellschaft, wo alle vor dem Gesetz gleich sind, wo ein jeder den gleichen Anspruch auf Glück hat, die freie Entfaltung des Individuums tausend Hemmnisse findet und sogar gänzlich vereitelt werden kann. Er glaubt in der Gleichheitsmoral, ebenso wie in der des Christentums, eine Herdenmoral zu sehen, die wie diese die Nächstenliebe, die Ergebung in eine friedliche Mittelmäßigkeit anempfiehlt und die Auflehnung des Stolzes, das kecke Hervortreten eines starken Individualwillens verwirft. Er erkennt in den Demokraten von Börnes Art „Nazarener", spiritualistische Asketen, die die Welt in eine Kaserne oder ein Krankenhaus verwandeln möchten. Daher seine tiefe Abneigung gegen die Tendenzen der Radikalen und Republikaner. Daher auch seine Skepsis und seine Entmutigung, als er an seinem Lebensabend zu erkennen glaubte, daß der Sozialismus auf dieselben Konsequenzen hinausliefe wie der Freisinn. Wohin er auch blickte, überall sah er die Gesellschaft dem

Individuum feindlich. Auf der einen Seite predigten die Konservativen Disziplin und Gehorsam, Unterordnung des Einzelnen unter den absolutistischen Staat; auf des anderen Seite sprachen die Republikaner und Kommunisten von Freiheit und Emanzipation, aber in Wirklichkeit bekämpften sie nur das Vorrecht der geistigen Elite und verlangten ein gleiches Niveau für alle.

Das hinderte freilich nicht, daß Heine trotz seines künstlerischen, aristokratischen und individualistischen Widerwillens gegen die Massen das Volk sehr aufrichtig geliebt hat, und zwar hatte diese Liebe ihre Quelle in einem wesentlichen Zuge seiner Sensibilität. Unser Dichter hatte wie viele Modernen ein tiefes Naturgefühl; er empfand eine ganz besondere Zärtlichkeit für seine Heimat, für die Berge des Harzes, die er durchwandert hatte, für die Dünen von Norderney, wo er so oft in seinen Träumereien gewandelt war, namentlich aber für den Rhein, an dessen Ufern seine Jugend und Kindheit verflossen waren. Und er liebte das deutsche Volk, wie er das deutsche Land liebte. Der Seemann, dessen Schiff das Meer durchfurcht, der Bauer, der auf seiner Scholle lebt und stirbt, der Bergmann, der im Schoß der Erde arbeitet, schienen ihm teilzuhaben an dem dunklen und geheimen Leben der toten Dinge. Dieser so verfeinerte und so persönliche Dichter verstand die Einfältigen und Naiven, die der Natur noch ganz nahe stehen und deren Persönlichkeit kaum angedeutet ist. Er wußte ihren kindlichen Glauben, ihre Freuden und Leiden zu schildern; er erbarmte sich ihres Elends. Er hatte herzliches Mitgefühl mit den armen deutschen Auswanderern, die er eines Tages in Le Havre traf, wo sie sich nach Algerien einschiffen wollten, um dort ihr

Glück zu probieren. „Das Land ist gut,“ antworten sie auf seine Fragen, „und wären gern dageblieben, aber wir konntens nicht länger aushalten.“ Die hohen Steuern, die Übergriffe des Adels, der Militärdienst vertrieben sie. „Was sollten wir tun? Sollten wir eine Revolution anfangen?“*) fragten sie. Dies ist das Volk, wie Heine es versteht und liebt. Bisweilen spottet er ja über die Schwerfälligkeit des armen deutschen Michel, den man beständig an der Nase zupfen müsse, damit er aus seinem gesunden Riesenschlafe erwachte.**) Ja er braust gelegentlich gegen ihn auf und erinnert ihn daran, daß nach mosaischem Gesetz ein freigelassener Sklave, der durchaus nicht das Haus seines Herrn verlassen wollte, mit dem Ohr an den Türpfosten des herrschaftlichen Hauses angenagelt wurde.***) Im Grunde liebt er das Volk, weil es gut und harmlos, naiv und demütig ist, weil es ihm schlecht geht und weil es ausgebeutet wird. Diese etwas romantische Liebe für die Armen und Bedrückten entspringt bei Heine freilich keineswegs aus einem philosophischen Gefühl für die Menschenwürde, noch aus dem demokratischen Glauben an die Volkssouveränetät. Es ist sehr wahrscheinlich, daß eine Mehrung der Volksmacht ihm wenig Freude bereitet hätte. Wenn das Volk Zeitungen läse und der revolutionären Propaganda ein Ohr liehe, wenn es derart eine Halbbildung und unklare Begriffe über die sozialen und politischen Fragen erhielte, wenn es gegen seine Bedrücker aufstände und seine Rechte geltend machte, würde Heine es vielleicht höher schätzen, gewiß aber minder lieben. Seine Dichterempfin-

*) Werke IV, 17.
**) Ebenda VII, 42.
***) Ebenda VI, 62.

dungen wie seine demokratischen Neigungen galten dem naiven, ursprünglichen Volk, das ein noch fast pflanzenhaftes Dasein führt und sozusagen eine Frucht des Bodens ist, wie Tiere und Bäume. Gegen das souveräne Volk dagegen hegte der Dichter höchst aristokratische Vorurteile und erklärte im Tone verächtlichsten Hohnes seinen Widerwillen gegen diesen „Monarchen in Lumpen“ mit seiner Dummheit, Bosheit und Torheit und seinen Widerwillen gegen alles, was durch das Volk geschieht. Ausfälle dieser Art, denen man in Heines Werken auf Schritt und Tritt begegnet, waren in der Tat ganz dazu angetan, die einfachen Seelen, die deutliche Erklärungen lieben und auf entschiedene Parteinahme dringen, in Verwirrung zu setzen und bei ihnen anzustoßen. Man kann ihnen augenscheinlich keinen Vorwurf machen, wenn sie sich fragten, ob es einem Anwalt des Volkes wohl anstände, die Schwächen seines Schützlings so roh und brutal zu betonen, noch kann man sich wundern, daß es ihnen schwer wurde, die entgegengesetzten, aber ebenso ehrlich gemeinten Gefühle zu verstehen, die den Dichter dazu trieben, sich bald wie ein Sozialist, bald wie ein Erzaristokrat auszudrücken.

War es wirklich unmöglich, diese so verschiedenartigen Tendenzen zu vereinen? Ist der Gegensatz zwischen den demokratischen Sympathien einerseits und die entschiedene Abneigung gegen die nivellierende Gleichmacherei andererseits, die Begeisterung für Schönheit und hohe Kultur, das individualistische Eintreten für die freie Entwickelung der menschlichen Persönlichkeit — ist dieser Gegensatz, sage ich, endgültig und unausgleichbar? Wir wollen uns hier nicht in Kontroversen über diesen heißumstrittenen Gegen-

stand einlassen, sondern uns mit dem Hinweis begnügen, daß Heine selbst in den Jahren nach der Julirevolution dies nicht geglaubt hat. Und es wäre heute mehr denn je verwegen, zu behaupten, daß sein Saint-Simonistischer Glaube nicht einen Kern von Wahrheit enthielte. Man kann ihn heute also vielleicht unbedenklicher, als es seine Zeitgenossen taten, zu den Vorkämpfern für die Sache der Volksfreiheit zählen. Und wenn man selbst schließlich Bedenken trüge, ihn unter die echten Demokraten zu zählen, so war er seinem Temperament nach — und hieran zweifelt wohl niemand — jedenfalls ein politischer und sozialer Revolutionär. Als solcher bekämpft er schroff die Adelsvorrechte, brandmarkt mit flammender Beredsamkeit die Sünden des Kapitals, steht der königlichen Macht feindlich oder mißtrauisch gegenüber, prophezeit einen sozialen Zusammenbruch, durch den die Herrschaft in die Hände des Proletariats fallen wird, und sucht geflissentlich das Ansehen der traditionellen Rangordnung, der alten Regierungsform und ihrer Vertreter in der menschlichen Vorstellung herabzusetzen. Als religiöser Revolutionär verkündet er den „Tod Gottes", den endgültigen Zusammenbruch des persönlichen Gottesbegriffs und bekämpft mit unermüdlichem Eifer die Herrschaft der Kirche und der Geistlichkeit. Als moralischer Revolutionär erhebt er sich keck gegen den christlichen Spiritualismus wie gegen die Sittenstrenge Kants; er verkündet die Rechte des Fleisches und bietet manchen Vorschriften der bürgerlichen Moral, jener „zahlungsfähigen Moral" des berechnenden Philisters, den er verachtete und verabscheute, nicht nur theoretisch, sondern, was viel schwerer ins Gewicht fällt, auch in seinem Wandel Trotz. — Nun ist es freilich klar, daß Heine die Mächte

der Vergangenheit, oder was er so nannte, falsch beurteilt und im ganzen genommen viel zu niedrig eingeschätzt hat. In der Politik ist hierüber jeder Zweifel ausgeschlossen. Er hat die Macht der politischen Faktoren seiner Zeit unterschätzt. Er hat die Bedeutung des Königreichs Preußen, des Adels und des Heeres, der Bureaukratie und der neuen Geld- und Unternehmeraristokratie verkannt und deren Erfolge nicht vorausgesehen. In der Religion und Moral hat er zwar mehr Augenmaß für die Größe seiner Gegner, und doch hat er vielleicht auch die Macht und Lebenskraft der „nazarenischen" Tradition falsch eingeschätzt. Aber wenn der Gang der Ereignisse viele seiner jedenfalls zu voreiligen Hoffnungen zu Schanden machte, so kann man heute doch noch nicht sagen, daß sein Wirken für die Sache der Revolution ganz erfolglos gewesen sei. Er hat Preußens Siege und die Erfolge seiner Realpolitik ebensowenig vorausgesehen, wie die Wiedergeburt des deutschen Reiches. Aber war er nicht ein Hellseher, als er im Jahre 1833 betonte, daß die soziale Frage wichtiger sei als die politische, oder als er im Jahre 1842, ehe er Marx und Lassalle kannte, zu einer Zeit, wo die sozialistischen Ideen in Deutschland noch sehr wenig Boden fanden, seine Landsleute auf die drohenden Fortschritte des Kommunismus hinwies und ihnen einen sozialen Zusammenbruch in ganz Europa vorhersagte? Das Umsichgreifen der sozialistischen Partei in Deutschland am Schlusse des XIX. Jahrhunderts beweist, daß auch Heine bei all seinen Irrtümern im Buche der Zukunft zu lesen verstand. Man kann die Tendenzen der Sozialdemokratie bekämpfen und sie für gefährlich und umstürzlerisch erklären, man kann leugnen, daß sie je zum Siege gelangen wird: in diesem

Falle verfährt man nur logisch, wenn man von Heine wenig hält oder ihn als eine öffentliche Gefahr brandmarkt. Aber umgekehrt haben sich auch viele Anhänger der sozialistischen Sache nicht minder folgerichtig zu seinen Verteidigern aufgeworfen. Sie sehen ihm seine aristokratischen Ausfälle nach, entschuldigen seine Künstlerlaunen, seine Sinnlichkeit und sein Luxusbedürfnis, zucken die Achseln über seine Charakterschwäche und entrüsten sich nicht einmal sehr über seine geringe Begeisterung für das kommunistische Ideal. Andrerseits aber heben sie seine aufrichtige Liebe zum Volke hervor, sein Mitleid für die Enterbten, seinen Haß gegen die feudale und klerikale Reaktion, seine Verachtung der kapitalistischen Bourgeoisie, und sie sehen darin die Wahrzeichen eines echten Revolutionärs, der die Achtung und die Huldigungen jedes aufrichtigen Demokraten verdient. Marx und Engels schätzen ihn trotz seiner Inkonsequenz und zitieren ihn beständig in ihren Aufsätzen aus der zweiten Hälfte der vierziger Jahre. Bebel schließt seine Reichstagsrede vom 3. Februar 1893 mit dem berühmten Passus aus „Deutschland“:

„Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder.“*)

Und in diesen „siegessicheren Versen mit ihrem frohen Ernst und ihrem kichernden Übermut“ erblickt auch Mehring, der Historiker der sozialdemokratischen Partei, den vollkommensten poetischen Ausdruck des sozialistischen Ideals. Er stellt den Immoralisten Heine weit über die radikalen Philister vom Schlage Börnes oder Ruges, die mit Bourgeoisgeist durchseucht sind, und preist ihn als den genialsten Revolutionsdichter.

*) Werke II, 432.

Schließlich scheint mir das Auseinandergehen der Urteile über Heines Persönlichkeit auch in der Verschiedenheit des Standpunkts zu liegen, den man heute dem Dekadenzproblem gegenüber einnimmt.

Heine gehört, wie wir verschiedentlich betonten, gewiß nicht zur Zahl jener Entarteten, deren Energiequelle verarmt oder erschöpft ist, und die sich der unvermeidlichen Auflösung entgegenschleppen. Sein Temperament ist im Gegenteil wunderbar reich. Heine war ein Sensitiver von merkwürdiger Eindrucksfähigkeit, ein Denker, der sich für ein vernünftiges Freiheits- und Gleichheitsideal begeisterte, ein Genußmensch voller Lebens- und Schönheitsdurst, ein Begeisterter, der gleich bereit war zu Liebe und Haß und dessen Herz stets mit außerordentlicher Heftigkeit schlug, eine Kampfnatur, die zu Angriff und Verteidigung gleich gerüstet war und ohne Bedenken, ohne Schonung die furchtbaren Waffen, die ihm die Natur verliehen, benutzte, ein erbarmungsloser Spötter, dessen Augen den schwachen Punkt des Gegners unfehlbar herausfand, ein Humorist, der gegen Mittelmäßigkeit und Torheit, gegen Bosheit und Niedertracht mit einem oft grausamen, aber ebenso oft fröhlichen Lachen zu Felde zog. Er besaß einen soliden Fond an Gesundheit, eine strotzende Lebensfülle und rang mit unerhörter Zähigkeit gegen ein unerbittlich fortschreitendes Leiden an. Bis zum Ende seines langen Todeskampfes blieb er im Vollbesitz seiner geistigen Frische, seiner Dichtergabe, seiner unzerstörbaren Herzensjugend; bis zum Ende blieb er „der Erde treu", im Großen wie im Kleinen, und hing begeistert an dem entfliehenden Leben, ohne mystische Hoffnungen auf die große Nacht, ohne schmerzliche oder weltentrückte Himmelssehnsucht.

Aber diese in vieler Hinsicht so lebensvolle Natur hat doch ihre sehr sichtbaren Mängel, die auch dem wohlwollendsten Beobachter in die Augen springen. Es ist dies zunächst ein gewisser Mangel an Zartgefühl, der bei einer sonst so feinen und aristokratischen Natur doppelt Wunder nimmt. Dieser unliebenswürdige Charakterzug erscheint zunächst in seiner äußeren Lebensführung. Es wäre gewiß eine pharisäische Anmaßung, seine Luxusbedürfnisse ihm zum Verbrechen anzurechnen, und es wäre ebenso pedantisch, ihn darum zu verurteilen, weil er in der Wahl der Mittel, um seine kostspieligen Bedürfnisse zu befriedigen, nicht immer sehr wählerisch war. Trotzdem bedauert man, daß er sich so leicht daran gewöhnen konnte, auf die Wohltaten seines Onkels Salomon für seinen Lebensunterhalt zu rechnen, und nicht Energie genug besessen hat, um sich von seinen reichen Verwandten unabhängig zu machen. Ebenso bedauert man, daß er seine schriftstellerische Selbständigkeit und seinen guten Ruf als Publizist durch Annahme des „französischen Almosens", der berüchtigten Pension Louis Philipps aus dem geheimen Staatsfond, aufs Spiel setzte. Man kann ihm gewiß mildernde Umstände zubilligen; er war weder käuflich noch ein gemeiner Schmarotzer. Doch in beiden Fällen würde man es lieber sehen, wenn er seine Würde etwas stolzer gewahrt hätte. Und dieses gleiche Sichgehenlassen kann man bei ihm überall bemerken. Man muß ihn tadeln, daß er sich in seinen Polemiken — wie mit Platen oder Pfitzer — zu niedrigen und groben Angriffen auf das Privatleben seiner Gegner hinreißen ließ, daß er sich nur zu oft und zu gern der rohen oder unflätigen Beleidigung als Waffe bedient hat. Man wird unmöglich billigen

können, daß er nicht davor zurückschrak, einen Toten wie Börne oder eine Frau wie Madame Wohl-Strauß anzugreifen. Man muß ihm freilich zugute halten, daß er in einer stürmischen Zeit lebte, wo man, wie er sagte, oft nur die Wahl hatte, zu töten oder getötet zu werden, und wo sich folglich jedermann gezwungen sah, alle ihm zu Gebote stehenden Waffen schonungslos und erbarmungslos zu gebrauchen. Stellen wir also einfach fest, daß zarte Rücksichten ihn in seinen Polemiken wenig gehindert haben, und leugnen wir ferner nicht in seinem ganzen Auftreten einen zur Schau getragenen, nachlässigen Cynismus, der unangenehm wirkt. Er besitzt nichts von jenem Seelenadel, jener „Vornehmheit", jenem Bedürfnis nach geistiger und moralischer „Reinlichkeit" eines Nietzsche. „Eine extreme Lauterkeit gegen mich," sagt dieser, „ist meine Daseins-Voraussetzung, ich komme um unter unreinen Bedingungen; ich schwimme und bade und plätschere gleichsam beständig im Wasser, in irgend einem vollkommen durchsichtigen und glänzenden Elemente".*) Nichts dergleichen findet man bei Heine. Für ihn ist der „Ekel am Menschen" nie eine Gefahr gewesen. So aufrichtig er ist, so kann er es doch nicht lassen, manchmal ein wenig zu posieren. Und wenn es auch selbstverständlich grundfalsch wäre, zu behaupten, er habe als Liebhaber die Komödie der unglücklichen Liebe, als Patriot die Komödie der Verbannung, als Volkstribun die Komödie des sozialen Prophetentums gespielt, so weiß man doch auch oft genug nicht ganz genau, wo bei ihm die Wahrheit aufhört und die Phrase anfängt. Ebenso nimmt er es nicht allzugenau mit seinen Behauptungen,

*) E. Förster-Nietzsche, „Das Leben Friedrich Nietzsches" II, 2, S. 826.

und diese sind oft nur mit Vorbehalt aufzunehmen. Schließlich duldet er auch eine oft recht bedenkliche Gesellschaft um sich, von dem verdächtigen Abenteurer Wit von Dörring an, mit dem wir ihn in Hamburg und München in Beziehung sehen, bis zu dem wunderlichen Spekulanten Friedland, von dem er sagte, als er sich kurz vor seinem Tode mit ihm aussöhnte, er solle sich beeilen, zu ihm zu kommen, damit er ihn noch einmal lügen höre. Und was seine weiblichen Freundschaften betrifft, so ist er darin noch weniger wählerisch. „Ich bin verdammt," schreibt er einmal an Laube, „nur das Niedrigste und Törichtste zu lieben ... Begreifen Sie, wie das einen Menschen quälen muß, der stolz und sehr geistreich ist?"*) Litt er wirklich so an der Seelenlosigkeit jener „Verschiedenen", denen er so gern nachstellte? Man muß annehmen, daß dieser Schmerz doch ziemlich erträglich für ihn war, zumal der Dichter schließlich zwanzig Jahre lang widerstandslos und, wie es scheint, ohne Groll mit der Pariser Grisette fürlieb nahm, die er sich zur Lebensgefährtin erkoren hatte, jener dicken, gleichgültigen Mathilde, die so frivol und albern, so geist- und herzlos war. Wir wollen Heine beileibe nicht wegen seines Cynismus und seiner Unsittlichkeit schelten, wie seine Gegner es so gern tun. Wir wissen sehr wohl, daß diese etwas liederliche Pose, die er so gern annahm, ihm nie das Vollgefühl seiner höheren Natur, seiner Menschen- und Schriftstellerwürde raubte, und wir wollen ihm keinen Vorwurf daraus machen, daß er auf eine gewisse Art von Selbstachtung wenig gab, die ja oft nichts als puritanische Prüderie oder krankhafte Unfähigkeit ist, sich den Realitäten des Daseins anzupassen. Wir

*) Briefe XX, 301.

wollen nur darauf hinweisen, daß er nichts von jenem unüberwindlichen Ekel besaß, der zartfühlende Menschen vor gewissen Kompromissen und Berührungen zurückschrecken läßt.

Übrigens kommt dieser Charakterzug bei der Beurteilung seiner Persönlichkeit erst in zweiter Reihe. Ein unendlich wichtigerer Fehler ist sein Mangel an Harmonie und innerem Gleichgewicht. Heine ist eine hypernervöse Natur, deren Empfindungen sich leicht bis zur Siedehitze steigern und dadurch etwas Krankhaftes erhalten. Seine Eindrucksfähigkeit wird zu einer Art von Überempfindlichkeit, infolge deren er anscheinend einfache Seelenzustände bis in ihre kompliziertesten Details zergliedert. Seine Reizsamkeit ist so groß, daß er alle seine Gefühle, sei es Leid oder Freude, Liebe oder Haß, maßlos übertreibt, so daß sein ganzes Wesen in schmerzhaften Zuckungen bebt. Seine stets kampfbereite Kriegslust steigert sich oft zu einer Art Raserei, in der er alle Vorsicht, alle Billigkeit, alle Mäßigung vergißt und gleich bis zum Äußersten geht, um es nachher als erster zu bedauern. Sein Humor artet jeden Augenblick zu schmerzlicher Ironie aus; er ist dazu verdammt, nicht mehr einfache Empfindungen zu haben, sondern mitten im Schmerz zu lachen und zu spotten und im Schoße des Glückes an künftigen Trübsalen zu leiden. — Nietzsche vergleicht das Geistesleben des Menschen oft mit einer Schlacht, in der die verschiedenen Instinkte und Leidenschaften, die er in sich trägt, alle zu jeder Zeit ihr Maximum an Energie entfalten, in jedem Augenblick ihre letzte Konsequenz ziehen und sich die Herrschaft streitig machen. Bei Heine ist das Ergebnis dieses Kampfes ein Zustand fortwährenden psychischen Schwankens. Sein Gefühls-

leben bewegt sich in hastigen Gegensätzen; es pendelt unaufhörlich zwischen Mystizismus und Cynismus, Liebe und Haß, lyrischem Schwung und Ironie, Begeisterung und Enttäuschung hin und her. Er scheint nur in geringem Umfang Herr seiner selbst; man vermißt bei ihm oft das Vorhandensein eines ungeteilten, bewußten Ichs, einer autonomen, herrschenden Zentralgewalt, welche die Vielheit der Eindrücke zu koordinieren und zu systematisieren vermag; sein Ich erscheint vielmehr als die zusammengesetzte und schwankende Resultante einer Vielheit von elementaren Trieben und Effekten, die aller Kontrolle entgehen und ein ziemlich selbständiges Dasein führen. Man möchte fast sagen, er handelt nicht, sondern es handelt in ihm: sein Ich erscheint gewissermaßen als der Schauplatz mannigfacher Ereignisse, die ohne Leitung durch einen sich gleichbleibenden Zentralwillen planlos aufeinanderfolgen. Einen Augenblick nur, in den ersten Zeiten seines Pariser Aufenthalts, glaubt er im Saint-Simonismus eine Weltauffassung zu finden, die er unbeschränkt zu der seinen machen kann; er entwickelt ein ziemlich zusammenhängendes System, eine pantheistisch-sozialistische Religion, die allen seinen Instinkten, seinem rationalistischen Verstand, seiner Liebe zum Volke, seiner Künstlerphantasie und den Neigungen seines aristokratischen Temperaments gleichermaßen zusagt. Einige Jahre hindurch besitzt er ein Ideal, das allen seinen Anlagen zu entsprechen scheint, und dessen Verwirklichung er sein Leben und seine Kräfte weihen kann. Aber diese Einheit bricht bald auseinander; er wird allmählich inne, daß seine verschiedenen Strebungen unvereinbar sind. Seine Vernunft und seine demokratische Überzeugung gebieten ihm an der Verwirk-

lichung des Gleichheitsideals zu arbeiten, und seine künstlerischen Neigungen, sein aristokratischer Geschmack lassen ihn die Verwirklichung dieses Ideals mit Widerwillen und Abscheu empfinden. Sein religiöser Trieb zwingt seiner widerstrebenden Vernunft den Glauben an einen persönlichen Gott und die Unsterblichkeit der Seele auf. Und Heine scheint, unfähig die Harmonie zwischen den verschiedenen Elementen seines Wesens wieder herzustellen, ihr Auseinanderfallen mit ironischer Gelassenheit hingenommen und sich darin gefunden zu haben, daß sein Ich sich gleichsam in einen formlosen Staub divergierender Gedanken, Gefühle und Willensregungen auflöste. — Aber diese Anarchie der Urinstinkte, diese Schwächung der regelnden, mäßigenden Zentralgewalt, diese Auflösung der Persönlichkeit in überreizte und schließlich gegensätzliche Gefühle — was sind das anders als lauter Dekadenzsymptome? Und ist nicht der Schluß berechtigt, daß zwischen diesen psychischen Phänomenen und den pathologischen Erscheinungen die Heines Körper allmählich zerrütteten, eine Verbindung besteht?

Nun aber kann man den Erscheinungen der Dekadenz gegenüber einen doppelten Standpunkt einnehmen. Die einen bekämpfen und verketzern sie. Sie sehen in dem Entarteten wesentlich ein anormales, minderwertiges, ja sogar gemeingefährliches Wesen. Sie brechen den Stab über Heine nicht allein, weil sie ihn als einen Kranken betrachten, dessen Werke und Gedanken ein mehr oder minder morbides Gepräge tragen, sondern auch, weil sie ihn für eine öffentliche Gefahr halten. In der Tat droht der heutigen Gesellschaft die Gefahr der Entartung. Die immer hastigere Lebensweise hat dem modernen Leben einen fieber-

haften Rhythmus verliehen. Dieselben Symptome, die wir bei Heine beobachten, die nervöse Reizsamkeit, die übertriebene Empfindlichkeit, die Schwächung des Willens, die Auflösung der Persönlichkeit, die Anarchie der Instinkte, erscheinen bei einer großen Zahl von Individuen in sehr verschiedener Abstufung. Wenn wir mit Lamprecht annehmen dürfen, daß die hervorstechendste psychische Erscheinung unserer Zeit die gesteigerte Intensität des nervösen Lebens, das Trachten des modernen Menschen nach immer vollkommenerem Bewußtwerden des Seelenlebens bis auf seine niedrigsten, im Nervenleben verlaufenden Funktionen sei, so ist es klar, daß die europäische Kultur in dieser Hinsicht einer ernsten Gefahr entgegengeht. Die einseitige Ausbildung der nervösen Reizsamkeit kann auf die Dauer nur verhängnisvoll werden und Rückschrittsphänomene im großen Stil zeitigen. — Man sieht auf der Stelle, in welchem Sinne die Absicht, die Dekadenzerscheinungen zu bekämpfen, auf die Beurteilung Heines wirken muß. Wir haben in ihm, so sagt man, ein hervorragendes Beispiel des nervös überreizten Entarteten; sein Vorbild ist schädlich, weil in gewissem Maße ansteckend. Schon die ihm gezollte Bewunderung ist ein schlechtes Zeichen. Sie ist ein Symptom, daß viele unter uns den Sinn für das seelische Gleichgewicht verloren haben. Wir bedürfen heute der Ruhe, der Harmonie, der Ordnung; wir müssen den Aufruhr unserer Nerven zügeln, unseren Willen stärken und ihm feste Normen geben. Wollen wir aber ernstlich nach diesem Ziele streben, so ist die Beschäftigung mit Heine für uns keineswegs förderlich: er ist kein Erzieher, kein Vorbild. Er verkörpert in bestechender und darum desto gefähr-

licherer Gestalt Tendenzen, die der Fortdauer der heutigen Gesellschaft verderblich sind.

Andere, denen der Kampf gegen die Dekadenz nicht so am Herzen liegt, versuchen vielmehr, den Grund dieser Erscheinung, ihre Notwendigkeit und folglich auch gewissermaßen ihre Berechtigung zu verstehen. Sie sehen in der Entartung nichts, was an sich zu verurteilen wäre, sondern nur eine unerläßliche Bedingung alles Werdens. Wer weiß, ob das, was wir heute Dekadenz nennen, nicht eine Gleichgewichtsstörung notwendiger Art ist, um neue Synthesen, höhere Harmonien herbeizuführen. Sie ist also, wenn man will, ein Übel, aber auch ein Segen, denn sie ist die Bahn, auf der sich der Fortschritt vollzieht. Es kommt somit nicht darauf an, die Dekadenz zu bekämpfen und uns auf einen verlorenen Gesundheitszustand zurückzuschrauben. Der Fortschritt liegt vor, nicht hinter uns. Um zu genesen, muß man, wie Nietzsche sagt, „Schritt für Schritt weiter in der Decadence". . Vor einem höheren Entarteten wie Heine darf man also weder warnen noch ihn verfluchen. So wie er ist, mit seinen Mängeln und Fehlern, bleibt er ein wunderbares Exemplar der Menschengattung. Vielleicht kann man in ihm einen großartigen, aber nur halb gelungenen Versuch der Natur, eine kühne, aber noch zu wenig lebenskräftige Vorform zu höheren Bildungen der Zukunft sehen. Er ist also weder zu befehden noch zu verurteilen. Er ist vielmehr ein glorreiches Opfer des ewigen Werdegesetzes. Wir sollen ihn bewundern und beklagen und ihm die Ehren erweisen, die ihm gebühren, denn er war wirklich, wie er gesagt hat, ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit, einer jener „Luft-Schiffahrer des Geistes", die ins Weite,

Weiteste hinausfliegen, und die durch ihr Streben und Leiden die künftigen Siege und Errungenschaften der Menschheit ermöglichen.

Wie man sieht, ist der Hauptgrund für die Schwankungen in Heines Beurteilung, daß er noch zu sehr in die Streitfragen der Gegenwart verwickelt ist. Er hat meistens gegen sich die Verteidiger der bestehenden Ordnung, die Vorkämpfer des deutschen Imperialismus, die Geister, bei denen der Respekt vor der politischen, religiösen und moralischen Tradition vorherrscht, die Freunde der Regel und Ordnung, welche die Auflösung der heutigen Gesellschaft bekämpfen und die Fortschritte der „Dekadenz" beklagen. Dagegen lieben ihn die Suchenden, die Neuerer, die mit unserer gegenwärtigen Kultur wenig einverstanden sind und vor einer „Umwertung aller Werte" keine Angst haben. Auf jeden Fall bleibt er einer der hervorragendsten Repräsentanten des vergangenen Jahrhunderts. Er hat seine Fehler und Schwächen, er ist mehr negativ als positiv; er ist kein Originalgenie in der Philosophie oder Soziologie, kein Führer der Menschheit, kein politischer Kopf. Aber trotz — oder auch infolge — der Gegensätze seiner vielseitigen und disharmonischen Natur hat er mit sicherem Takt und oft wunderbarer Feinheit Seelenzustände geschildert, die seiner Zeit eigen waren und ein halbes Jahrhundert nach ihm verbreiteter sind denn je. Er hatte die Gabe, das, was viele bloß ahnten, mit Geist oder Gefühl auszudrücken, und auch heute noch wirkt er auf uns wie ein Zeitgenosse. Das genügt, um es als kleinlich erscheinen zu lassen, wenn man ihm seinen Ruhm schmälert, und unschön, wenn man seinem Genius die verdienten Ehren verweigert.

